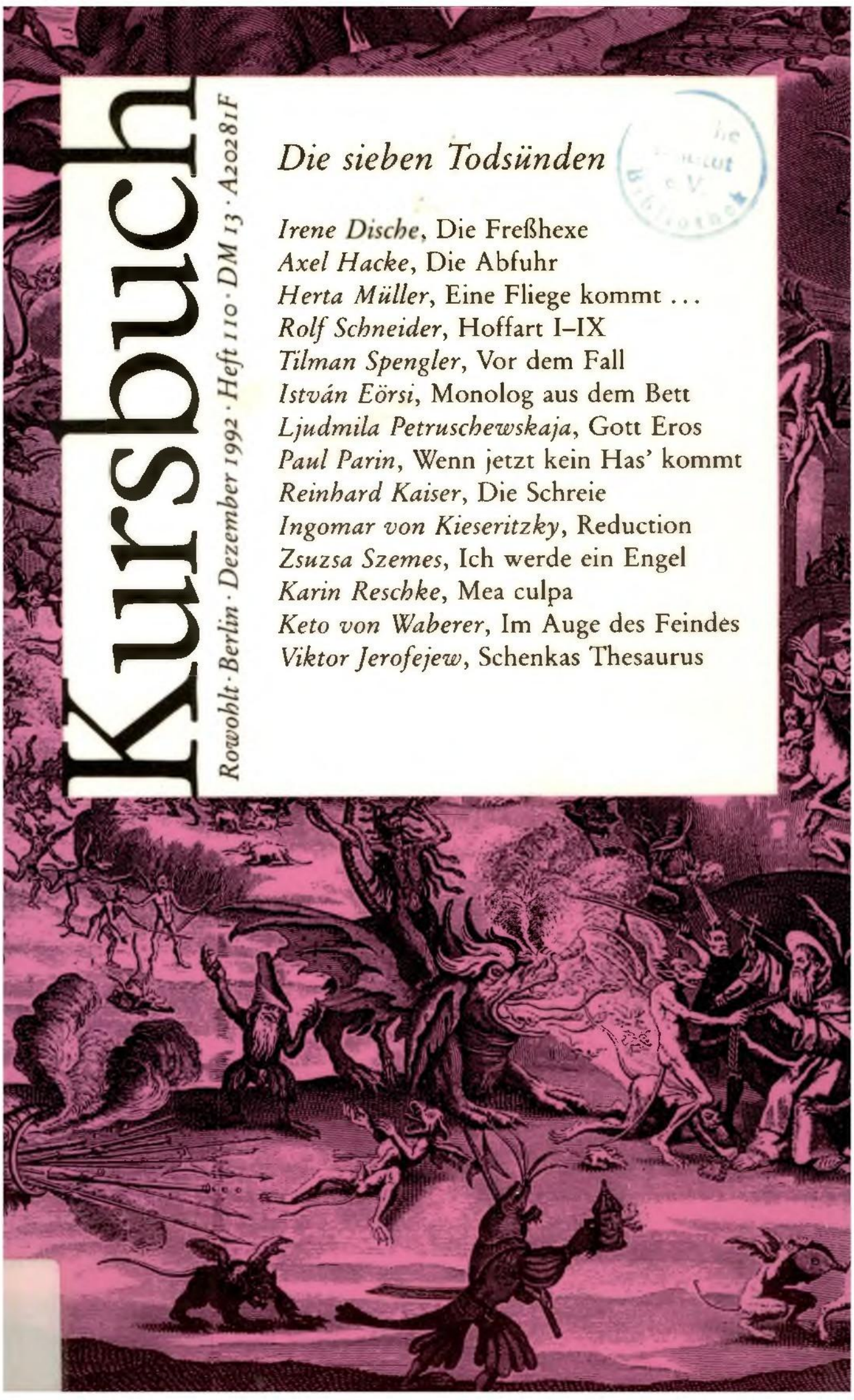
Kursbuch

Rowohlt · Berlin · Dezember 1992 · Heft 110 · DM 13 · A20281F

Die sieben Todsünden

Irene Dische, Die Freßhexe
Axel Hacke, Die Abfuhr
Herta Müller, Eine Fliege kommt ...
Rolf Schneider, Hoffart I–IX
Tilman Spengler, Vor dem Fall
István Eörsi, Monolog aus dem Bett
Ljudmila Petruschewskaja, Gott Eros
Paul Parin, Wenn jetzt kein Has' kommt
Reinhard Kaiser, Die Schreie
Ingomar von Kieseritzky, Reduction
Zsuzsa Szemes, Ich werde ein Engel
Karin Reschke, Mea culpa
Keto von Waberer, Im Auge des Feindes
Viktor Jerofejew, Schenkas Thesaurus



05
Kur

Kursbuch
Begründet von Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek

110 Die sieben Todsünden Dezember 1992

Völlerei
Irene Dische, Die Fressbude

Zorn
Axel Hacke, Die Abfuhr 15
Herta Müller, Eine Fliege kommt durch einen halben Wald 25

Hochmut
Rolf Schneider, Hoffart I–IX 37
Tilman Spengler, Vor dem Fall 45

Wollust
István Eörsi, Monolog aus dem Bett 67
Ljudmila Petruschewskaja, Auf Gott Eros' Wegen 73
Paul Parin, Wenn jetzt kein Has' kommt 89
Reinhard Kaiser, Die Schreie 101

Geiz
Ingomar von Kieseritzky, Reduction 109

Neid
Zsuzsa Szemes, Ich werde ein Engel 133
Karin Reschke, Mea culpa 141

Trägheit des Herzens
Keto von Waberer, Das Weiß im Auge des Feindes 157
Viktor Jerofejew, Schenkas Thesaurus 165

Index Kursbuch 101 bis 110 183

Ausgeschieden am: .....

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 10, im Einzelverkauf DM 13. Verlag: Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030-342 00 11. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler.
Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030-250083 0, Fax: 030-25008383.
Copyright © 1992 Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.
Gesamtherstellung Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
ISBN 3-87134-110-X
ISSN 0023-5652
Beilagen: Archiv Verlag (Teilbeilage), »Kirschkern«-Buchversand (Teilbeilage)

Die Völlerei

Irene Dische
Die Freßhexe

Die Frau, die die Boulevardpresse »Die Freßhexe von Charlottenburg« nannte, weil sie ihr Baby hatte verhungern lassen, war, wenn man sie mit anderen Leichtknochigen aus der Altersgruppe zwischen 25 und 45 verglich, von mittlerer Größe und durchschnittlichem Gewicht. Doch sie verbarg sich unter dunklen, sackförmigen Kleidern, und sie trug ihr langes, gewelltes Kupferhaar, das allen anderen Frauen zum Schmuck gedient hätte, wie eine zusätzliche Verpackung von Kopf und Körper. In ihr kaum erkennbares Gesicht waren sehr kleine, sehr blaue Augen tief eingegraben. Während der Verhandlung zeigte dieses Gesicht einen Ausdruck von Stumpfsinn und Teilnahmslosigkeit. Sie schien nicht wahrzunehmen, um was der ganze Wirbel überhaupt ging, blickte in die Kameras, als ob sie deren Sinn weder verstünde noch sich darum scherte. Nur wenn sie an der Seite ihres Rechtsanwalts in die Gerichtskantine ging, blitzte ein Funken Leben aus ihr hervor; wie die Boulevardpresse verzückt meldete, bestellte sie mit äußerster geistiger Konzentration üppige Gerichte. Ihre kleinen Hände und ihr Mund blieben mit großem Eifer bei der Arbeit, bis der letzte Speiserest von ihrem Teller verschwunden war. Die Presse stürzte sich natürlich deshalb so gierig auf diese Vorgänge, weil die Frau während des Prozesses auf die Frage, warum sie ihr zehn Monate altes Baby habe verhungern lassen, zu ihrer Verteidigung vorbrachte: »Es aß alles, was ich besaß!«

Empörung und Aufruhr löste die Vermutung eines Gerichtsreporters aus, der vorgab, über Insider-Informationen zu verfügen, denen zufolge das Gericht, noch bevor das Verfahren so recht in Gang gekommen war, sich darauf geeinigt hätte, die Angeklagte in ein Heim für Eßgestörte einliefern zu lassen. Schließlich handelte es sich um eine Mörderin! Die Gerichtspsychiatrie geriet offenbar außer Rand und Band. In jenem Heim, so erregten sich Leitartikel, würde sie wie eine ganz normale Patientin behandelt, mit Gruppentherapie, Einzelgespräch, sorgfältigst aufeinander abgestimmten Mahlzeiten unter der Aufsicht von Köchen und Ärzten.

Am dritten Prozeßtag verlangte die Presse die Absetzung jedes Richters, der

eine solche Maßnahme auch nur in Erwägung zöge. Eine der anspruchsvolleren Tageszeitungen überprüfte die bisherigen Urteile aller beteiligten Richter und fand sie samt und sonders zu milde. Dem widersprach ein überregionales Nachrichtenmagazin, das die Überweisung der »Freßhexe« in psychiatrische Obhut zu einer Frage des bürgerlichen Anstands erklärte. Diesen Artikel zitierte fast jede deutsche Zeitung, einige riefen zum Boykott des Magazins auf. Der Autor jenes Aufrufs zur Milde war ein etwas schwächlicher Intellektueller, im nachhinein fanden die Herausgeber des Magazins, er sei emotional zu tief in den Fall verstrickt, deshalb wurde er aus der Redaktion entfernt und mit einem Bericht betraut, in dem es um Sex-Abenteuer im Bundestag ging.

Der Prozeß wurde fortgesetzt. In ganz Deutschland tobten heftige Hagelstürme.

Währenddessen erschien das Foto des Babys jeden Tag in den Zeitungen. Es war immer dasselbe Foto: ein wuschelhaariger Junge mit runden blauen Augen, der ein Gummispielzeug in der Hand hielt und trotz seines verschlossenen Gesichtes und der knöchernen Hände lächelte. »Das Opfer, einen Monat vor seinem Tod.«

Die Bevölkerung war von diesem Bild fasziniert. Als besonders aufreizend empfand man die gute Laune des Kindes angesichts seines ihm unbekannten Schicksals. Die Redaktionen wurden mit Leserbriefen überschwemmt, wissenschaftliche Artikel verfaßt, Filme gedreht. Ein in Berlin lebender amerikanischer Autor schaffte es, in nur fünf Tagen ein Schauspiel, ein Doku-Drama zu schreiben, »getrieben von einer Story, die auf diese Weise erzählt werden mußte«. Vor dem Gerichtsgebäude in Berlin zogen Streikposten auf. In Frankfurt, Bonn und Ulm marschierten Teilnehmer aus allen Schichten der Bevölkerung und ganze Schulklassen auf Sympathiekundgebungen »Gegen Gier«. Selbst die Kirche merkte auf. »Unser Land leidet unter der Seuche der Völlerei«, donnerte ein Erzbischof von seiner Kanzel, »einer Völlerei, die so verrucht ist, daß sich Mütter gegen ihre eigenen Kinder wenden. Je mehr die Menschen besitzen, desto mehr wollen sie haben. Jetzt ist es schon zur Selbstverständlichkeit geworden, um des Essens willen zu töten – wo es doch allerorten genug Nahrung gibt!« Die Kollekten stiegen gewaltig.

In diesem Herbst war in Europa die Ernte ungewöhnlich gut gewesen, und trotz des harten Winters, der einsetzte, während der Prozeß fortgeführt wurde, stapelten sich in den Supermärkten billiges Obst und Gemüse. Im Laufe des Dezembers fiel der Preis für argentinisches Rindfleisch um durchschnittlich 28 Pfennig pro Kilo.

Langsam wurde die Strategie der Verteidigung deutlich. Der Anwalt hatte

sich dafür entschieden, den psychologischen Aspekt hervorzuheben, allerdings war das bereits erwartet worden. Eine große Unterstützung erfuhr der Verteidiger durch das Interesse, das die Wissenschaft dem Fall entgegenbrachte. Psychologen und Analytiker stimmten überein, daß Susanne Fuchs an Nahrungsbesessenheit litt, einem Fetischismus mit latent mörderischer Tendenz, verwandt auch der suizidalen Form der Anorexia nervosa. Statistisch hingen beide Phänomene miteinander zusammen: die Anorexia war auf dem Vormarsch. Und hier schien es sich um den virulenten Ausbruch einer Erscheinungsform dieser Krankheit zu handeln. Irgend etwas machte die Menschen gefräßiger. Handelte es sich um eine Mutation, fragten die Wissenschaftler, oder vielleicht um eine Viruserkrankung? Diesmal hatte die Seuche nicht in Amerika eingesetzt, daher konnten bestimmte Ernährungsfaktoren wie Konservierungsmittel ausgeschlossen werden, desgleichen Magnetstrahlen aus den zahllosen Haushaltsgeräten. Aber vielleicht enthielten die Nährstoffe zu wenig Zink? Geologen bestätigten eine Veränderung in der Zusammensetzung der Bodenmineralien in Mittel- und Süddeutschland, die sich auf das Wurzelgemüse auswirkte. Demgegenüber stellten Mediziner neue Theorien über die Sensibilität der Schilddrüse bei hoher Bevölkerungsdichte und Lärmbelastung auf.

Persönlich bedroht fühlten sich die Ästheten. Angst beschlich all jene, die Kochen ernst genommen hatten. Trotz einer Werbekampagne, die versicherte, »Kochen ist eine Kunst«, sanken die Auflagen von Gourmet-Magazinen ins Bodenlose, Restaurants mußten schließen. Am härtesten traf es Feinschmeckerläden. Die Werbeindustrie reagierte prompt. Gestrichen wurden alle Anzeigen, die auf die Unwiderstehlichkeit eines bestimmten Nahrungsproduktes abhoben. Einer der Riesen unter den Speiseeiskonzernen ließ sämtliche Bilder aus dem Verkehr ziehen, auf denen Kinder nach Eis am Stiel griffen. Auf den neuen Bildern tasteten sie höflich nach ihren »Milchprodukten«, so als langten sie auf das dringende Bitten ihrer Eltern nach einer zweiten Portion Spinat.

Unterdessen nahm der Prozeß eine komplizierte Wendung – verhandelt wurde die Geschichte des toten Kindes in utero. Die »Freßhexe« sagte aus, sie habe das Kind nicht gewollt. Da sie aber nicht wußte, wie sie eine Abtreibung bewerkstelligen lassen konnte – gab es da nicht juristische Komplikationen? –, hatte sie sich mit der Schwangerschaft abgefunden. Die feministische Presse stürzte sich auf diesen Tatbestand als das logische Ergebnis einer von Männern beherrschten Abtreibungspolitik. Für die Feministinnen wurde die »Freßhexe« zur Märtyrerin. In den Zeitungen der Alternativen fand ein Bild begeisterten Nachdruck, auf dem sie, eingehüllt in einen formlosen Wintermantel, in billigen Gummistiefeln niedergeschlagen

aus dem Gerichtssaal lief, ihr rotes Haar umwogte sie dabei wie eine blutige Aura.
Im Januar fiel so viel Schnee, daß die Richter, die in den Vororten wohnten, nicht nach Moabit kommen konnten. Tage gingen verloren. Im Februar schlugen die Staatsanwälte zurück. Sie riefen Zeugen auf, die zu Protokoll gaben, daß das Kind stets gut versorgt worden sei. Die Kleider seien immer sauber gewesen, und ein Foto machte die Runde, das ein nettes Kinderzimmer zeigte, die Wände frisch rosa gestrichen, dazu eine eindrucksvolle Sammlung von Spielzeug. »Der Tod des Kindes«, schloß der Staatsanwalt, »war das direkte Ergebnis eines plötzlichen Anfalls von Heimtücke der Angeklagten.« Dann rief er einen neuen Zeugen auf, einen Herrn Graf.
Ludwig Graf war ein älterer Herr, dem ein Schuhgeschäft im Wedding, einer ärmlichen Gegend, gehörte. Er kannte die Angeklagte seit drei Jahren und sagte aus, er habe ihr, überzeugt, das Kind sei von ihm, 1000 DM gegeben, damit sie es austrage. »Bei anderen Gelegenheiten nahm sie nie Geld«, sagte Herr Graf. Einmal hatte sie eine Armbanduhr akzeptiert. Von der Verteidigung ins Verhör genommen, gab er zu, daß Susanne Fuchs regelmäßig Nahrungsmittel mit nach Hause getragen hatte. Nach einer gemeinsam verbrachten Nacht habe er ihr Edamer mitgegeben, den sie liebte, Hartwürste und gelegentlich Wintergemüse. Die fünf Kilometer durch Kreuzberg, die sie bis zu seinem Haus habe zurücklegen müssen, sei sie immer gelaufen, um den Fahrschein für die U-Bahn zu sparen. Geld habe sie stets abgelehnt, Lebensmittel dagegen angenommen.
Während seiner Zeugenaussage standen Herrn Graf Tränen in den Augen. Er hatte Fräulein Fuchs – so nannte er sie – heiraten wollen, doch sie hatte Nein gesagt. Sie wollte nicht, daß er irgendeinen Anspruch auf sie habe. Es war alles so eigenartig. Normalerweise waren Frauen ja ganz das Gegenteil. Dann überraschte er das Gericht mit der Mitteilung, daß sie in bezug auf das Kind äußerst besitzgierig gewesen sei und alle seine Versuche vereitelt habe, sie nach der Entbindung im Krankenhaus zu besuchen. Sie wollte nicht einmal, daß er das Kind sehe.
An dieser Stelle rief die Verteidigung eine Spezialistin für Anorexia auf, die Psychologin Dr. Bruck. Tag um Tag ödete dieses schwergewichtige Mannweib das Gericht mit ihrer Analyse der Kindheit der »Freßhexe« an. Frau Dr. Bruck erklärte, daß beide Eltern der Susanne Fuchs Fabrikarbeiter mit hohen Erwartungen in die Zukunft ihrer Kinder seien. Der Erfolgsdruck sei schier unerträglich gewesen. Aus dem Sohn sollte ein großer Sportler werden, doch es wurde nur ein schlaffer, schüchterner Erwachsener aus ihm, der exotische Hühner züchtete, die Bauern bei ihm über einen Katalog bestellen konnten. Die Tochter, die Angeklagte, erwies sich in der Schule als

recht tüchtig, doch irgendwie reichte das nie ganz aus. Das Familienleben fand um den Eßtisch statt. Hier war der soziale Druck am stärksten zu spüren. Die Tochter hatte Angst vor den Auseinandersetzungen während der Mahlzeiten und aß, um unliebsamem Auffallen zu entgehen. Sie aß schnell und ohne Vergnügen. Geschmack war Ablenkung und flößte ihr Furcht ein. So versuchte sie, nichts wahrzunehmen. Was zählte, war allein das Sattwerden. Sich selbst zu mißbrauchen, war eine andere Form der Sättigung, doch auf diesen Punkt ging die Psychologin nicht näher ein.
Falls die Eltern der Angeklagten über diese Auskünfte Scham empfanden, gaben sie es nicht zu erkennen. Das Ehepaar im mittleren Alter, unauffällig grau gekleidet, zeigte keinerlei Betroffenheit über die Konflikte, die ihnen die Medizinerin zuschrieb. Man konnte die beiden in der Menge jederzeit ausmachen. In ihrer unbeugsamen, zurückhaltenden Anteilnahme waren sie das klassische Elternpaar.
Das übrige Publikum amüsierte sich. Die älteren Damen lieferten sich erbitterte Kämpfe um die vorderen Plätze mit Feministinnen, deren Zwischenrufe alle verwirrten. Den größten Gewinn zogen die Witwen aus dem Prozeß. Er verschaffte ihren Gefühlen einen Abfluß. Sie haßten die bösen Mütter, die Feministinnen, und sie haßten auch die Fernsehreporter, die eine von ihnen fragten, warum sie ihre ganze Zeit im Gerichtssaal verbrächten. »Reizen Sie Sensationen?« – »Nein«, schnauzte die alte Frau zurück und stierte in die Kamera, »ich bin nur neugierig.« Zudem war sie enttäuscht. Die psychologische Stoßrichtung, die das Verfahren nahm, schien rätselhaft. Nach jeder Sitzung zogen sie und ihre Freundinnen sich in ihre warme Konditorei zurück, wie Vögel in die Bäume. Dort schwatzten sie und stritten später darüber, wer diesmal die Rechnung bezahlen sollte. Dabei lief natürlich alles streng geregelt ab, eine jede wußte genau, wie oft und wieviel sie jeweils für die anderen bezahlt hatte.
Diese Gruppe hatte den Verteidiger Meulen als eine Gefahr für die Gesellschaft ausgemacht. Doch noch gefährlicher war die Psychologin Dr. Bruck, die das Verfahren praktisch an sich gerissen und langweilig gemacht hatte. Die alten Damen schäumten, wenn sie miterleben mußten, wie Dr. Bruck während der Mittagspause des Gerichts noch zusätzliche Interviews gab, und sie hofften, daß sich die Zeitungen nicht zu ausschließlich auf sie konzentrierten. Tatsächlich wurden Frau Dr. Brucks Interviews nur sehr spärlich zitiert, selbst als sie an akademischem Ansehen gewann und ständig aufgefordert wurde, vor wissenschaftlichen Gesellschaften und Symposien Vorträge zu halten.
Sie wurde sogar zur Beraterin eines Bundestagsausschusses berufen, der sich zu diesem speziellen Thema gebildet hatte, so daß sie jederzeit umsonst in

das Erste-Klasse-Abteil eines Zuges steigen konnte, der sich weitläufig in Richtung Bonn bewegte. Das Verhungernlassen von Babys wurde ihr Spezialgebiet.
Dabei verachteten die Reporter die Psychologin nicht weniger, als es die alten Damen taten. Sie fühlten sich verstört durch ihre unweibliche Art, denn sie war schroff, schlau und häßlich. Frau Dr. Bruck wußte, daß es schwerfiel, sie gernzuhaben, deshalb unternahm sie die größten Anstrengungen, um zu demonstrieren, daß wenigstens sie selbst sich gernhatte. Es war ihr Wille zu überleben, der hinter dem Eifer stand, mit dem sie ihre Garderobe auswählte und das Make-up auflegte. Um das Gefühl zu verspüren, daß sie wirklich überlebte, benötigte sie beständig die Gewißheit, Dinge zu erhalten, besonders Geld. Ständig borgte sie sich Geld, ganz gleich, in welcher Höhe, es ging allein darum, von anderen Geld zu nehmen. Und wenn es erst ums Essen ging! Sobald die Spezialistin für Anorexia über Essen oder über sich selbst sprach, redete sie stets in der Verkleinerungsform: »Ein gutes Häppchen Reis«, sagte sie, »ein nettes kleines Roastbeef« und »die nette kleine Annie« – damit brachte sie gleich zweierlei Ängste zum Ausdruck, denn sie wirkte nicht besonders gutherzig, und klein war sie erst recht nicht. Während des Verfahrens lachte man über ihre offensichtlichen Probleme mit dem Essen: Nachdem sie einen Vortrag über »M. E. S.« (Morbide Ernährungs-Störung) gehalten hatte, stopfte sie ihr Mahl in einem Tempo durch die Kehle, das weder mit guten Manieren noch mit kulinarischer Wertschätzung vereinbar war. Ganz offensichtlich haßte sie sich und haßte, was sie aß, haßte sogar ihren eigenen Appetit, noch während sie sich ihm hingab. Das trieb sie zu unablässigen Angriffen auf die Qualität der Küche – oder die Eßgewohnheiten ihrer Mitmenschen. Wie merkwürdig hatte sich die Völlerei entwickelt, und wie verworren!
Wenn man sich umschaute, mußte man den Spekulanten der Apokalypse recht geben. Überall schienen die Menschen von etwas Geheimnisvollem befallen. Eines Tages wurde sogar der Verteidiger von einem Bettler entlarvt. Herr Meulen hatte gegen manchen Widerstand die Sympathie der Journalisten gewonnen. Trotz seiner Intelligenz und seiner Bildung hielt die Presse ihn für einen lockeren jungen Mann, einen netten Kumpel, dem man die Selbstgerechtigkeit nachsah, die jeder gute Anwalt besitzen muß. Doch dann sickerte durch, daß auch er krank war. Seit Jahren trug er mit sichtbarem Besitzerstolz in einer Plastiktüte einen Joghurtbecher und einen Apfel, sein Mittagsmahl, ins Zimmer der Anwälte. Seine Kollegen hatten ihn oft wegen dieser Angewohnheit aufgezogen. Eines Morgens trat ein Penner, der die Treppen vor dem Gerichtsgebäude zu seinem Reich erklärt hatte, auf Herrn Meulen zu: »Teilste mal dein Futter mit 'nem Hungrigen, Bruder?«

rief er. Der Anwalt warf ihm einen völlig erschreckten Blick zu und drückte die Tüte so eng an sich, daß der Bettler laut lachte. Danach trug Meulen sein Mittagessen nie wieder öffentlich – wie er es seit Jahren gemacht hatte –, sondern verschloß es in seinem Aktenkoffer, und den öffnete er erst, wenn er im Gerichtsgebäude eine unbeobachtbare Nische gefunden hatte. Dort verschlang er Apfel und Joghurt in panikartiger Geschwindigkeit und schien erst dann erleichtert, wenn er es mit dem letzten Happen wieder geschafft hatte, alles allein zu verzehren.

Die letzten Winterstürme tobten über den Kontinent.

Neue Fälle von »M. E. S.« erschienen in der Presse: Zwischen einem alten Mann und dessen Sohn war es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung gekommen, nachdem sich der junge Mann beim Besuch im Altersheim bedenkenlos aus einer Konfektschachtel auf dem Nachttisch des Alten bedient hatte. Der Patient erlitt einen tödlichen Schlaganfall. Eine Krankenschwester wurde fristlos entlassen, weil sie systematisch Obst von den Tabletts ihrer Patientinnen gestohlen hatte – die Sache kam ans Licht, nachdem ein Langzeit-Pflegefall an Skorbut gestorben war.

Eine größere Molkerei wurde wegen Betrugs verurteilt, als bewiesen werden konnte, daß ihre Literflaschen nur zu sieben Achtel gefüllt waren. Aufgedeckt wurde dieses Verbrechen durch einen Spürhund von Chemiker, der sich ganz präzise auf diese Art von Mengenschwindel eingestellt hatte und seine Speisen und Getränke stets aus Meßbechern zu sich nahm. Diese und ähnliche Berichte machten die Bevölkerung nur noch ernährungsbewußter. Gastfreundschaft wurde nicht mehr auf die leichte Schulter genommen. Eine Sondersendung des Fernsehens nannte es »Der innere Kampf«.

Das erste Tauwetter kam zu früh, stets ein schlechtes Zeichen: das Omen für vergebliche Hoffnung.

Das Thermometer fieberte um die 15 Grad, als der Kardinal von Köln während eines Hochamtes den Vorschlag machte, daß alle Gemeindemitglieder die Türen der Befallenen markieren und den Betroffenen aus dem Wege gehen sollten. Als Zeichen stellte er sich ein Kreuz vor, daß von einer giftig gelb gesprayten Geißel durchbrochen war. Der Seuche konnte nur noch entkommen, wer sie als solche erkannte. Nirgendwo gab es eine Zuflucht, weder im Familienleben noch in einem sicheren Einkommen, und die Erziehung versagte natürlich genauso. Findet Herberge in der Kirche! Die Menschen strömten wieder in die Messe, und überall erschienen die Kreuze mit der Geißel. Die Medien sorgten für ihre Verbreitung in allen größeren Städten. Es kam zu öffentlichen Prügelszenen. Eine Schwangere, die dabei beobachtet wurde, wie sie an einem Stand zwei Portionen Pommes frites verschlang, wurde bis nach Hause verfolgt, auf ihre Tür wurde das Zeichen

gesetzt. Registriert wurde auch ein etwa fünfzigjähriger Mann, dessen Müll stets ungewöhnlich zahlreiche Blechdosen und Schachteln enthielt. Dem zuständigen Gesundheitsamt meldete eine betroffene Familie den Fall einer Tante, die die ihr anbefohlenen Kinder aufgefordert hatte, ihre Teller nicht leerzuessen, und sich dann selber bediente. Einem kleinen Jungen, der seinen Lutscher nicht teilen wollte, kratzten die erzürnten Mitschüler ein Kreuz auf die Stirn. Die Befallenen wurden aufgefordert, geistlichen Rat vom Klerus zu erbitten, psychiatrischen Beistand von den Medizinern, und sich freiwillig für wissenschaftliche Experimente zur Verfügung zu stellen.

Die Temperaturen fielen wieder unter den Gefrierpunkt. In überfüllten Kirchen beteten Gemeinden in einem Geiste der Gemeinschaft, den man noch nie erlebt hatte. Nachdem sie eine Zeit in der Kälte verbracht hatten und nur noch an eine warme Tasse Kaffee denken konnten, erröteten ihre Gesichter vor Scham.

Alle hatten Angst, daß auch auf ihrer Tür ein Zeichen auftauchen könnte, und gaben sich die äußerste Mühe, Gleichmut zu demonstrieren, wenn ihre Freunde gebrandmarkt wurden. Die Kranken verschwanden immer sehr schnell, wenn man sie einmal ausgemacht hatte. Entweder bemühten sie sich um ärztliche Behandlung in den Sonderlazaretten, die zu diesem Zweck errichtet worden waren, oder sie gingen ganz einfach auf die Flucht und ließen dabei ihre Habe und ihre Familien zurück. Nach einem religiösen Feiertag, an dem sich Frau Dr. Bruck wie gewohnt überfressen hatte, wurde auch deren Tür gekennzeichnet. Sie trat nicht mehr aus ihrem Haus. Als ihr Wegbleiben im Zentrum für Morbide Eßstörungen auffiel, brach die Polizei in ihrer Wohnung ein und fand sie tot in der Küche. Ihr Körper zeigte die Einstiche von mehreren hundert Nadeln, wie man sie zum Verschließen von Gefrierkost verwendet. Gerüchte sprachen von einer Säuberung der gesamten Bevölkerung. Die Direktoren der großen Nahrungsmittelfirmen bewegten sich nur noch mit Leibwächtern.

Das Verfahren steckte unterdessen immer noch in der Klemme, in die es die Experten befördert hatten. Doch dann verlobte sich ein englischer Prinz mit einer hübschen Berlinerin, die er im Flugzeug kennengelernt hatte, so nahm niemand mehr Notiz vom ersten Jahrestag des Todes jenes verhungerten Babys.

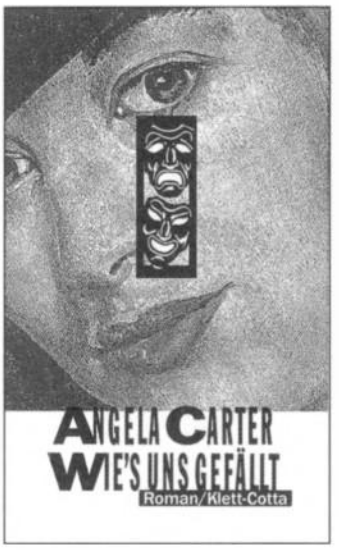
Der Jahreszeit entsprechend stiegen die Temperaturen. In Berlin fügte das Wetter systematisch den Frühling zusammen, pedantisch wie ein Angestellter: heute die Blüte einer Forsythie, morgen die Knospe einer Tulpe. Alle Häuser, deren Türen markiert worden waren, standen leer. Während es langsam wärmer wurde, ermittelte die Stadtverwaltung die Besitzer, mei-

stens in anderen Erdteilen. Der Senat kaufte die Häuser zu einem günstigen Preis, ließ sie renovieren und brachte sie dann auf den Markt zurück.
Der englische Prinz und seine Berlinerin luden die Presse zu einem Besuch in ihr Londoner Haus, das sie bereits gemeinsam bewohnten. Es fiel auf, daß die Berlinerin weit geschnittene Kleider trug, obwohl die beiden noch nicht verheiratet waren. Von der Queen wurde berichtet, daß sie die beiden nie besuchte.
Es war unerträglich heiß, als das Verfahren gegen die »Freßhexe« in einem Gerichtssaal endete, der so leer war, daß die Stimmen dröhnten und widerhallten. Die Anklage machte geltend, daß Susanne Fuchs offenkundig krank sei, daß sie nichtsdestoweniger erkannt haben müsse, daß der Entzug von Nahrung zum Tode des Kindes führe. Frau Fuchs war eine vernünftige Person. Sie war selbstsüchtig gewesen. Es handelte sich um einen Fall von Kindsmißhandlung.
Das Plädoyer des Verteidigers Meulen war schwach und wiederholte nur die Hilflosigkeit der Unersättlichen. Die Eltern der Angeklagten verließen den Saal vor dem Urteilsspruch, dort sah man Herrn Graf, der traurig ihre Hände schüttelte.
Susanne Fuchs wurde zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt. Es ging nicht um Krankheit, es ging um Mord. Die Zustände im Frauengefängnis gaben keinen Anlaß zur Klage, die »Freßhexe« würde täglich ihre drei Mahlzeiten erhalten und die Möglichkeit, im Hof Gymnastik zu treiben, falls das Wetter es erlaubte. Vor kurzem hatte man dort Apfelbäume gepflanzt, die die Gefangenen im Herbst abernten durften. Hinter den Fenstern des stickigen Gerichtssaals entfaltete sich ein wunderbarer Sommertag. Die Menschen strömten in die Cafehäuser.

Aus dem Amerikanischen von Tilman Spengler

Neuerscheinungen Herbst '92

Das literarische Programm von Klett-Cotta. Eine Auswahl.



336 Seiten, Linson,
42,– DM

Varieté, Vaudeville, Revue, aber auch Film, Musical und klassisches Theater – diese Welten der Illusion sind Angela Carters literarische Bühne, auf der sie Dora und Nora und deren Sippschaft von Schmierenkomödianten, Hollywoodstars und Staatsschauspielern auftreten läßt.

»Angela Carters Romane und Erzählungen hatten immer diesen wilden Glanz; jetzt hat ihre lebenslange Liebe zu dem, was jemand mal (Shakespeare?) den Jubel der Schminke und den Geruch des Publikums genannt hat, einen neuen Glanz hervorgebracht… Ein komisches, ein absolut komisches Buch.« (Salman Rushdie)

141 Seiten, Linson,
28,– DM

Dieser Roman ist ein Kabinettstück der zeitgenössischen brasilianischen Literatur. Als beiläufiger Bericht einer Frau um die Fünfzig beginnt er, bald ist man mitten im Protokoll einer gnadenlosen Abrechnung.
Wie mit dem Skalpell seziert Lya Luft den ganz alltäglichen Familienwahnsinn. Traum, Erinnerung und mehrfach gespiegelte Realität sind dicht ineinander verwoben in diesem kleinen Werk, das die Kritik mit Albee's »Virginia Woolf« und Ingmar Bergmanns Eheszenen verglichen hat.
Zu lesen auch als ein Stück feministischer Literatur aus Südamerika.

295 Seiten, Linson,
38,– DM

Die leidenschaftliche Beschwörung einer versunkenen Welt, der Roman einer Kindheit in der Normandie.
Die Suche nach dem Unwiederbringlichen läßt Bilder von magischer Schönheit entstehen. Sie sind aufgetragen auf das Weiß des Schnees. Er beherrscht die Ereignisse dieses Romans durch seine lautlose, überwältigende Gegenwart. Am Ende ist er zur Metapher geworden für die Ekstase und den Tod.

Fordern Sie den Prospekt »Neuerscheinungen '92« (P 905327) an.

Klett-Cotta
Postfach 10 60 16, 7000 Stuttgart 10

Der Zorn

P. bruegel inuentor
IRA
H. Cock excudit Cum gratia et priuilegio 1558

Axel Hacke
Die Abfuhr

Horst hatte eine schwierige Phase in den Wochen, bevor die Geschichte passierte, die ich erzählen will. Seine Freundin hatte ihn verlassen, nahezu zur gleichen Zeit war sein Vater gestorben, und beruflich war er unzufrieden, weil er einen Posten als Direktor in seiner Versicherung nicht bekam, auf den er lange hingearbeitet hatte. Er war vom Leben enttäuscht. Dabei war er erst 40. Aber das machte ihn bloß zusätzlich nervös, weil er glaubte, nicht erreicht zu haben, was man in diesem Alter erreicht haben müßte: eine Karriereposition, eine Frau, eine Familie. Ich sagte ihm, daß er seine Einstellung zum Leben nicht von äußeren Dingen abhängig machen solle. Er begriff das nur langsam. Ich glaube, irgendwann hätte er es verstanden; er hatte bei mir schon das eine oder andere Psychologie-Buch geborgt.

Es war ein vernieselter, dunkler Oktobertag, als Horst diesem alten Mann – er hieß Bornstadt oder Burnstadt – begegnete. Die Straßen der Stadt wurden langsam von schwarzgrauem Smogschleim bedeckt. Merkwürdigerweise verdoppele sich an solchen Tagen die Zahl der Autos von Stunde zu Stunde, sagte Horst immer. Er fuhr durch die Stadt, kam nicht voran, hatte mit einer wichtigen Person an einem wichtigen Ort einen wichtigen Termin, der verstrich, ohne daß er Person und Ort spürbar näher gekommen wäre.

Ich habe ja schon erzählt, wie nervös er damals grundsätzlich war. Aus dem Fundament dieser untergründigen Anspannung konnte ein Jähzorn von unkontrollierter, vernichtender Gewalt emporschießen, als ob unter einer dünnen Gesteinsdecke Magma vor sich hinkochte, und wenn diese Decke einen Riß bekam, explodierte ein Vulkan. Ich kann mir gut vorstellen, wie Horst im Auto durch die Stadt kroch, ab und zu

»SCHWEINEÄRSCHE!«

brüllend oder so etwas, als er an der Ampel hinter der Corneliusbrücke gerade noch in der Gelbphase über die Kreuzung huschen wollte, vor ihm aber ein alter Mann in einem kleinen Ford seinen Motor abwürgte, und Horst

»DU SENILER PISSER!«

rief. Er sah durch das Rückfenster des Ford in dessen Spiegel, darin ein

offensichtlich lächelndes Gesicht; genau war das wegen des Regens nicht zu erkennen. Horst hatte, nachdem ich ihn ein paarmal darauf aufmerksam gemacht hatte, gelernt, sich in solchen Situationen zu beobachten, oder doch, wenn er schon dazu nicht mehr in der Lage war, sich wenigstens hinterher genau an seine Verfassung zu erinnern. Er sagte, er habe gespürt, wie sein Puls groß, voll und hart wurde, sein Gesicht rot und aufgetrieben, wie sein Bewußtsein in jenen Ausnahmezustand geriet, in dem die äußere Welt keinerlei Rolle mehr spielt. Wie die Sitze eines Kettenkarussells – so beschrieb er das – drehe sich alles um die Vertikale des eigenen Zorns und den winzigen Vorgang, der diesen ausgelöst habe. Wer diesem Karussell zu nahe komme, gerate in die schleudernden Sitze und werde böse verletzt.

Horst sagte, er habe in diesem Moment nichts gekannt als das Verlangen, das Auto vor sich zu überholen. Die Ampel sprang auf Grün, der Wagen vor ihm fuhr langsam an. Horst versuchte, den Wagen links zu überholen, was sich wegen des Gegenverkehrs als unmöglich erwies, schwenkte das Lenkrad abrupt nach rechts, um dort einen Durchlaß zu finden, sah eine Lücke und preschte hinein. Aber just in diesem Moment steuerte der alte Mann seinen Ford ebenfalls nach rechts, weil er in eine Seitenstraße biegen wollte. Er karambolierte mit Horsts Wagen, in welchem jener zum wiederholten Male

»BLEIB DOCH IN DEINEM SCHEISS-ALTERSHEIM!«

grölte. Horst schoß auf die Straße, ein glühender Meteorit, trommelte gegen die Fensterscheibe des Ford, sah das leise Lächeln des Mannes dahinter... ein unerwarteter Anblick in dieser Situation, so irritierend, daß Horst schlagartig spürte, wie er von Passanten auf allen Straßenseiten beobachtet wurde, und daß er begann, die Welt wieder wahrzunehmen und sich aus der harten Kugel seines Zorns zu befreien. Hätte dieses Gesicht anders ausgesehen, die Autoscheibe hätte seinem Grimm nicht standgehalten. (Später sagte er mir, daß dieses Bild des alten Mannes immer wieder in seinem Kopf aufgetaucht sei, sein Gesicht hinter einer Glasscheibe, sichtbar, aber nicht zu berühren.)

Man wickelte die Dinge mit Hilfe der Polizei ab. Horst sagte, der alte Mann habe merkwürdig souverän auf ihn gewirkt, wie einer, der solche Situationen schon oft erlebt habe. Er sei über siebzig Jahre alt gewesen; blaß im Gesicht; höchstens 1,70 Meter groß; schlank; nicht teuer, aber korrekt gekleidet; eine durchschnittliche, goldgeränderte Brille im Gesicht. Jemand, der aussah, als habe er im Berufsleben eine Position als Prokurist einer kleinen Bank bekleidet. Er habe aber auch, sagte Horst, der in dieser Zeit verblüffend genau andere Leute zu beobachten begann, von Anfang an einen

grundtraurigen Zug in diesem Gesicht gesehen, der zu den anderen Äußerlichkeiten überhaupt nicht gepaßt habe.
Der Mann gab ihm – das kam unerwartet – seine Karte und sagte: »Sie interessieren mich. Ich werde mich bei Ihnen melden.«
»Dr. Max von Bornstadt« stand auf der Karte. Oder »Burnstadt« eben. Horst legte sie ins Handschuhfach.
Zwei Wochen später klingelte Horsts Telephon, und jemand sagte: »Bornstadt. Sie erinnern sich?« Dann fragte er, ob Horst an einer Wohnung interessiert sei, im Stadtzentrum Münchens, drei Zimmer, 1200 Mark.
»Kalt oder warm?« fragte Horst.
»Nun ...«, sagte Bornstadt, »Sie werden sehen.«
Horst war schon am Nachmittag bei ihm – eine Wohnung zu einem solchen Preis durfte man nicht warten lassen; er war nach der Trennung von seiner Freundin, der er die gemeinsame Wohnung überlassen hatte, provisorisch im Apartment eines Freundes untergebracht, der die Woche über in Hamburg lebte.
Bornstadt wohnte selbst in jenem Haus, in dem sich die angebotene Wohnung befand, in einem hellen Atelier unter einem verglasten Dach, so daß man in den Himmel schauen konnte, wenn man in den schweren Sesseln saß. Das Wohnzimmer war mindestens 60 Quadratmeter groß, aber im Gegensatz zum phantasievollen Zuschnitt der Zimmer spießbürgerlich eingerichtet, mit dicken, gelben Samtpolstersesseln und einer Nußbaumschrankwand, in der Bücher und offensichtlich selten benutzte, teure Weingläser standen. Zwischen den Möbeln lag haufenweise Papier: Zeitungen, Zeitschriften, vor allem aber Zeichnungen merkwürdiger Apparate, exakte und weniger exakte Skizzen und Konstruktionspläne, große Papierrollen, wie Architekten sie benutzen. Eine Ecke des Zimmers sah aus, als habe hier ein Teppichhändler seine Handelsräume: Etwa vierzig Wollteppiche lagen übereinander. Daneben standen drei große Körbe voll mit Roßkastanien.
Die Wohnung, die Horst haben sollte, lag genau darunter, im vierten Stock. Sie war sehr hell, mit großen Fenstern und weitem Blick über die Dächer Münchens, hin zum nahen Dom. Merkwürdigerweise stapelten sich auch in dieser Wohnung in jedem Raum Wollteppiche, und daneben standen wiederum Körbe mit Kastanien.
»Warum ist das hier?« fragte Horst schließlich, auf die Körbe und Teppiche zeigend.
»Die Heizung«, antwortete Bornstadt leise.
»Die ... Heizung?« sagte Horst. »Womit wird geheizt?«
»Gefühle«, sagte Bornstadt, wieder sehr leise.
»Wie bitte?« fragte Horst.

»Gefühle« – genauso leise, noch einmal. Etwas lauter fuhr Bornstadt fort: »Dieses Haus wird mit Gefühlen geheizt. Genauer gesagt, nur mit einem einzigen Gefühl: mit Zorn.«
»Merkwürdig«, murmelte Horst.
»Es ist ein Experiment«, sagte Bornstadt. »Aber wir kommen voran.« Horst sah, daß aus den Teppichhaufen und den Kastanienkörben dünne Kupferleitungen herausliefen, die zur Wand und in diese hineinführten, eine lächerliche, zugleich rührende Installation, die irgendwie an Beuys erinnerte.
»Mit wessen Zorn heizen Sie?« fragte Horst.
»Mit Ihrem zum Beispiel. Deswegen ist die Frage überflüssig, ob die Heizkosten im Mietpreis inbegriffen sind. Es gibt keine Heizkosten. Wut ist kostenlos. Und Sie haben genug davon ...« Bornstadt lächelte und fügte hinzu: »Wie ich bei unserer Begegnung neulich bemerken konnte. Wollen Sie die Wohnung?«
Horst starrte den Mann schweigend an, dann sagte er nach mindestens einer Minute: »Könnten Sie ... Könnten Sie mir mehr darüber erzählen?«
»Zuerst die theoretischen Grundlagen«, sagte Bornstadt bereitwillig. Er sah Horst kurz an, dann wurde er lauter und begann, im größten der Zimmer auf und ab zu gehen. »Zorn ist reine Energie. Sie verbrennen Zorn wie eine Maschine, in der Kohle oder Öl verheizt wird. Aus Zorn wird Hitze, vulkanische Hitze aus dem menschlichen Innern. Wohin geht sie? Sie verpufft! Es ist Verschwendung!« Er schaute Horst wortlos an und schien auf eine Reaktion zu warten. Horst schwieg wieder. Bornstadt fragte:
»Wie fühlen Sie sich nach einem Wutausbruch?«
Horst zögerte. »... als ob etwas Schweres meinen Körper verlassen hätte, entspannt ...«
»Entspannt!« rief Bornstadt. »Das ist es! Zorn ist Spannung, ihr folgt Entspannung. Die Ladung hat Ihren Körper verlassen, Sie sind plötzlich frei von ihr. Ich habe immer darunter gelitten, zornige Menschen zu sehen, deren Wut zu nichts führt. Es ist wie mit der Erdgasfackel bei Ölbohrungen: Weil man das Gas, das neben dem Öl ausströmt, nicht nutzt, verbrennt man es – sinnlos. So ist es mit der Wut. Niemand hat begriffen, welche Quellen uns hier zur Verfügung stehen. Die ungeheure Gewalt unserer Gefühle! Welche Energie in uns! Und das Zeitalter ist so voller Wut!«
Die Ruhe in seinem Gesicht machte einem schwärmerischen Zug Platz. Bornstadt blieb stehen, machte eine kurze Pause und sagte dann: »Ich zeige Ihnen etwas!«
Sie gingen in den Keller, vorbei an heiseren Schreien, die aus einer Wohnung im zweiten Stock drangen.
»Dr. Tittner«, sagte Bornstadt, »ist schilddrüsenkrank und sein Blutdruck

sehr hoch. Daraus resultiert ein Zorn von der Intensität eines Gebirgsgewitters. Eigentlich ist er der beste Energielieferant neben Frau Tietmeier in der ersten Etage, die zu unglaublicher Aggressivität fähig ist. An kalten Tagen fahre ich mit ihr eigens zum Kreisverwaltungsreferat, um einen Paß zu verlängern oder so etwas, und wenn sie beginnt, den Beamten hinter dem Schalter Schläge anzubieten, steigen wir in den Wagen und eilen hierher, um die Energiespeicher zu laden. Schwierig ist es im Haus nur mit der alten Frau Heusenbrink im zweiten Stock. Sie ist achtzig, durch nichts mehr aufzuregen und liefert keine Energie. Das sorgt für Unfrieden in der Hausgemeinschaft, verstehen Sie? Man will nicht für die alte Frau mitheizen, zumal sie sich auch noch über Tittners Gebrüll beschwert.«
Sie waren im Erdgeschoß angekommen. Der Keller war mit einer Stahltür gesichert. Bornstadt suchte einen großen Schlüsselbund ab.
»Hören Sie«, sagte Horst, »das erstaunt mich alles sehr ... aber das Problem ist, die Energie, die vom Wütenden ausgeht, aufzufangen, zu transformieren und zu speichern. Womit wird geheizt, wenn niemand im Haus wütend ist? Wie bunkert man Zorn für kalte Tage?«
Bornstadt hatte den Schlüssel im Schloß stecken, drehte sich aber noch einmal um. Horst sagte später, der traurige Zug um die Mundwinkel Bornstadts sei nun zum erstenmal nicht mehr zu übersehen gewesen, als er sagte: »Geht nicht? Geht nicht? Ich will aber, daß es geht. Es ist mein Traum. Ich weiß viel darüber. Und wir sind schon sehr weit. Wir sind sehr weit. Es wird gehen! Natürlich geht es! Sie werden sehen!« Er öffnete die Tür, blieb aber stehen.
»Ich bin 30 Jahre lang Chef der Wasserwerke in dieser Stadt gewesen«, sagte er. »Ingenieur für Wasserbau. Vor acht Jahren wurde ich pensioniert. Ich war froh, als es soweit war. Niemand wollte mehr etwas von meinen Ideen wissen. Ich hatte vorgeschlagen, den Trinkwasservorrat der Stadt nicht mehr in riesigen unterirdischen Kavernen unter den Wäldern draußen zu lagern, sondern sichtbar in einem großen Aquarium auf dem Platz hinter dem Rathaus, mit Fischen darin. Was für ein schönes Bild! dachte ich. Technisch unmöglich, abgelehnt. Oder die Ludwigstraße wollte ich fluten lassen, weil ich als Kind davon geträumt hatte, mitten in der Stadt Boot zu fahren. Technisch unmöglich, abgelehnt.« Er schaute unschlüssig die Kellertreppe hinunter. »Technik hat immer etwas Absurdes und Unglaubhaftes! Glauben Sie, es sei möglich, daß ein Hamburger Sender eine Schallplatte spielt, die Sie in München hören können? Daß man mit Hilfe von Kabeln Sätze von einem Telephonapparat zum anderen transportiert? Wissen Sie was? Es ist mir egal. Ich habe ein ganzes Berufsleben an solche Sachen geglaubt, und jetzt ist es mir zu dumm. Ich glaube an Orchester, die in Radioapparaten sitzen, und an

die Post als magische Veranstaltung. Wie schön das ist! Warum soll man nicht mit Zorn Häuser beheizen?«
Sie gingen die Treppe hinab. Das Haus war mehr als hundert Jahre alt, die Kellerräume feucht, die Farbe lag wie weißer Schaum auf den nässenden Wänden. Bornstadt öffnete nach wiederum umständlichem Gefummel an seinem Schlüsselbund eine Stahltür, hinter der sich gleich eine zweite Stahltür befand, in die ein Fenster aus Panzerglas eingelassen war. Dadurch sah man einen sauberen, trockenen Raum, der zur Hälfte wiederum mit Wollteppichen gefüllt war, bestimmt mehrere hundert, zur anderen Hälfte mit Kastanien, die in großen Haufen lagerten wie Kohlen. Dazwischen wieder Kupferleitungen.
»Ein wütender Körper strahlt energiegesättigte Wellen aus, von denen wir normalerweise nichts spüren und merken«, sagte Bornstadt. »Sie sind aber da. Man muß sie auffangen und speichern. Wenn Sie das nicht tun, haben Sie dieselbe Schwierigkeit wie bei der Sonnenenergie: Viele Megawatt, wenn die Sonne scheint. Aber wenn sie weg ist und Sie Wärme bräuchten, haben Sie keine. So ist es auch bei uns: Ist jemand im Haus wütend, läuft die Heizung gut. Aber man kann in manchen Wintern gar nicht so wütend sein, wie es friert... sehr unangenehm. Dann habe ich entdeckt, daß Roßkastanien und Wollteppiche besonders gut Erdstrahlen speichern. Ja, ich bin ein alter Rutengänger, wissen Sie, davon wollte natürlich bei den Wasserwerken auch niemand was hören. Zwei bis drei Roßkastanien können die Erdstrahlenladung eines ganzen Menschen aufnehmen; mit Wolle ist es ähnlich. Was aber sind Erdstrahlen? Woher kommen sie? Wie entstehen sie?«
Er schaute Horst unter hochgezogenen Augenbrauen an. »Sie wissen es nicht? Ich sage: Erdstrahlen sind die mit den Fäusten Zorniger in den Boden getrommelte, mit den Füßen Tobender hineingestampfte Wut aus Jahrhunderten der Menschheitsgeschichte. Ich bin sicher, daß es so ist. Und ich weiß: Die Teppich- und Kastanienhaufen in den Zimmern nehmen Wut auf, und wenn sie nichts mehr speichern können, leiten sie diese über Kupferleitungen hier in den Keller. Wenn die Kastanienzeit zu Ende ist, werde ich wieder auf Zeitungspapier zurückgreifen. Papier ist – ich habe das im Sommer festgestellt – ein exzellenter Wutspeicher. Hier im Keller steckt die Wut der Hausbewohner von Wochen. Deshalb die doppelte Stahltür und das Panzerglas.«
»Aber wie kommt die Wut in die Zeitungen oder die Teppiche oder Kastanien?« fragte Horst.
»Ich kann Ihnen das oben erklären«, antwortete Bornstadt. Wieder in seiner Wohnung, rieb er die Hände wohlig über einem Kastanienkorb wie über einem Lagerfeuer. »Spüren Sie die Wärme?«

»Nein«, sagte Horst.
»Denken Sie«, sagte Bornstadt, »was allein der Münchner Straßenverkehr für eine gigantische Zornesquelle ist! Mit der Wut, die während der Berufsverkehrszeit an der Kreuzung Petuelring/Leopoldstraße brennt, könnten Sie Schwabing versorgen.«
»... jedenfalls solange dort die Baustelle ist«, sagte Horst, »und die Leute nicht einsehen, daß sie U-Bahn fahren sollten.«
»Das dürfen sie natürlich nicht«, sagte Bornstadt. »Wir brauchen den Autoverkehr, um Zorn zu erzeugen. Man würde an den Kreuzungen den Zorn absaugen, über Peitschenlampen und die über den Straßen hängenden Ampeln, an denen man Kupferleitungen befestigen müßte. Nicht die Wut beseitigen, nichts besänftigen. Wir wollen den Zorn!«
»Aber ich will die Wut... ähm... rauslassen!« rief Horst. »Ich habe einen Freund, der mir einen Analytiker empfohlen hat. Ich will mich endlich mit meinen Gefühlen auseinandersetzen. Ich will die Wut wegbrüllen und mit Baseballschlägern auf Kissen hauen, oder vielleicht gehe ich in eine Boxschule und haue Maisbirnen oder mach einen Trommelkurs im Taunus. Ich will mich von dieser entsetzlichen, seit meiner Kindheit angestauten Wut befreien! Dann will ich friedlich sein.«
»Befreien! Befreien!« höhnte Bornstadt. »Rauslassen – wohin? In die Atmosphäre? Warum wollen Sie sich von etwas befreien, das der Menschheit nützlich ist?«
»Sie beuten die Gefühle der Menschen aus.«
»Natürlich«, sagte Bornstadt. »Zu besten Zwecken. Gefühle sind die einzige unerschöpfliche Energiequelle, die wir haben, sauber und ungefährlich. Wenn wir erst die Liebe anzapfen! Die Begeisterung! Sie können die Erregung von Fußballanhängern in Strom verwandeln. Sie können ein Europacupspiel abends mit Flutlicht beleuchten, gespeist aus der Begeisterung des Publikums. Wenn das Spiel schlecht ist und die Leute sich nicht erwärmen können, müssen die Spieler ein besseres Spiel zeigen, weil sie nämlich im Dunkeln nicht spielen können.«
»Unerschöpflich?« sagte Horst. »Ich leide unter meiner Wut, ich wäre gern sanft...«
»Das geht nicht«, sagte Bornstadt. »Wenn Sie nicht wütend wären, müßten andere Menschen frieren. Man muß Ihnen die schlechtesten Autofahrer der Stadt in die Quere schicken, man muß... Sie sind ein Kraftwerk!«
»Aber schwer beherrschbar«, fügte Horst hinzu.
»So schlimm ist das nicht«, sagte Bornstadt. Er griff in die Obstschale, die auf dem Tisch stand, und entnahm ihr eine Banane. »Sehen Sie!« sagte er. »Diese Banane ist das Entscheidende – ohne Banane geht es nicht. Ich be-

kam vor Jahren ein Buch von Wilton Kullmann in die Hand, ein pensionierter Berufsschullehrer, der sich mit Erdstrahlen beschäftigte.« Kullmann habe die Rolle der Banane im Umgang mit Erdstrahlen geschildert.
Er stand auf, um ein Buch mit blau-gelbem Einband aus dem Bücherregal zu ziehen, setzte sich wieder und begann laut zu lesen: »Schneidet man eine Banane nicht quer, sondern in der Längsrichtung auf, so erkennt man deutlich die innere längsgerichtete Struktur dieser Frucht. Auch an der Innenseite der Schale heben sich deutlich die strähnigen Längsfasern ab. Ist es daher verwunderlich, daß die Banane einen ungewöhnlichen Richtcharakter besitzt? Nimmt man zum Beispiel eine Banane in die Hand, wobei die Spitze auf den eigenen Körper gerichtet ist, so übernimmt man in Sekundenschnelle die Ladung der Banane.«
Bornstadt hob den Kopf. »Wissen Sie«, fragte er, »daß diese Wirkung der Banane sofort beendet ist, wenn Sie sie in Scheiben schneiden und damit die Längssträhnung zerstören? Eine in Scheiben geschnittene Banane ist strahlenfrei, während...«, er senkte den Blick und begann erneut vorzulesen, »...eine Banane, die man abbeißt, sogar zwischen den einzelnen Bissen ständig neue Ladungen aufnimmt. Bei Kindern,die während des Gehens, Laufens und Spielens Bananen verzehren, ist dies besonders schädlich, da bei normaler Handhaltung das nach unten gerichtete unversehrte Bananenende die Erdstrahlenfelder regelrecht aberntet.«
Er klappte das Buch zu und sagte, erst durch Kullmann habe er die Schlüsselbedeutung der Banane begriffen: Wenn man durch sie Erdstrahlen aufnehmen und weitergeben könne, müsse es möglich sein, mit ihrer Hilfe körpereigene Energien auf ein anderes Objekt zu übertragen. Bornstadt ging zum Kastanienkorb, der an der Wand gegenüber seinem Sessel stand, und hielt seine Banane direkt hinein. »Wenn ich wütend wäre«, sagte er, »würde jetzt Energie von mir über die Banane in den Korb fließen. Leider bin ich nicht wütend.« Er machte eine Pause, dann fragte er:
»Wollen Sie die Wohnung?«
»Was für ein Quatsch!« sagte Horst. »Sie können es nicht beweisen.«
»Wie soll ich Ihnen das beweisen?« sagte Bornstadt. »Ich bin jetzt nicht wütend, und Sie sind es nicht.« Er ging, die Banane in der Hand, wieder im Zimmer auf und ab. »Ich bin leider zu sehr gewohnt, daß man mir nicht glaubt«, sagte er. »Ich kann mich nicht mehr darüber aufregen. Das ist schade, sonst würde ich Ihnen vorführen, daß alles wahr ist, was ich sage.«
»Ich werde mich erkundigen«, sagte Horst und erhob sich.
»Sie glauben mir nicht«, sagte Bornstadt. »Wieder einer, der mir nicht glaubt. Wieder einer! Wieder einer!« Er wirkte nun doch erregt, ging schnel-

ler auf und ab, die Banane in der Hand, ihre Spitze nach unten gerichtet.
»Sie ernten die Strahlenfelder ab«, sagte Horst. »Seien Sie vorsichtig. Halten Sie die Banane nach oben.« (Er dachte: »Was rede ich?«)
Bornstadt hob seine Stimme und wiederholte: »Wollen Sie die Wohnung?«
»Halten Sie die Banane nach oben!« rief Horst. »Wenn es stimmt, was Sie erzählt haben, laden Sie sich mit Erdstrahlen auf!«
»Warum zweifeln Sie?« fragte Bornstadt. Das Traurige dominierte jetzt sein Gesicht. »Haben Sie keine Phantasie?«
»Ja, ich glaube doch alles!« rief Horst begütigend. Die Banane sah aus wie eine Waffe, und Bornstadt wirkte aufgewühlt, sein Lächeln war weg, und er...
RICHTETE DIE BANANE AUF HORSTS BRUST.
Horst sagte später, er habe in diesem Moment einen bohrenden Schmerz empfunden, an sich heruntergeblickt und nach einer Schußwunde gesucht. Aber nichts sei zu sehen gewesen, nur drinnen habe er einen röhrenden Schmerz gespürt. Er sei, sagte er, zur Tür gegangen und habe das Haus verlassen. Bornstadt habe kein Wort mehr gesagt.
Horst erzählte mir die Geschichte drei Tage später. Er hatte inzwischen solche Schmerzen im ganzen Körper, daß ratlose Ärzte ihm stärkste Beruhigungsmittel gaben. Etwas anderes konnte man nicht tun. Weitere drei Tage darauf war Horst tot.
Ich habe im Telefonbuch immer wieder unter »Bornstadt« und »Burnstadt« nachgesehen, auch unter »Bronnstadt«, »Brunnstadt«, »Stadtborn« undsoweiter, aber wann immer ich anrief und nach der Zornesheizung fragte, legten die Leute auf. Die Adresse von Bornstadts Haus hatte Horst mir nicht gesagt, komisch, wir haben so oft darüber geredet. Warum hat er sie mir nie gesagt?
Jedenfalls habe ich Bornstadt nie finden können, so sehr ich auch suchte und immer noch suche.

rowohlts enzyklopädie: aktuelle Diskussionen und Denkanstöße

497 ★ DM 24,80

Mehr als nachahmen

Die Rekonstruktion des «Mimesis»-Begriffes von den Anfängen bei Platon und Aristoteles bis zu Benjamin, Adorno und Derrida zeigt ein reiches Spektrum, das Denken und Handeln, Gefühle und Reflexion zusammenfaßt.

Angst vor dem Anderen

Der amerikanische Literaturwissenschaftler und Medizinhistoriker Gilman untersucht die Entstehung von Vorurteilen anhand von historischen Quellen. Sein Interesse gilt u.a. «Goethes Gespür» und «Heines Photographien».

527 ★ DM 22,90

521 ★ DM 26,90

Der rechte Weg

Die radikal neue Ästhetik in der Kunst zu Beginn dieses Jahrhunderts stand reaktionären Ideologien keineswegs fremd gegenüber, sondern bereitete – bewußt oder unbewußt – den Boden für die nationalsozialistische Kultur.

Bezähmung der Wildheit

Der Politologe Helmut König fragt auf fundierter sozial- und psychohistorischer Basis nach den Bedingungen und Möglichkeiten einer Zivilisation, in der die Massen wie die Leidenschaften zu ihrem Recht kommen.

513 ★ DM 22,90

rororo

Herta Müller
Eine Fliege kommt durch einen halben Wald

Er lebt nicht mehr. Oder er lebt. Man kann auch leben, ohne sich zu melden.
Ich weiß, er kommt nicht mehr.
Wenn Blech klappert, wenn weiße Rinde da am Holz ist oder ein Taschentuch in einer Hand, dann überzieht sich was.
Es ist kein Fleisch, sowas mach ich mir nicht vor. Alles überzieht sich nur einmal. Später ist es was anderes. Immer etwas, was ich nicht wissen kann und auch nicht ahnen könnte.
Draußen an der Hand oder drinnen im Kopf, ich weiß nicht, was mir näher ist.

Ich war vierunddreißig Jahre lang in der Fabrik. Morgens früh kam ich aus der Nachtschicht.
Das Zimmer war viel allein. Auf dem Teppich war nachts, während ich in der Arbeit war, die Wolle gewachsen, daß der Tisch morgens tiefer stand als am Abend davor. Die Möbel schliefen.
Wie hätte ich schlafen sollen, wenn jedes Tischbein langsam zuwuchs. Ich lief der Nacht davon, in die Nachtschicht zu den Schrauben. Sie paßten zur Nacht. Und den anderen Frauen, die Männer zu Hause hatten, tat ich was Gutes.
In der Morgendämmerung kam ich aus der Arbeit. Auf dem Heimweg stand der Mond über schweren Bäumen. Die Blätter schliefen noch. Die Nächte waren staubig, das Laub war müd. Und im Winter waren die Bäume kahl und gleich müd. Das Holz war schwer.
Hier am Himmel stand der Mond über dem Busbahnhof, und drüben am Himmel stand die Sonne über der Zigarettenfabrik. Am gleichen Himmel waren beide nicht größer als ein Zeh. Der Mond wurde warm und zog von den Bäumen weg und kam mir vors Gesicht. Und die Sonne wurde kalt, kam in die Bäume und zog hinter meinen Kopf.
Es war verkehrt, aber nicht für mich. Ich ging jeden Morgen aus dem Anfang des Tages hinaus. Die Sonne stand nachtäugig in meinem Hinterkopf,

und vorne stand mein Gesicht, es hatte nicht geschlafen. Und der Himmel hatte einen Buckel aus Wolle, einen Buckel in die Stadt hinein.
Im Morgen standen zwei Paar Zehen – nur, an zwei verschiedenen Paar Füßen. Ich hätte mir zwei Leben vorstellen können, zwei gleichzeitige, weit entfernte. Doch ich tat es nicht. An meinem Gaumen stand der drückende Durst von den Schrauben, ein Durst wie abgewetzter Samt. Ich dachte mir, wenn ich die beiden Zehen sah, etwas anderes, wovon ich nie hätte sagen können: das ist es jetzt, was du dir denkst. Doch was ich mir dachte, berührte jeden Morgen auf dem Heimweg meinen Hals.
Wenn ich in mein Zimmer kam, schlief das Zimmer. Was sollte es tun, wenn niemand da war, der wie in anderen Zimmern ging, oder saß, oder schaute, ob alles noch da ist.
Ich war nie müde, ich hatte nur vom Heimweg oder von der Morgenluft einen Knick. Ich legte mich schlafen in ein Bett, das noch schlief, auf ein Kissen, das noch schlief, neben einen Tisch, der morgens tiefer als am Abend auf dem Teppich stand.
Ich hatte mir angewöhnt, in der Fabrik vor dem Heimweg eine ganze Flasche Milch zu trinken. Ich setzte die Flasche an den Mund und trank sie leer. Ich trank die Milch wie Schnee. Sie nahm aus meinem Kopf die Schrauben weg. Wenn ich die Milch getrunken hatte, ging ich noch einmal in der Halle hin und her. Ich ging wie ein Krug, in dem eine Zunge stand.
Wenn ich im Bett lag, kam der Schlaf langsam über mich. Nicht mein eigener. Das Bett hatte mir so viel Schlaf voraus, daß ich im Traum immer ein Kleid aus farblosem Tuch trug. Das Kleid war durchsichtig. Es wäre aus Glas gewesen, wenn man mich durch das Kleid hindurch gesehen hätte. Doch man sah mich nicht. Entweder trug ich es nicht, oder man sah nicht hindurch.
Immer, wenn ich träumte, standen wir am Stadtrand im Kartoffelfeld. Ich trug das Kleid, und das Kartoffelkraut trug weißblau unterlaufene Blüten. Er hielt mich an der Hand. Mit der anderen Hand zeigte er mir Berge. Sie waren hoch und weiß, doch am Fuß unten so dünn wie an den Spitzen oben. Ich sagte, das sind doch Zimmerwände, da hängt doch dein Bild. Er sagte, das Bergwerk ist unten. Ich sagte, die Grube. Er sagte, das Bergwerk. Ich dachte, die Grube.

An einem Morgen sah ich auf dem Heimweg neben der Ecke der Zigarettenfabrik ein Kind mit einem roten Revolver stehen. Ich dachte mir nichts, als der Kinderfinger am Griff zog. Doch dann kam der Wind an der langen Wand entlang und klapperte an einem Blechschild mit einer durchgestrichenen Trompete.

Wenn der Wind nicht am Blech geklappert hätte, wüßte ich das gar nicht mehr, daß so früh am Morgen ein Kind mit einem Revolver an der Ecke der Zigarettenfabrik stand.
Der Wind schlug kurz hinauf, es flog ein Staubwirbel nicht größer als ein Schultertuch. Das Blechschild mit der durchgestrichenen Trompete klapperte nur kurz. Aber das waren solche Dinge, da dachte ich an ihn. Ich hätte fast sagen können, das denkst du dir jetzt über ihn, weil es nichts mit ihm zu tun hatte, daß Wind ging und Blech klapperte, oder Wind ging und Bäume rauschten, oder Wind ging und das Haar hob und die Blätter an den Bäumen nicht.

Den Briefträger sah ich nie. So früh morgens ging er nie an mir vorbei, und später ging ich nie an ihm vorbei. Ich weiß heute noch nicht, wie er aussieht. Ich wollte ihn nie sehen, denn ich dachte, er kann jeden Tag eine Nachricht bringen. Eine gute oder eine schlechte. Nicht meinetwegen, sondern nur, weil er von sich aus, auch ohne mein Leben täglich diesen Weg ging. Er hätte es leicht gehabt, die Nachricht zu bringen, ich hätte ihn an keinem einzigen Tag gesehen, wie er den Brief mit der Nachricht in den Schlitz wirft. Er hätte mich nicht lachen und nicht weinen sehen müssen. Er hätte den Brief auch immer wieder vergessen und Tage und Jahre mit sich herumtragen können. Ich hätte es nicht gewußt.
Auch den Unterschied zwischen der guten und der schlechten Nachricht fraßen die Jahre, ich war so lange allein.

Mitten im Sommer war eine Vogelscheuche drei Gärten weiter. Ich wußte, wie man Vogelscheuchen macht. Daß man zwei Äste zusammennagelt zu einem Kreuz, daß man den langen Ast in den Boden steckt, rundherum Steine legt und die Erde beschwert. Auf das Astende oben den Hut hängt. Und auf den kurzen Ast die Jacke und auf den langen Ast die Hose. Daß man einen schwarzen Anzug nimmt, ihn mit Stroh ausstopft, bevor man ihn zuknöpft.
Ich schlich eines Nachts in den Garten und nahm die Vogelscheuche vom Kreuz. Und als ich das getan hatte, war auf dem Holz eine weiße Rinde. Ich wollte nur den schwarzen Anzug und den Hut vom Kreuz herunter in den Garten legen, weil ich mir seit Wochen jeden Morgen auf dem Heimweg dachte: die stellen ihn aus. Nicht die Nachbarn, sondern die nachtkalten Himbeeren, morgens rotgestaut, ängstlich bis an den Wegrand und immer bereit, Blut zu vertropfen. Und die Kletterbohnen, taumeligdürr rasselten sie mit ihren weißen Schoten, als lägen Steine drin.
Als der ausgestopfte Anzug im Gartenweg lag, hatte er, weil auf den Ästen

diese weiße Rinde war, mit ihm nichts mehr zu tun. Die Rinde auch nicht. Ich sah in ihr keine Haut, sowas mach ich mir nicht vor.
Doch es war, als ich die Rinde sah, als ob ich frieren müßte.

Wenn ich im Zug saß und in die andere Stadt fuhr, nahm ich es hin. Draußen fuhr eine Welle aus Himmel, Feld und Gestrüpp. Und die Schienen sangen. Manche redeten miteinander. Doch wie das so ist in Zügen, wenn die Schienen eine Weile singen, schweigen sie. Lange, fahrende Gespräche gibt es nicht. Auch wenn einer sein ganzes Leben erzählt, macht er es kurz.
Dann wird es still.
Immer erwähnt man Züge und Schienen, wenn man von Strafgefangenen spricht. Man erwähnt sie, aber das war es nicht, was ich mir dachte. Auch nicht die Stille war es, nachdem ein Mann erzählt hatte, er halte es bei seiner dritten Frau nicht aus, zu seiner zweiten gehe er nie. Er gehe jede Woche einmal zu seiner ersten Frau und bitte sie, übernachten zu dürfen, er habe dort noch ein Bett. Auch die Schienen waren es nicht, die für sich sangen. Das alles hätte dazugehören können, doch es hatte in meinem Kopf nichts zu sagen über ihn.
Dann zog der Mann ein Taschentuch aus der flachen ledernen Tasche. Das Taschentuch war graurandig und frischgebügelt. Das war es, woran ich dachte und mir sagen konnte: jetzt denkst du dir das. Und: jetzt denkst du dir das über ihn. Der Mann wischte sich die Mundwinkel ab und steckte das Taschentuch zurück in die flache lederne Tasche.
Bis zur nächsten Stadt waren kleine Bahnhöfe neben den Schienen und dahinter kleine Dörfer. Der Mann schlief, seine Wange beschlug die Scheibe. Ich dachte, wenn der Zug fuhr, ans Aussteigen an einem kleinen Bahnhof. Ich dachte, durch den Wartesaal in die Dorfmitte gehen, Zäune und Fenster ansehen auf dem Weg und in der Dorfmitte etwas kaufen. Etwas, was man im Gehen gleich essen kann, einen Kipfel oder einen Apfel.
Doch wenn der Zug an einem Bahnhof hielt, dachte ich nicht ans Aussteigen. Der Mann mit dem Taschentuch merkte jeden Bahnhof im Schlaf. Er spürte den Ruck und daß die Schienen nicht sangen. Ich sah, wie er mit den geschlossenen Augen die Bahnhöfe suchte, wie sich seine Augäpfel wach drehten und die Lider darüber nicht aufwachten, wie sie zu schwer waren für seine Augen. Und wie seine Augen gleich aufhörten, sich zu drehen. Wie sie wieder stillstanden, ohne den Bahnhof gesehen zu haben. Ich saß so ruhig, daß ich nicht einmal im Knie für das Aussteigen ein Zucken spürte, um den ersten Schritt zu tun. Doch wenn der Zug wieder fuhr, dachte ich wieder ans Aussteigen, so wie ich mir etwas anderes hätte denken können, das im Kopf so hin und her gegangen wäre ohne Grund.

Ich wußte, daß ich ans Aussteigen denke, weil ich nicht aussteigen will. Nur ans Aussteigen denken wollte ich. Das graurandige Taschentuch hatte mit nichts etwas zu tun. Doch es war das, was ich mir dachte, wovon ich hätte sagen können: jetzt denkst du dir das. Und: jetzt denkst du dir das über ihn.
Ich mußte ankommen in der Stadt. Das Aussteigen hätte mich weggeschwemmt, und ihn hätte es nicht zurückgebracht. Der Briefträger hätte keine Nachricht gebracht, nicht einmal, wenn ich in fremden kleinen Dörfern tagelang hätte bleiben können.
Jede Stadt ist größer als ein graurandiges Taschentuch, jede Stadt ist wirklicher. Doch er war näher.
Damals wußte ich noch, welches die gute und welches die schlechte Nachricht gewesen wäre.

Manchmal verdrehte ich die gute und die schlechte Nachricht. Dann war es umgekehrt, es blieb nicht so. Nur solange es blieb, stimmte es.
Wenn ich morgens das Kissen schüttelte, dachte ich, wenn es anders wäre, würde ich jetzt zwei Kissen schütteln. Ich hängte das Kissen ins offene Fenster. Die Morgenluft war kühl und noch keine Stadtluft, bevor die Sonne kam. Da sah ich, daß auf dem Fenstersims für zwei Kissen gar kein Platz wäre. Die Morgenluft war nicht kühl, weil die Sonne schon in der anderen Straße auf einem der schweren Bäume hing. Um zwei Kissen zu kühlen, hätte die Morgenluft keine Zeit gehabt, denn der Mittag wuchs vor der Uhrzeit her.
Ich stellte Kaffeewasser auf den Herd. Ich hatte mein Maß, zwei Tassen Wasser, damit es nicht zuviel wird. Wenn ich die zweite Tasse Wasser in den Topf goß, dachte ich mir, wenn es anders wäre, bräuchte ich vier Tassen Wasser. Am Topfboden sangen kochende Blasen für sich. Ich hielt die dritte Tasse über den Topf. Jedesmal hielt ich die dritte Tasse mit kaltem Wasser über das kochende Wasser. Doch ich goß sein kaltes Wasser nie hinein. Ich leerte die dritte Tasse ins Waschbecken. Unter das Wasser aus der Tasse hielt ich den ausgestreckten Finger hin. Ich ließ mir die ganze Tasse Wasser über den Finger rinnen. Wenn sie leer war, war sie die vierte Tasse. Ich spürte sie zu lange an den Fingern, ich füllte sie nie.

Wenn ich mir etwas kochte, trug ich den Kartoffelkorb in die Küche. Ich schälte eine dicke Kartoffel. Dann nahm ich die zweite und drehte sie in der Hand. Wenn es anders wäre, dachte ich, müßte ich zweimal eine dicke Kartoffel schälen. Doch in die zweite Kartoffel schnitt ich nie hinein. Ich brach ihr die Keime aus den Augen und legte sie in den Korb zurück.

Wenn man von Strafgefangenen spricht, erwähnt man immer Kartoffeln. Doch meine hatten damit nichts zu tun. Ich hätte mir eine gekochte Kartoffel im Lager vorstellen können. Doch ich tat es nicht. Ich zählte meine dicke Kartoffel, die ich kochte, weil ich wußte, seine dicke Kartoffel kommt heute davon. Seine dicke Kartoffel wird erst morgen geschält.
Wenn eine von zwei Kartoffeln immer davonkommt, dachte ich mir, wird ein halbes Jahr Kartoffeln ein ganzes Jahr. Und in Jahren ist das soviel wie ein Feld hinter der Stadt. Ich wußte, ein ganzes Kartoffelfeld hinter der Stadt hätte ihn gefreut.
Ich aß immer schnell, um satt zu werden, ohne das Essen zu spüren. Ich saß immer so, daß ich hinaus auf die Straße sah. Manchmal stand ich am Fenster mit dem Teller in der Hand. Draußen ging jemand. Oder stand, oder schrie. Oder sah sich nur um und schwieg.
Ich konnte essen, weil ich sie sehen konnte.
Wie sie gingen, standen oder sich umsahen – ganz fremd waren sie nicht. Von oben waren sie klein. Ich kannte keinen im Gesicht.
Ich kaute nur kurz. Ich schluckte die Bissen hinauf in den Kopf, ich hatte mir das angewöhnt. Sie deckten das Hirn zu. Meine Augen wurden warm, sie drehten sich, und die Wärme blieb stehen.
Zwei Männer, die aus der Strafgefangenschaft zurückgekommen sind, essen am liebsten Kartoffeln, obwohl sie davor nicht gerne Kartoffeln gegessen haben. Daran dachte ich immer, wenn ich aß. Der eine sagt, eine warme Kartoffel ist ein warmes Bett. Und der andere sagt, eine warme Kartoffel ist ein Sommer auf einmal im Mund, man kann wieder wochenlang frieren. Und er sagt, wenn die Fahnen wehen, rutscht der Verstand in die Trompete.
Beide Männer waren in Enakjevo, wie er. Beide waren in Kohlengruben in den Bergen. Die Berge waren drei Jahreszeiten weiß und eine schwarz. Beide kennen ihn nicht. Denn er war in einer Autowerkstatt, und er durfte mit niemandem reden.
Wenn er es war.
Eine Mitreisende, die fünf Jahre in Enakjevo in einer Fabrik war, hatte einer Frau im Zug erzählt, daß unter der Fabrik eine Autowerkstatt war. Und daß im Fußboden ein Loch so groß wie eine Baumkrone war. Sie schaute jeden Tag in die Autowerkstatt hinunter und sah den Mann, der nach oben sah. Beide durften nicht reden, denn sie wurde oben in der Fabrik bewacht, und er wurde unten in der Werkstatt bewacht.
Um in die Autowerkstatt hinunter zu schauen, tat sie so, als müßte sie ihre Schuhe binden. Die Schuhe waren eng und drückten.
Sie wäre in diesen Schuhen besser ohne Schnürsenkel gegangen, und die

Schnürsenkel waren keine Schnürsenkel. Es waren Fäden aus groben Säkken. Sie zerrissen nach einem Tag. Doch die Frau zog morgens, wenn sie in die Fabrik kam, immer Fäden aus den Säcken in die Schuhe ein, um wenigstens einmal am Tag an das baumkronengroße Loch zu gehen, die Schuhe zu binden und den Mann in der Autowerkstatt zu sehen.
Manchmal ließ die Frau eine dicke Kartoffel durch das Loch in die Autowerkstatt hinunterfallen. Und manchmal kam sie an das baumkronengroße Loch, und es lag eine dicke Kartoffel, die der Mann aus der Werkstatt für sie hinaufgeworfen hatte, neben dem Loch auf dem Boden.
Die Mitreisende sagte, eine warme Kartoffel ist soviel wie ein Handschuh für zwei Hände. An der einen spinnt Wärme in den Fingern Watte, an der anderen spinnt Kälte in den Fingern Draht. Sie sagte, mein Magen war geschrumpft, eine dicke Kartoffel machte mich satt. Doch wenn der geschrumpfte Magen satt war, kam langsam das Weinen über mich, und ich weinte Sand. Ich war so abgemagert, ich trug die Knochen außen. In der Fabrik konnte ich Eisen tragen. Doch wenn ich in der Baracke weinen mußte, zerriß die Haut. Es zerrieben sich Steine. Wenn ich satt war, sagte die Mitreisende, war ich in meinen Knochen so allein wie der Tod.
Die Frau, die mir das über die Mitreisende erzählte, hat das im Zug gehört, auf der gleichen Strecke in die andere Stadt, auf der Strecke, die ich manchmal fahre.
Die Mitreisende ist nach der Frau eingestiegen. Sie wohnt hinter einem der kleinen Bahnhöfe in einem kleinen Dorf. Doch die Frau hat sich nicht gemerkt, an welchem Bahnhof die Mitreisende zugestiegen ist. Denn die Mitreisende fing nach dem Einsteigen nicht gleich zu erzählen an. Sie fing so spät zu erzählen an, daß sie immer schneller reden mußte, weil die Stadt mit ihrem Bahnhof näher kam. Ihren Namen hat die Mitreisende nicht gesagt, es war sowieso eine Fahrlässigkeit, daß sie Fremden auf der Fahrt sowas erzählte. Sie hatte sich das zu erzählen nicht vorgenommen. Man hörte mehr als das Schweigen in ihrer Stimme und daß sie sich, während sie erzählte, jedes Wort gerne verboten hätte. Deshalb wußte man nicht, was die Mitreisende dazu gebracht hatte, zu erzählen gegen sich selbst.
Eines Tages, sagte die Mitreisende, habe die dicke Kartoffel neben dem baumkronengroßen Loch gelegen. Sie band ihre Sackfäden an den Schuhen, um sie aufzuheben und in die Autowerkstatt zu sehen. Als sie die Kartoffel in der Hand hielt, spürte sie, daß ein Faden um sie gebunden war. Dann sah sie auch den Schnitt, er ging einmal rund um die Schale. Sie steckte die Kartoffel in die Tasche und schaute in die Werkstatt. Sie sah den Mann in der Werkstatt nicht. Wo der Mann immer gestanden hatte, stand jetzt ein offenes Faß mit glänzendschwarzem Öl. Sie sah ihr Gesicht, das war nichts mehr

außer Augen, die zu tief waren. Die Wangen waren eingedorrt. Der Hunger glänzte hell und dunkel im Öl, sie schreckte zurück.
Am Abend, als die Mitreisende in der Baracke ankam, biß sie an der dicken Kartoffel den Faden durch. Zwischen den beiden Kartoffelhälften lag ein Stück Papier. SAG, stand da, dahinter ein zerfressener Fleck, eine Nachricht, vielleicht der Name des Strafgefangenen, FRAU und kleine zerfressene Flecken, der Name seiner Frau, ein Dorf, eine Hausnummer. Vielleicht.
Die Kartoffelstärke hatte alles gefressen. Die Mitreisende kochte die Kartoffelhälften und aß sie. Sie wußte, daß sie eine Nachricht aß, zwei Namen, ein Dorf und ein Haus.
Nach diesem Tag, sagte die Mitreisende, habe sie den Mann nie wieder in der Autowerkstatt gesehen. Gestorben sei er in der Autowerkstatt nicht, sagte sie, denn er habe am Tag vor der zerschnittenen Kartoffel auf beiden Beinen gestanden.

Wenn ich nur einmal am richtigen Tag, zur richtigen Zeit mit dem Zug in die andere Stadt gefahren wäre, wenn die Mitreisende nur einmal am gleichen Tag zur gleichen Zeit mit dem gleichen Zug in die Stadt gefahren wäre, wenn sie in einem kleinen Bahnhof zugestiegen wäre, wenn die Gesichter der Fremden im Fahren nur noch ein einziges Mal so ausgesehen hätten, daß die Mitreisende noch einmal leichtfertig gegen sich selbst ihr Leben erzählt hätte, hätte sie mich vielleicht gefunden.
Vielleicht war ich sogar am richtigen Tag im richtigen Zug, und die Mitreisende ist am gleichen Tag mit dem gleichen Zug in die Stadt gefahren. Doch sie ist in ein anderes Abteil zugestiegen, hat dort, wo ich nicht war, noch einmal gegen sich selbst ihr Leben erzählt.
Ich werde den Gedanken nicht los, auch wenn ich weiß, sowas tut man nur einmal.
Vielleicht hätte ich jeden Tag mit dem Zug fahren und jeden Tag, wenn er hält, an einem anderen kleinen Bahnhof aussteigen müssen. Ich wäre tagelang von zu Hause weggewesen, und der Briefträger hätte noch mehr Zeit gehabt, den Umschlag mit der guten oder schlechten Nachricht in den Schlitz zu werfen. Ich hätte mich in der Reihenfolge der Bahnhöfe durch die kleinen Dörfer gefragt.
Doch die Frau, die ich suche, wäre vielleicht zur gleichen Zeit, in der ich ausgestiegen wäre, in den Zug eingestiegen. Und während ich sie gesucht hätte, wäre sie eine Mitreisende gewesen.
Ich hätte Zäune und Fenster im Dorf angeschaut, und sie hätte den nächsten kleinen Bahnhöfen entlang gegen sich selbst ihr Leben erzählt.

Ich war noch nie bewacht. Einmal ging ich in die Goldschmiede arbeiten. Da ist die Arbeit nicht so dreckig, dachte ich mir, und nicht so schwer. Denn so viel Gold wie Schrauben in der Fabrik sind, gibt es in einer Goldschmiede nicht. Vielleicht ging ich auch in die Goldschmiede, weil einer der zurückgekehrten Männer sagte, in Rußland sagt man zur Kohle schwarzes Gold.
In der Goldschmiede kam dreimal am Tag der Polizist, der schrieb morgens und mittags und abends auf, wer Gold brachte und was daraus gemacht wurde. Es wurden dünne Ketten mit einem glatten Kreuz daraus gemacht, oder dicke Ketten mit einem Jesus am Kreuz. Das war nicht verboten, und erlaubt war es auch nicht. Mir kam es vor wie die zum Kreuz zusammengenagelten Äste und der ausgestopfte Anzug im Garten.
Gold ist nicht besser als Eisen. Ich war nie versucht, Gold zu stehlen. Eisen stehle ich oft, wenn ich es brauche, in der Stadt kann man Schrauben gut verkaufen.
Als es schon Frühjahr werden wollte, war die Erde in der Stadt noch hart gefroren. Da brachte eine Frau aus einem kleinen Dorf in einem zerknüllten Stück Zeitungspapier einen Ohrring und dazu einen zwirndünnen Bügel, der abgebrochen war. Am Gelenk des Bügels war die winzige Schraube herausgefallen.
Die Frau war in meinem Alter.
Es war nicht die gefrorene Erde draußen und nicht der Bügel. Der Ohrring trug drei schlafgrüne Steine, die sich an den unteren Spitzen berührten und an den oberen trennten. Ich hielt den Ohrring in der Hand, da war er so weit von mir weg, daß die Steine nur nach innen schauten. Sie stachen in meine Augen. Ich mußte sie eine Weile schließen und spürte die Steine unter den Lidern.
Die Steine, deren Spitzen sich voneinander trennten, waren ein Kleeblatt, und es war erfrorener Klee. Ich hätte mir in den äußeren Steinen zwei gleichzeitige Leben vorstellen können und dazwischen den Stein der Jahre. Ich tat es nicht, sowas mach ich mir nicht vor. Ich dachte auch nicht an ihn, nicht so, daß ich hätte sagen können: das denkst du dir jetzt. Oder: das denkst du dir jetzt über ihn.
Wenn man über Straflager spricht, erwähnt man oft erfrorenen Klee, doch in meinem Kopf hatte das nichts mit ihm zu tun. Der erfrorene Klee überzog, wo mir in den Augäpfeln das Sehen stand, etwas, was ich nicht wissen konnte und auch nicht hätte ahnen können. Er blieb in meinen Augen, obwohl der Polizist gekommen war.
Es wurde die ganze Nacht nicht dunkel im Zimmer, weil die schlafgrünen Steine finsterer waren als ein Zimmer ohne Licht.

Der Polizist war am späten Nachmittag in die Goldschmiede gekommen. Er legte den Ohrring auf die Waage und den Bügel. Die winzige Schraube war unter seinen Nagelrand gerutscht. Er bohrte die Spitze einer Feile unter seinen Nagelrand, dann fiel sie auf die Waage. Er wog sie, und auf der Waage stand Null und Null und Null und ganz am Ende eine Eins.
Als er das aufgeschrieben hatte, mußten wir uns alle nackt ausziehen, weil Gold fehlte. Wir mußten die Haare über dem Tisch schütteln. Dann kämmte er uns mit einem dünnzahnigen Schuppenkamm das Schamhaar durch.
Doch das Gewicht, das auf der Waage fehlte, stand in meinen Augen. Es waren die Steine.
Ich war nur zwei Monate in der Goldschmiede, ich wollte zurück zu meinen Schrauben.

Manchmal singe ich für mich. Ich singe: mein Leben ist ein Fingerhut. Das ist kein Lied, aber ich singe es. Was man sagen kann für sich, kann man auch für sich singen.
In der Fabrik hab ich mich nicht gehört, wenn ich für mich sang. Zu Hause höre ich mich: mein Leben ist ein Fingerhut. Und seines auch. Das singe ich nicht. Das kann ich nicht sagen für mich, das denke ich mir.
Ein Fingerhut und noch einer – nur an zwei verschiedenen Paar Händen. Meine wurden sechsundfünfzig Jahre alt. Seine waren einmal zwanzig.

Manchmal singe ich für mich: mein Leben ist ein Tirata. Und schweige. Vor meinem Mund steht eine durchgestrichene Trompete.
Eine Fliege kommt durch einen halben Wald.
Und dann.
Eine Fliege kommt durch einen ganzen Wald. Durch einen anderen, durch einen nächsten.
Und dann.
Manchmal fährt der Fahrstuhl in der Nacht ins Treppenhaus hinauf. Wenn ich horche, steigt niemand aus. Wenn ich hingehe und die Tür öffne, steht nur ein kleines gelbes Licht drin. Es blendet mich.
Dann weiß ich, vom Auge bis zum Mund ist eine lange Zeit.

Wenn er morgen nacht im Fahrstuhl wäre, dann wär ich nichts als eine Straßenecke. Eine Verabredung wär ich, von der ich nichts weiß. Und er wäre nichts als ein schreckliches Glück. Die Jahre zwischen uns waren auch für ihn. Ich glaube, ich hab ihm die Jahre gegeben. Aber nie einen Ort.

Der Hochmut

Rolf Schneider
Hoffart I-IX

Längst meine ich, die Sache müsse genetisch bedingt sein. So wäre sie der Pigmentverschiebung vergleichbar, an der Rothaarige und Albinos leiden, oder jener entsetzlichen Furche, welche die Hämophilie durch davon heimgesuchte Familien zieht. Man ist mit der Sache geboren und bleibt mit ihr behaftet ein Leben lang.

Bluter sind auszumachen durch das Unvermögen, bei Verletzungen den Wundfluß zum Stillstand zu bringen, und noch mehr teilen sich Pigmentverschiebungen dem bloßen Augenschein mit. Wie wird der Hochmut kenntlich? Ich bin überzeugt, er stellt eine Aura her, eine geheimnisvolle Ausdünstung, von der Mitwelt wahrzunehmen ohne Zutun dessen, der sie hat.

Daß ich ihn der Pathologie zuordne, geschieht, da ich ihn als Leiden ansehe: eines, das den Hochmütigen noch mehr beansprucht als dessen Umgebung. Ich weiß, wovon ich rede. Ich bin mit Hochmut geschlagen. Dabei ist nicht einfach zu sagen, worin er sich äußert. Ich habe Konversationslexika befragt, aber das Wort kommt darin nicht vor. Quallenartig entzieht es sich dem Zugriff und existiert einzig dadurch, daß man es behauptet.

Bei sprachgeschichtlichen Nachschlagewerken war ich erfolgreicher. In mittelhochdeutscher Vergangenheit sei *hochmuot* oder *hoher muot* der Name für die gehobene Stimmung und den edlen Geist gewesen. Beide Begriffe decken sich nicht, was vermuten läßt, der zweite diente dem ersten zur Bedingung. Demnach müßte ein vornehmes Gemüt gute Laune bewirken, und wie es auf sein heutiges Wortverständnis herunterkam, sagt das Nachschlagewerk nicht. Als *Dünkel aus übertriebener Selbsteinschätzung* liefert es eine Erklärung, mit der sich umgehen läßt.

Wie übertrieben schätze ich mich ein? Ich weiß keine Antwort. Ich denke wenig über mich nach. Einen Dünkel pflege ich wissentlich nicht, man redet ihn mir nur nach. Somit ist eine Identität zwischen Dünkel und Hochmut gegeben, was mein schlotterndes Bewußtsein nicht kräftigt. Ich lese noch, zum Bedeutungsfeld beider Begriffe gehörten die Wörter *Einbildung, Stolz, Herablassung* und *Hoffart*. Wegen seines altfränkischen Klanges liebe ich die *Hoffart* sehr.

Das Nachschlagewerk verschweigt einen Begriff, der mir besonders nahe geht, *Arroganz*. Hätte man mir das Wort *hoffärtig* nachgerufen, wäre ich geschmeichelt gewesen. *Arrogant* war als Tadel gemeint, der mich schädigen sollte, denn die damals angestrebte Norm des Miteinanderlebens hatte für Arroganz keinen Platz.

Ich muß hier nachtragen, daß die Landschaft, von der ich im folgenden rede, jene realsozialistische war, die sich selbst den Namen *Deutsche Demokratische Republik* verliehen hatte, ohne der Bedeutung eines dieser drei Wörter irgend zu entsprechen. In einem Staat, der auch sonst mit leeren Worthülsen um sich warf, hätte mich der Vorwurf, arrogant zu sein, nicht treffen dürfen, doch geschah es, und ich wußte dies, um mich zu quälen. Der Vorwurf sollte den eigentlichen Qualen, hervorgerufen durch Zurücksetzung und Gehässigkeit, als Anlaß dienen.

Die Deutsche Demokratische Republik war auf Egalität bedacht. Sie hätschelte die Masse, die sie stets im Plural beredete, als ob sie dadurch mehr würde. Sie pflegte eine Erfindung namens Kollektiv, dem das Korrektiv nicht bloß assonantisch zugehörte. Der Mensch galt als gesellschaftliches Wesen. Der Sozialismus erstrebte die allgemeine Umarmung, denn die durch Klassenherrschaft gesetzten Schranken fielen fort. Das sollte meinethalben alles so geschehen, wenn es mich nur ausließ.

Ein Bekannter sagte mir:

Weißt du, wie Dschingis Khan, der bekannte Mongolenfürst, seine Truppen zu disziplinieren pflegte? Er ließ seine Männer zur Kontrolle hinter einer Wagendeichsel antreten, und alles, was über die Deichsel hinausragte, wurde weggeschnitten.

Der das sprach, trug den Namen Levinsohn und war von jüdischer Abkunft. Zweimal in seinem Dasein hatte er Autokraten, die den Vergleich mit Dschingis Khan aushalten, unmittelbar erlebt. Adolf Hitler, dem ersten, war er um Haaresbreite entkommen und nach Moskau geflohen. Dort hatte ihm geholfen, daß Josef Stalin sich zum Sterben legte, ehe das Internierungslager am Polarkreis, dessen Häftling Levinsohn war, seine Insassen sämtlich durch Hunger, Kälte und Infektionskrankheiten verlor.

Saul Levinsohn wurde gestattet, nach Ost-Deutschland zu gehen, wo er hinfort seine Tage damit verbrachte, kein Aufsehen zu erregen. Angesichts seines Namens und seiner Biographie fiel ihm das nicht leicht.

In der Stadt, wo ich geboren wurde und aufwuchs, besaß er ein Gartengrundstück, gelegen neben dem meiner Eltern, und züchtete Rosen. Ich entstamme einer gewöhnlichen Kleinbürgersippe. Mein Vater, Maschinenbauingenieur von Beruf und Karrierist von Gesinnung, nahm meine Art, nicht wie die anderen zu sein, als einen unverhüllten Angriff auf seine Le-

bensnorm. Das hatte insofern seine Richtigkeit, als die DDR den Familienverband als eine Haftungsgemeinschaft begriff. Jeder nahm an den Vorzügen wie auch Fehlern jedes seiner Blutsverwandten betroffenen Anteil.
Der Vorwurf meines Vaters galt meinem Starrsinn. Seine Forderung an mich lautete, ich müsse mich fügen. Kinder sind biegsame Geschöpfe, und also versuchte ich, was von mir verlangt wurde. Ich nahm an Gemeinschaftsveranstaltungen teil. Ich trug ein buntes Uniformhemd und erhob meine Stimme in Jugendchören. Ich tat immerfort wie die anderen, ohne äußeren Einwand, doch mit heimlichen Gefühlen des Ekels. Wie es scheint, sickerten meine Empfindungen unwillentlich nach außen, und da niemandem ein besseres Wort dafür einfiel, nannte man mich arrogant.
Das Wort ist dem Lateinischen entlehnt und bezeichnet das herausfordernde Benehmen. Auf mich angewendet, war es ein Mißverständnis, da ich niemanden herausfordern wollte. Der offenbare Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Behauptung, den ich damals, ein Kind, mehr spürte, als daß ich ihn benennen konnte, machte mich verschlossen, spröde und kühl, womit ich dem Vorwurf der Arroganz nur noch neue Nahrung gab.
Wer so war wie ich, entfremdete sich in der DDR den Massen. Er hielt sich für bedeutender als der gemeine Mann und behauptete seinen Widerspruch zu den egalitären Forderungen der alltäglichen Politik, die ihn als einen möglichen Feind auswies. Ich erinnere mich eines Gespräches, das ich mit Angehörigen einer staatlichen Kommission führte.
Sie gelten, hörte ich, als überheblich.
Damit, war meine Antwort, muß ich leben.
Sehen Sie denn überhaupt keine Veranlassung, Ihr Verhalten zu ändern?
Nein, erwiderte ich. Wieso sollte ich?
Ihnen fehlt die nötige Volksverbundenheit.
Das Volk wird es verschmerzen, so gut wie ich. Wer, bitte, ist das Volk?
Frechheit! rief ein Kommissionär, und ein anderer sagte: Müssen Sie eigentlich jede Frage mit einer Gegenfrage beantworten?
Warum sollte ich nicht jede Frage mit einer Gegenfrage beantworten?
Sie scheinen auf Ihr Benehmen auch noch stolz zu sein.
Ja, sagte ich. Wär ich nicht stolz, würde ich mich nicht anders benehmen. Bin ich lieber gleich stolz.
Bei den letzten beiden Antworten handelte es sich um freie Abwandlungen jüdischer Witze. Ich hatte sie durch Saul Levinsohn erfahren, unseren rosenzüchtenden Nachbarn.
Wenn er nicht gerade seinen hortikulturellen Neigungen nachging, verdiente

er sich sein Leben als Lehrkraft einer höheren Ausbildungsstätte. Er sollte die künftigen Leiter einer sozialistischen Planwirtschaft in die Entsetzlichkeiten der kapitalistischen Ökonomie einweisen. Die DDR liebte es, öffentlich über Dinge zu urteilen, von denen die Richter aus Gründen mangelnder Kenntnisnahme nichts verstanden. Im Unterschied dazu war Saul Levinsohn das Innenleben der kapitalistischen Warenbewegungen seit Kindestagen vertraut, da er einer Familie entstammte, die sich ihr Millionenvermögen mit dem Großhandel in böhmischen Hölzern erworben hatte.
Ähnlich anderen Kindern aus reicher jüdischer Familie hatte sich Levinsohn in seinen Studententagen dem Kommunismus ergeben. Wie viele Kommunisten der ersten Stunde wurde er von den Programmen des Wladimir Iljitsch Uljanow so gründlich infiziert, daß weder Stalins Antisemitismus noch dreieinhalb Jahre Karaganda ihn heilen konnten. Er witzelte über den trübseligen Kosmos der Politbüros, doch glaubte er an ihn und sah sich als dessen Teil. Er hielt die sozialistische Planwirtschaft für vernünftig. Seine Überzeugungen waren mir so aufregend wie unbegreifbar, und angesichts seiner Biographie faßte ich den Entschluß, dem Martyrium eines solchen Lebens für meine Person jedenfalls auszuweichen.
Die Herren, deren gereiztes Gespräch mit mir ich wiedergab, gehörten zu einer Veranstaltung des unmöglichen Namens Studienlenkungskommission. Ich hatte zuvor die Absicht geäußert, Rechtswissenschaft zu studieren. Das Gespräch brachte mir die Ablehnung meines Wunsches und bewahrte mich davor, in einem Labyrinth aus lauter verbogenen Gesetzen der Gerechtigkeit hinterdreinzukriechen.
Wer wie ich war, fand in den gewöhnlichen Bezirken beruflichen Fortkommens keinen Platz, und es gab gerade noch einen Winkel, wo meinesgleichen geduldet wurde und Gelegenheiten zum Überdauern fand.
Ich besaß einige Fertigkeit im Zeichnen. Ich bezog eine Hochschule für Bildende Kunst. Das Fach besaß den Vorzug, daß seine Angehörigen als meschugge gelten: weil sie es sind. Ich setzte mich in den Aktsaal und ertrug die Annäherungsversuche von Sean P. Maletzke, einem dicklichen Menschen aus der Niederlausitz, der säuerlichen Schweiß absonderte und in Joseph Beuys sein Vorbild sah.
Von Ausnahmen abgesehen, waren die Bildenden Künste in der DDR eine Sache der agitatorisch verwendbaren Gegenständlichkeit und ihre Angehörigen eine Armee mäßig begabter Opportunisten. Sean P. Maletzke, der Aquarelle aus Körperblut verfertigte und Installationen aus Müll entwarf, stieß schon im dritten Semester seines Studiums auf politischen Widerstand. Er suchte jetzt die grundsätzliche Veränderung. Man zog ihn, bedeckt von saurem Schweiß, nahe dem Grenzkontrollpunkt Marienborn aus dem Zwi-

schenboden eines Personenkraftwagens. Sechzehn Monate mußte er eine Strafvollzugsanstalt in Cottbus bewohnen, ehe er, diesmal mit ordentlichen Papieren, nach München reiste, wo er im Journalismus versank.
Als einer, der sein Freund nicht war, doch dafür gehalten wurde, sollte ich von Sean P. Maletzkes Handlung öffentlich abrücken und sie verwerflich finden. Ich wies das Ansinnen zurück. Ich fand es geschmacklos und sagte das laut. In Unehren wurde ich von der Hochschule entlassen.
Meine einstigen Kommilitonen strebten dem Abschluß ihrer Studien entgegen, um anschließend die immer moroser werdenden Städte mit Szenen von schriller Fröhlichkeit zu bedecken, während ich von einer Aushilfstätigkeit zur anderen eilte. Paketdienste, Obsttransporte, Friedhofsgärtnerei. Ich lebte in den Wohnungen mitleidiger Frauen und schlief in deren Betten. Ich verfertigte Aquarelle aus Körperblut und ordnete Müll zu ästhetischen Installationen.
Irgendwie sprach sich mein Tun herum. Neugierige klingelten an der Tür und wollten meine Arbeit sehen. Ich fand sogar Käufer. Ich verdoppelte meine künstlerische Anstrengung. Ich wurde zu häuslichen Partys der sozialistischen Schickeria geladen. Ich entzückte die dort Anwesenden mit den Äußerungen meines grenzenlosen Hochmuts. Weitere Käufer liefen mir zu. Sie stammten durchweg aus Kreisen, wo man sich die eigene Kühnheit mit dem Erwerb von frechen Äußerungen anderer beweist. Ich fuhr zu malen und zu collagieren fort.
Ein Abgesandter des offiziellen DDR-Kulturbetriebes besuchte mich. Er hieß Müller und schilderte mir in speichelnassen Wörtern die Vorteile, die mir winkten, wenn ich gelegentlich die Skulptur eines muskulösen Bestarbeiters formen und ausstellen würde. Die Gunst der Regierenden sei mir gewiß. Selbst Staatspreise harrten meiner. Ich nannte den Kerl eine Laus und wies ihm die Tür. Da er ging, lächelte er noch hündisch, als sei ihm soeben eine Schmeichelei widerfahren.
Meine Kundschaft waren Ärzte, Schauspieler, Modeschöpfer, später Diplomaten, die aus bürgerlichen Ländern kamen und sich die Ödnis, die ihnen ihr Aufenthalt in der DDR bedeutete, durch diese und jene Marotte verkürzen wollten. Meine Schöpfungen fanden Eingang in die Räume von lateinamerikanischen und nordeuropäischen Botschaftern, wo viel Publikum verkehrte. Derart wurde der westdeutsche Kunsthandel auf mich aufmerksam.
Eine vielgelesene Wochenzeitung druckte einen ausführlichen Bericht. Ich war darin ein Dissident, der sich weder ästhetisch noch politisch den in der DDR herrschenden Bräuchen beugte und viel persönlichen Nachteil davon erfuhr. Meine Arbeiten seien in die begabte Nachfolge von Joseph Beuys zu ordnen. Der Verfasser des Textes hieß S. P. Maletzke.

Abermals erschien Müller bei mir. Er vertrat jetzt den staatlichen Kunsthandel. In seifigen Sätzen unterbreitete er mir die Mitteilung, eine Düsseldorfer Galerie plane eine Ausstellung mit meinen Arbeiten, und er sei gekommen, die Prozedur zu bereden. Ich nannte ihn erneut eine Laus, worin er mir gleich beipflichtete. Es schien unmöglich, ihn zu beleidigen, denn auch meinen übrigen Beschimpfungen seiner Person gab er recht. Da es mir gleichgültig war, wer meine Arbeiten vertrieb, wenn er sie nur bezahlte, wurde ich mit Müller handelseinig.
Die Ausstellung kam zustande und war ein Erfolg. Die Zeitungen äußerten sich enthusiastisch. Sämtliche Exponate waren binnen kurzem verkauft. Ich fand Eingang in Privatsammlungen, öffentliche Museen erwarben mich, die Preise meiner Arbeiten erreichten anbetungswürdige Höhen.
Zu einer zweiten Ausstellung meiner Kunst durfte ich persönlich anreisen und präsentierte meine Serigraphie *Hoffart I-IX*. Ich wurde vor Mikrofone und Fernsehkameras gestellt und gab auf Fragen hochmütige Antwort. Daß in einem Land der gebückten Rücken, der verschwitzten Umarmungen und der schillernden Schleimspuren jemand aufrecht ging, sich kühl und höhnisch benahm und einfach sagte, was er dachte, war wider die Regel und fiel dadurch auf. Ich profitierte von den unmöglichen Zuständen der DDR, indem ich nicht so war wie sie.
Wieso man mich gewähren ließ, hat mich verschiedentlich beschäftigt. Da ich in allem, was ich war und tat, so vollkommen dem widersprach, was die DDR war und tat, hätte sie mich ausmerzen müssen. Konnte mein Beispiel nicht Nachahmer finden und die gesellschaftliche Erosion auslösen? Die DDR war entweder schlampig geworden, oder sie wußte kein Mittel gegen mich oder setzte es nicht ein, weil, entgegen aller lauthals geäußerten Befürchtung, von meinesgleichen eben doch keine Gefahr ausging.
Ich hatte keine Nachahmer, ich hatte Neider. Sie saßen in dem Land, wo ich wohnte, und in jenem, wohin ich verkaufte. Einmal entdeckte ich in Basel unter meinem Publikum Maletzke. Er wirkte wehleidig und trug schwer an den unsichtbaren Wunden, die ihm seine Umwelt schlug. Er war noch dikker geworden. Er schwitzte enorm. Ich sah keinen Grund, ihn anzureden.
Daß es sich bei meinem Erfolg um ein empfindliches Gleichgewicht handle, bedeutete mir mein alter Bekannter Saul Levinsohn, den ich gelegentlich traf. Warnend hob er die großen Hände und seine krummen Schultern dazu. Ich selbst sah für Beunruhigung keinen Grund. Zum Dünkel gehört außer dem Bewußtsein von der eigenen Bedeutung das Bewußtsein von deren Selbstverständlichkeit.
Ich kaufte mir einen hübschen Landsitz und möblierte ihn mit Stücken des

Jugendstils und des Biedermeier. Ich trug in Mailand geschneiderte Seidenhemden, meine Anzüge stammten von Savile Row, und damals war ich in der DDR der nachweislich einzige Besitzer eines Automobils jener Fabrikation, die auch das britische Königshaus bevorzugt.
Ich unternahm Reisen nach Nordafrika, Italien und Frankreich. Gern erinnere ich mich, wie ich auf der Place Saint-André-des-Arts in Paris saß, an einem Tisch im Freien. Es war ein milder Oktobernachmittag. Vor mir sah ich ein gelbes Gebäude mit dunkelbraunen Fachwerkbalken. Es hieß Hôtel d'Alsace, und eine Plakette teilte mir mit, hier habe einst der britische Dichter Oscar Wilde logiert.
Der Name berührte mich. War nicht Oscar Wilde der verfleischlichte Hochmut gewesen und jemand, der unter meine geistigen Ahnen gehörte? Wilde war ein Dandy gewesen, Nachfahr jenes G. R. Brummel, der den Dünkel zum ästhetischen Maßstab erhoben hatte. Ich selbst sah mich als Dandy in Zuständen des Realsozialismus und genoß diese Erkenntnis wie eine Mitteilung meiner eigenen Klassizität.
Oscar Wilde hatte im Hôtel d'Alsace nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Reading gelebt. Ein Dandy war er da längst nicht mehr, sondern eine Ruine, und er ist im Hôtel d'Alsace auch gestorben. Eine daraus ableitbare Lehre fassen die Sprüche Salomonis 16, 18 in possierliches Lutherdeutsch: *Wer zugrunde gehen soll, der wird zuvor stolz; und Hochmut kommt vor dem Fall.*
Bemerkenswert, wie Hochmut und Stolz hier als Synonyma auftreten. Mit der christlichen Demutshaltung läßt sich das kaum erklären, denn die Sprüche Salomonis stehen im Alten Testament. Während man den Hochmut vielleicht als Entartung verurteilen mag, gehört der Stolz aber zur menschlichen Grundausstattung. Er ist ein anderes Wort für das Selbstwertgefühl. Er ist die Normalität zu jener Übertreibung, die auch das Essen zur Völlerei, die Liebe zur Wollust und die Sparsamkeit zum Geiz macht. Die Sünden bezeichnen die Maßlosigkeit von Handlungen, welche das gewöhnliche Leben sind.
Wie nun Sünde und zugehörige Normalität, obschon in gegensätzlicher Richtung, von dem gleichen Ding ausgehen, verhielt es sich auch mit meiner und der offiziellen DDR Beziehung zum Volk. Der Staat gab vor, es zu lieben, und unterdrückte es, wo ich es verachtete. Beide setzten wir voraus, das Volk sei, wie wir meinten. Wie, wenn es anders war?
Als ich auf der Place Saint-André-des-Arts saß, schrieb man den Herbst 1989. Anschließend fuhr ich ans Mittelmeer, da trat Erich Honecker zurück. Ich saß im Flugzeug, überquerte die Alpen, und in Berlin zerbrach die Mauer.

Daß dies der Fall sei, vor dem nach Salomonis Sprüchen der Hochmut kommt, überlegte ich nicht. Ich fuhr zu arbeiten fort, nahm die geringer werdende Nachfrage nach meinen Produkten nicht wichtig und wurde durch einen großen Zeitungsartikel aufgeschreckt.
Er beschäftigte sich mit der miserablen Güte der Bildenden Kunst in der DDR und der Verkommenheit ihrer Hersteller. Ich selbst kam vor als ein Parasit der deutschen Zweistaatlichkeit. Meine Frechheiten hätte ich mir genehmigen lassen, um den wahren Charakter des Unrechtsstaats DDR erfolgreich zu verschleiern. Meine Verkäufe hätten geholfen, die Diktatur ökonomisch zu verlängern, und die von mir verfertigte Kunst sei aus zweiter Hand: abgelauscht einem Kommilitonen, der ins politische Gefängnis ging, während ich seine Ideen vermarktete. Der Verfasser dieses Textes hieß S. P. Maletzke.
Mein sozialer Niedergang danach erfolgte rasch. Der Markt für meine Produktion brach weg, und die Bühne für meine hochmütigen Selbstdarstellungen wurde geschlossen. Es gibt genügend Dandys im einigen Deutschland, so daß man meiner nicht bedarf. Viel hilfreicher wäre mir der Opportunismus, aber darin war ich immer unbegabt.
Dies unterscheidet mich etwa von Müller, der Laus. Längst ist er Teilhaber meines Düsseldorfer Galeristen geworden und vertreibt dort die eindrucksvollen Zuchthauscollagen eines lange verkannten, in der früheren DDR politisch unterdrückten Künstlers namens S. Pawel Maletzke, der besonders erfolgreich mit seiner Serigraphie *Demut I-IX* ist. Galerist Müller konnte mir inzwischen sowohl meinen Landsitz als auch meinen englischen Personenkraftwagen abhandeln.
Ich selbst verdiene neuerdings als Lehrer mein Geld. Ich arbeite an einer Akademie, die sich der Fortbildung kapitalistischer Manager widmet und von Saul Levinsohn geleitet wird. Ich lehre das Fach *Selbstbewußtsein im öffentlichen Auftreten,* was nichts anderes als ein Training in Hochmut darstellt. So sehr nun ich hier als Experte gelten darf, da ich den Hochmut verkörpere, so wenig glaube ich daran, daß man ihn lernen kann, denn er ist angeboren.
Derart bin ich von der Nützlichkeit dessen, was ich leisten soll, keinesfalls überzeugt, aber ich halte es auch hier mit den Sprüchen Salomonis, diesmal 16, 21: *Ein Verständiger wird gerühmt als ein weiser Mann, und liebliche Rede mehrt die Erkenntnis.*

Tilman Spengler
Vor dem Fall

1.

Am späteren Nachmittag, als sich die schwüle Feuchtigkeit wie eine träge Glasur über unser Atelier legte, begannen sie mit dem Pinselspiel. Von wem die Anregung kam, weiß ich nicht. Vielleicht hatte es auch keines besonderen Anstoßes bedurft, vielleicht hatten die Männer ganz unabhängig voneinander einfach einen immer stärker werdenden Trieb verspürt, einen Trieb wie Hunger, erst nur als Kitzel, dann ständig dumpfer und mächtiger werdend.

Der Kaiser hatte in der Woche zuvor Peking verlassen. Die Verlautbarungen wußten von einer Strafexpedition gegen Aufständische im Nordwesten. Im Sommer war es dem Kaiser oft langweilig in der Hauptstadt.

Seit mehreren Tagen lagen für uns Maler keine besonderen Aufträge vor, nur ein paar Ausbesserungsarbeiten an stumpf gewordenen Siegeln, die Reinzeichnung von Entwürfen für zwei belanglose Pavillons im Westgarten und natürlich die Vorbereitung einiger prachtvoller Geschenke für die Rückkehr des Kaisers. Nichts davon war dringend.

Es fiel kein Wort, als sie sich von ihren Porzellanschemeln erhoben, die Kleider zurechtzupften, auf dem Spieltisch einen Bogen Reispapier ausrollten. Plötzlich waren sie alle um den Tisch versammelt, als hätte sie ein starker Sog dorthin getrieben. Nur einmal, kurz nach meiner Bestallung, haben mich die anderen zum Mitspielen aufgefordert. Doch sie merkten sehr rasch, daß ich mir aus Geld nichts mache, daß ich querlag zu dem anschwellenden Strom ihrer Gier, und sie schlossen mich von weiteren Runden aus. Damals begannen sie, mich ob meiner mangelnden Erregbarkeit zu verachten. So als fehlte mir ein ganz besonders wichtiges Organ für einen Sinnenreiz, so als wäre ich unempfindlich für eine exquisit prickelnde Form der Versuchung.

Selbstverständlich sprach das keiner direkt aus. Statt dessen redeten sie in gestelzter Höflichkeit von »energiegeladenen« und »energieempfindlichen« Pinselschwüngen, von Strichen wie Rattenschwanz oder Grillenbauch, die ein ganz besonderes Geheimnis ihrer Malkultur seien, eine Art Wesenszug des Chinesischen. Als gäbe es ein Geburtsrecht auf die Kunst, den Pinsel

gleiten zu lassen, das einem Fremden, etwa einem Mailänder wie mir, ein Leben lang verwehrt bleiben müsse.
Dabei hat dieses Spiel nur ganz am Rande mit Kunst zu tun: Der erste setzt den Pinsel an, der nächste findet eine Fortsetzung, ein dritter führt das Ganze in eine neue Richtung, und so immer weiter und immer abwechselnd im Kreis, bis es schließlich einem der Teilnehmer gelingt, den »goldenen Abschluß« für sich zu beanspruchen. Jeder Strich wird als Geldeinlage notiert, deshalb steigt die Spannung mit der Zahl der Einsätze. Das Werk muß einer klassischen Vorlage entsprechen, so kann nur gewinnen, wer sich am besten an die zwei, drei Dutzend vom Kaiser gebilligten Varianten der historischen Malschulen erinnert. Es geht also einzig um das Geschick, ein einmal erfaßtes Bild im Gedächtnis wieder in seine Bestandteile zu zerlegen, um es dann von neuem aufbauen zu können. Ich weiß, wovon ich rede, schließlich habe ich selbst auf diese Weise die chinesische Maltechnik erlernt. Nur durften es die anderen damals nicht merken, sie sind sehr stolz auf ihre Einzigartigkeit und entsprechend leicht zu kränken.
Versagt habe ich damals nur, weil ich nicht den Gleichklang zu ihrer Stimmung fand. Nervöse Gier hat mir noch nie gestanden; werden andere von diesem Gefühl befallen, wirke ich leicht überheblich. Diese Schwäche ist mir bewußt, doch sie auszumerzen fällt mir schwerer als das Erlernen einer neuen Formgebung.
Der Spieltisch stand heute nicht dort, wo das Licht am günstigsten einfiel, sie hatten vielmehr einen Platz gesucht, an dem sie recht schnell mit ihren Schatten zu verschmelzen begannen. Diese Schatten zeigten kaum noch Konturen, sie wirkten eher wie Höhlen, in die sich alle jederzeit zurückziehen konnten.
Was mich aber wirklich erstaunte, war, daß sie an diesem Nachmittag den »Onkel« zum Mitspielen aufforderten, einen noch relativ jungen Kerl aus dem Süden mit trüben braunen Augen und einem Gebiß wie ein Maulesel. Als er sich vor zwei Jahren bei uns vorstellte, nannte er als Familienname Pang oder Wang, genau weiß ich das nicht mehr. Ein Onkel hatte ihn an den Hof empfohlen, und auf diesen Verwandten kam er mit störrischer Beharrlichkeit und aus waghalsig zusammengeklaubten Anlässen immer wieder zu sprechen. Redeten wir über das Anrühren von Tusche, mal hell, mal dunkler, beratschlagten wir die am besten für einen Pinsel geeigneten Tierhaare, dann sagte er unfehlbar etwas wie: »Die Augenbrauen meines Onkels glänzen wie ein frisch in pechfarbene Tusche getauchter Pinsel.« Fragte man ihn nach der Zahl seiner Nebenfrauen, gab er zurück: »Mein Onkel kennt ein seltenes Rezept mit zu Pulver zerriebener Jade, das ein beschwerdefreies Altern erlaubt.«

Diese Glitzer- und Brokatsätze wirkten doppelt verzapft, weil sie aus einem so unförmigen Maul kamen und vorgebracht wurden, als habe der Kandidat nicht sich selbst zu empfehlen, sondern jenen Onkel, der irgendeinen wichtigen Posten im Amt für Salzsteuer bekleidet und weitläufig mit der zweiten Frau eines hohen Zensors hier in der Hauptstadt verwandt ist.
Die Kollegen aus dem Malersaal gaben ihm darauf den Spitznamen »Onkel«, offiziell wurde er, den Regeln unserer Einrichtung entsprechend, einfach »Nummer 14« gerufen. Für einen Anhänger der Zahlenmystik war das weder eine besonders gute noch eine besonders verhängnisvolle Zahl. Sie entsprach der Bedeutung des »Onkels« in unserer Gruppe. Mir hatte man bei meinem Eintritt »13« zugeordnet, wozu mich meine Ordensbrüder aufrichtig beglückwünschten.
Als man mich in jenen Monaten sehr verschwommen nach meiner Meinung über den »Onkel« fragte, habe ich mich, übrigens nicht weniger umständlich, *für* dessen Anstellung ausgesprochen. Er zeigte keine besondere Neigung für eine auffällige Eitelkeit, und was noch wichtiger war: er konnte aus freier Hand recht brauchbar Zirkel ziehen, eine geometrische Begabung, die dem chinesischen Talent meist fremd ist.
In jener Zeit brauchten wir gerade sehr dringend einen Zirkelkünstler. Der Kaiser hatte eine eigenartige Vorliebe dafür entwickelt, seine Lieblingstiere von hinten porträtieren zu lassen. Erst waren es nur zwei, drei Pferde, später dann der ganze Stall, schließlich alle Bewohner des kleinen Zoos im Palast. Da kam uns »Nummer 14« gerade recht. Er muß wohl mehr als zweihundertmal die runde Form eines Pferde-, Pfauen- oder Antilopenhinterns skizziert haben, lernte dabei sogar, diesen Kreis, je nach Bedarf, um eine imaginäre Achse zu drehen, obwohl ihm Abweichungen vom einmal Beherrschten im Grunde zuwider sind.
Auch an diesem Nachmittag, man stritt sich noch über die Spielregeln, war er immer wieder mit Sätzen aus dem Lehrbuch zu hören wie: »Wenn ein Punkt gemalt wird, dann nur in der Form von Pfefferkorn oder Krabbenauge, so wie es die großen Alten lehrten.«
Von einer künstlerischen Entwicklung unserer »Nummer 14« kann also kaum die Rede sein. Nur an seinem Erscheinungsbild nahm er geringfügige Verbesserungen vor. Die Kleidung wurde unauffällig eleganter, angepaßter, nichtssagender. Seine Aussprache verlor ein wenig von jenem südländischen Schnalz- und Knackaroma, das bei den ersten Auftritten in unserem Kreis für eine gewisse Heiterkeit gesorgt hatte. Außerdem kaute er vor einem schwierigen Auftrag nicht mehr an Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, statt dessen griff er nach einem gläsernen Riechfläschchen und strich ein paar Tröpfchen Rosenöl über die langen Kinnladen.

Temperament zeigte er stets nur dann, wenn er sich als Kreisgestalter bedroht oder gar angegriffen fühlte. Das kam allerdings ganz selten vor, denn auf diesem streng begrenzten Gebiet hatte er es tatsächlich zu einer beachtlichen handwerklichen Meisterschaft gebracht. Dennoch geschah es zwei- oder dreimal, daß eine eilig bestellte Hilfskraft, die in unsere Verhältnisse nicht eingeweiht war, sich an die Skizzierung von Kreisförmigem machte.

Auf eine solche Herausforderung antwortete »Nummer 14« unweigerlich mit einem Wutausbruch, der jedoch stets nach demselben Ritual ablief. Erst zog er seine breiten Lippen zwischen die Schneidezähne und blickte den vermeintlichen Widersacher eine Zeitlang starr und giftig an, dann sprang er auf, baute sich mit vor der Brust verschränkten Armen hinter dem Konkurrenten auf, verharrte so ein paar regungslose Momente und spuckte ihm darauf mit einer Bewegung, die man vom Bauch her verfolgen konnte, in die angerührte Tusche. Sobald sich sein Gegner überrascht oder bereits empört umdrehte, riß ihm »Nummer 14« mit einer herrischen Geste das Skizzenblatt vom Tisch, zerknüllte es, legte den Papierbatzen mit angewidert gespreizten Fingern auf seinen Schemel und ließ sich darauf nieder. Besondere Genugtuung schien es ihm zu bereiten, wenn das dabei entstehende Geräusch einem krachenden Furz ähnelte. Sobald er wieder saß, verschränkte er erneut die Arme und blickte so starr und giftig wie zuvor.

Damit ist aber schon die gesamte Palette seiner sichtbaren Gemütsbewegungen beschrieben. »Nummer 14« gab sich nie als Vordrängler zu erkennen, er achtete nur sehr sorgfältig auf seine Position. Einmal habe ich von ihm geträumt, da stand er als Latte in einem Gartenzaun. Durch welche Anzeichen »Nummer 14« den anderen seine Spielernatur zu erkennen gegeben hat, bleibt mir ein Rätsel. Abenteuerliches habe ich an ihm noch nie wahrgenommen. Doch vielleicht gibt es in dieser Kultur Selbstverständlichkeiten, die nur mir nicht auffallen. Wahrscheinlicher ist aber, daß »Nummer 14« nur den Preis dafür entrichten sollte, in unsere Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Schließlich wird jeder Anfänger einmal ausgenommen wie ein Wachtelbrüstchen.

Es war ganz klar, daß er die erforderte Strichfolge nicht so gut wie ich beherrschte, ganz gleich, welche künstlerische Vorgabe die Spieler gewählt haben mochten. Genauso sicher hatte er auch nie mit meiner Methode berechnen können, wie vieler oder wie weniger Einsätze es bedurfte, um ein solches Spiel zu gewinnen. Bevor mich die anderen damals zum Wettbewerb aufforderten, hatte ich mich sehr gründlich darauf vorbereitet. Spielen ist schließlich ein Kampf. Vielleicht habe ich verloren, weil ich meine Überlegenheit zu dürftig verbarg.

Während die anderen ihre Porzellanschemel an den Tisch rollten, auf dem das weiße Blatt schon ausgebreitet war, machte ich mich an die Vollendung eines der letzten Bilder in meinem »Album der Vögel und Blumen«, das dem Kaiser bei seiner Rückkehr überreicht werden sollte. Die Blumen waren schon fertig: blaß-violette Lupinen, dazu zwei angepickte Maiskolben, etwas Gras über einem abbrechenden Felsen, die gezackten Blätter eines Löwenzahns. Die Farbtöne bewegten sich eher verhalten zwischen hellerem und dunklerem Grün und verschiedenen Gelb-Braun-Schattierungen. Die Blüten der Lupinen hatte ich ursprünglich strahlender angelegt, doch die Wirkung war eindeutig zu grell, verwaschen gefielen sie mir besser.
Die unvermeidlichen Meisen mußten »nach der Natur« dargestellt werden, »nach der Natur« lautet die hofübliche Formel für ein verklärtes Wiedererkennen, gemeint ist eine bildhafte Inszenierung, in der die edelsten Vertreter ihrer Art möglichst elegante Posen einnehmen, die die Grazie ihrer Bewegungen erahnen lassen. Kranke, schmutzige oder erregte Tiere sind in diesem Schöpfungsplan nicht vorgesehen, die Sicht ist verklärt, deshalb bedeutete schon die Wiedergabe eines Unkrauts, wie mein tief nach links unten gesetzter Löwenzahn, eine gewisse Frechheit.
Am meisten schätzt der Kaiser Vögel, die possierlich die Kehle heben, die auf biegsamen Zweigen schwingen und die sich in zärtlichen Stellungen befinden. Alles mit Maß, alles mit Anmut. Ungezügeltes, Eindeutiges ist ihm verhaßt. Deshalb habe ich ja auch ein Meisenpärchen gewählt. Ganz gleich in welcher Stellung, bei Meisen ist nie auszumachen, wer Männchen und wer Weibchen ist. Hier fehlen die Musterungen, Fleckungen, Tönungen, die sonst die Geschlechter unterscheiden. So können die Tiere in einer unbefleckten Vorstellung lautlos seufzen. Wahrscheinlich muß sich der Kaiser nach all seinen wilden Schlachten und verwegenen Jagden in seinem privaten Bereich mit lauter Unschuld umgeben. Immer wieder wurde uns eingeschärft: »Der Kaiser mag kein Staubkorn, wenn er die Wimpern niederschlägt.«
Die Aufgabe, »nach der Natur zu malen«, war somit alles andere als wörtlich zu nehmen. Dazu gilt die Natur als viel zu roh und bedrohlich. Es sollte nur kein Bild in der klassischen Tradition werden, keine Wiederholung der irgendwann einmal auf Papier oder Seide festgehaltenen Formen. Etwas Neues, doch nicht erschütternd neu, denn das Auge darf nicht angestrengt, es muß schmeichlerisch verwöhnt werden. Daher gab ich das Liebesspiel der Meisen nicht in irgendeiner Gestalt wieder, in der ich je Meisen bei diesem Akt beobachtet habe, sondern ich erinnerte mich an Andrea Pozzo. Pozzo lehrte uns in Rom nicht weniger als zwanzig Stellungen einer Taube, er war der Meister der symbolischen Darstellung des Heiligen Geistes.

Den einen Vogel ließ ich auf seinem Rücken liegen, die Flügel wie empfangende Arme weit ausgebreitet, den Schwanz ein wenig angehoben, den Kopf leicht aufgerichtet, mit erwartungsvoll geöffnetem Schnabel. Seine Brust und die obere Partie des Bauches lagen frei, hier dominierte die Farbe Weiß, kein strahlendes, eher ein weich abgestuftes Weiß, das die Nachgiebigkeit von Samt in Erinnerung rief.
Der andere Vogel beugte sich fast im rechten Winkel über diesen ausgestreckten Leib, seine Krallen ruhten sanft in dem Gefieder über der mittleren Bauchpartie. Der Kopf neigte sich herab, der ebenfalls leicht geöffnete Schnabel spielte an der linken Brust. Die aufgestellten Flügel, innen so weiß wie das begehrte Brüstchen, außen dramatisch geflammt, repräsentierten gleichzeitig Triumph und zärtliche Beschützung. Das ist eine Geste, mehr noch eine Haltung, die dem Kaiser behagt.
»Nummer 14« hatte aus der Messingschale das Los gezogen, das ihn zum ersten Strich berechtigte. Der Duft aus seinem Riechfläschchen drang bis in meine Ecke des Studios.
Der Brust der auf dem Rücken erwartungsvoll ausgestreckten Meise gab ich etwas von der perlig glänzenden Unbefangenheit des Busens der kleinen Lu. Eine weiche, nächtliche Schneelandschaft, fast nur Andeutung, mit zwei kleinen, dunklen Spitzen. Ein Weiß, von dem ich mir einbilde, daß man es auch mit den Fingerkuppen wahrnehmen kann.
Als ich die kleine Lu heute morgen verließ, habe ich mir ihr seidenes Brusttuch als Andenken eingesteckt. Niemand darf von unseren nächtlichen Begegnungen wissen, deshalb wird auch niemand das Tüchlein bei mir finden. Ich machte es durch meine Kunst unsichtbar. Die Vögel, deren neckisches Spiel den Kaiser erfreuen soll, bedecken jetzt die Außenseite jenes Gewebes, das noch gestern über den Brüsten meiner Geliebten lag. Das machte das Malen zu einer sinnlichen Verführung, und es bedurfte einer erheblichen Anstrengung, diesen Reiz im Bild immer wieder abzuschwächen.
Machte ich deswegen einen so gespannten Eindruck? Vom Spieltisch her riefen mir die anderen bisweilen ironische, herablassende Bemerkungen zu, ich solle doch einmal eine Pause einlegen. Aber das sagen sie eigentlich dauernd, wie Mönche, die eine Gebetsformel wiederholen: »Ruh dich ein wenig aus!« oder »Nur wer sich entspannt, kommt rechtzeitig an sein Ziel!« Ein großer Teil der Energie wird hier darauf verwendet, sie den Kollegen zu entziehen. Ich habe mich dem angepaßt, damit sie mich nicht für ehrgeizig halten. Der Ehrgeizige wird gefürchtet, denn er gilt als Intrigant, und auf vermeintliche Intriganten warten meisterhafte Gegenintrigen.
Was hat es mich damals für Mühe gekostet, die Kollegen zu besänftigen, als mir der Kaiser das Privileg verlieh, meine Bilder mit dem eigenen Namen zu

signieren. Natürlich setzte ich vor den Namen die Worte: »In tiefster Hochachtung, der Untertan ...«, ich ließ es also an keiner der erheischten Demutsbekenntnisse fehlen. Geholfen hat mir das überhaupt nicht. Warum ich, ein Ausländer, mich denn als »Untertan« bezeichnen dürfe, fragten sie mich hämisch. Monatelang habe ich nur abgewehrt, mich geduckt, im Malersaal nur die niedrigsten Aufträge übernommen, doch es dauerte fast ein Jahr, bis man mir meine vorgebliche Anmaßung nachgesehen hatte.
Die erste Runde ging an »Nummer 14«. Er rief etwas wie: »Jedes Loch will mit Blüten geschlossen werden«, einen jener Merksätze für Maler, die sich im Gedächtnis einnisten, weil in ihnen immer ein unanständiger Nebensinn mitschwingt. Dann strich er sich mit delikat gespreizten Fingern über die Schläfen, als würde er einen edlen Pfau liebkosen. Seine Fingernägel sind ungewöhnlich lang, er hat einmal erzählt, er schneide sie nur deswegen so selten, weil er im Süden die Kunst gelernt habe, Tuschbilder allein mit den Nägeln zu malen. Was an dieser Methode von Vorteil sein soll, habe ich nie verstanden. Man erzielt mit ihr keine besonderen Hell-Dunkel-Effekte, die Breite der Striche ist vorgegeben, Rundungen geraten meist ungelenk aufdringlich. Was bleibt, sind schmutzige Finger.
Doch dieser Verzicht auf herkömmliche Mittel der Technik kommt einer weit verbreiteten Neugier auf alle Bereiche entgegen, in denen sich Natur und Magie miteinander verbinden. Der Maler wird zum Magier, der allein mit den Kräften seines Körpers die Formen dieser Natur bannt. Da mischen sich Aberglaube und Akrobatik auf eine höchst wundersame Weise.
Vielen Menschen imponiert das. Die kleine Lu erzählt von nichts so aufgeregt wie von einem Gaukler, der sie als Kind damit beeindruckte, daß er ein Schälchen voll Sand verspeiste und danach die herrlichsten Perlen zwischen seinen Lippen herauswachsen ließ. Als ich ihr erklären wollte, wie einfach dieser Trick zu bewerkstelligen ist, sogar anbot, ihn für sie nachzumachen, kämpfte sie mit Zornestränen. Sie wollte sich ihren wilden Zaubergarten nicht von mir zerstören lassen. »Gerade du«, zischte sie, »der du so ganz anders bist als die unerträglichen Leute um mich herum, du mußt doch verstehen, nach was ich Sehnsucht habe.«
In solchen Szenen wird mir die kleine Lu manchmal unheimlich. Es ist, als schlüpfte sie plötzlich in einen ganz anderen Körper. Aus den vorher leicht verspielten, kindlich tänzerischen Bewegungen werden unversehens herrische, abgezirkelte Gesten. Gleichzeitig erstarren ihre Gesichtszüge zu einer Folge von Masken, in die kein Blick des Gegenübers mehr eindringen kann.
Während unserer Sprachausbildung in Macao hat mir Pater Emilio von einem Befehl berichtet, den ein chinesischer Offizier erteilt, wenn es in die Schlacht

geht. Der Befehlshaber tritt vor seine Leute und schreit: »Setzt furchterregende Gesichter auf!« Daran muß ich immer denken, sobald die kleine Lu von einem ihrer Temperamentsausbrüche heimgesucht wird. Daran und an das unversöhnliche Weiß auf ihrer Stirn und den Wangen. Die Farbe Rot jedenfalls, die gemeinhin für die Darstellung von Wut empfohlen wird, ist mir bei ihr in einem solchen Gemütszustand noch nie aufgefallen.
Ob die kleine Lu mich je geliebt hat, kann ich nicht beschwören. Jedenfalls scheint sie mich zu genießen. Ich bin ihr ein Mittel, ein Trunk, eine Droge, ein Zauberspruch. Sie riecht in mir das Fremde, das Abenteuerliche, das über alles Erdenkliche hinaus Verbotene. Nichts macht sie ärgerlicher, als wenn sie an mir einen Zug entdecke, der mich in ihren Augen meiner eigenen Kultur entfremdet und der ihren näherbringt. Als ich sie das erste Mal in meinem konfuzianischen Kostüm besuchte, der Prior hatte mich gezwungen, es zu tragen, legte sie zwei Finger tief in eine Schüssel mit roter Soße und strich mir angewidert damit über Brust und Rücken. Wenn ich beim Liebesakt gedankenverloren chinesische Worte der Zärtlichkeit ausstieß, schloß sie die Schenkel wie eine Schere, rückte ab und sagte zur Wand: »Italienisch bitte!«
Früher fragte ich mich bisweilen, ob sie noch andere Liebhaber hatte. Wir haben nie darüber gesprochen, vielleicht, weil ich Angst hatte, sie mit dieser Frage zu verletzen, vielleicht, weil ich Angst vor der Antwort hatte.
Geplaudert hat sie nie, und sie wirkte wie auf eine einzige Perspektive konzentriert. Mit der Zeit konnte ich kaum noch unterscheiden, ob es die Lust aufeinander war, die uns aneinander gebunden hat, oder die gemeinsame Furcht, entdeckt zu werden. Möglicherweise waren diese beiden Gefühle unentwirrbar miteinander verknotet.
Nachdem ein neues Blatt auf den Spieltisch gelegt worden war, klangen die Stimmen erregter als bei den Vorbereitungen zum ersten Kräftemessen. Wahrscheinlich hatten sie die Einsätze verdoppelt oder gar verdreifacht und sich dazu noch auf eine außergewöhnliche Vorlage geeinigt. Auch ihre Bewegungen bekamen etwas Überdeutliches, so als stünden sie mit einem gänzlich neuen Stück auf einer ihnen fremden Bühne.
Solange sie mich nicht zum Mitspielen aufforderten, konnte mir das so gleichgültig bleiben wie die dummen Sprüche von »Nummer 14«, der lauthals verkündete: »Nur wer die Frauen kennt, kann einen starken Stengel malen.«
Daß mich die Älteren nicht an den Tisch baten, Wang oder Pu beispielsweise, war mir dabei noch am ehesten verständlich. Sie dürften an einigen unbedachten Strichfolgen von mir bemerkt haben, daß ich ihnen mittlerweile an Erinnerungsvermögen und technischer Bravour nicht mehr unter-

legen bin. Nur von »Nummer 14« hätte die Etikette eine kleine Geste der angedeuteten Höflichkeit gefordert. Doch der befand sich schon im Rausch seines ersten Erfolgs.
So beugte ich mich wieder über die Kehllätze meiner Meisen. Man kann sie bis zum Bauchansatz herunterziehen, man kann sie aber auch sprenkeln. Da ich ein Taubenpärchen zur Vorlage gewählt hatte, mußte ich zunächst einmal die Perspektive erweitern. Sorgfältig achtete ich darauf, daß dies nicht auf Kosten jenes daunenweichen Unterleibs geschah, der in mir so viele Erinnerungen auslöste.
Gesprächen über Liebe oder Begierde habe ich mich im Malersaal immer schnell entzogen. Vor zwei Jahren hat mir Wang einmal etwas von einer Kupplerin angedeutet, der ich mich getrost anvertrauen könnte. Sie sei äußerst verschwiegen und ganz besonders auf Lebenslagen wie die meine eingestellt. Dann hatte Wang gelächelt und dabei seine rosige Zungenspitze aus dem rechten Mundwinkel hervortreten lassen, bis sie ganz langsam die Lippen hin zum anderen Mundwinkel befeuchtete. Es war eine so obszöne Geste, daß ich mich abwandte, ohne auch nur mit einem Wort auf sein Angebot einzugehen. Einige Wochen später erfuhr ich, daß Wang über mich das Gerücht verbreitete, ich hätte in den Lenden die Zeugungskraft eines Eunuchen. Diese Kränkung nahm ich hin, ohne mir etwas anmerken zu lassen oder gar durch gewisse Andeutungen einen gegenteiligen Eindruck zu verbreiten. Mein Schutz liegt in meiner Unauffälligkeit, liegt in den Grautönen.
Zugegeben, manchmal träumte ich davon, in einer ganz kurzen Szene, die doch so erhellend war wie ein Blitzschlag, die wahren Größenverhältnisse in unserer Gruppe aufleuchten zu lassen. Wer hatte denn schließlich die Technik des Schattierens hier so eindringlich und so überzeugend vorgeführt, daß sie am Ende auch noch die Begriffsstutzigsten, die Virtuosen der sturen Kopie, die Handlahmen nachvollziehen konnten? Duldete es irgendeinen Zweifel, daß ich es gewesen war, der erstmalig auf die wahre Bedeutung von Proportionen bei der sogenannten Darstellung nach der Natur hingewiesen hatte? Und wem, wenn nicht mir, war es zu verdanken, daß diese unsägliche Sitte eingeschränkt wurde, ein Gemälde, das schlichte Objekt der Schaulust, immer wieder mit langweiligen Gedichten und Sprüchen vollzuschmieren, die den Betrachter vom Wesentlichen ablenkten?
Wie es mir meine Vorgesetzten eindringlich nahegelegt hatten, habe ich diese Neuerungen natürlich nie als die meinen angepriesen. Ich habe vielmehr stets so getan, als seien sie das Ergebnis einer Anregung, die sich beim Studium eines kaiserlichen Ratschlags ergeben hatte, oder sie gingen direkt auf Anweisungen von Wang oder Pu zurück. Und ich habe diese Erklärungen vor vielen Zeugen mehrfach wiederholt.

Als Wang an meinen Tisch trat, blickte ich erst hoch, nachdem er mich zum zweiten Mal angeredet hatte. Es war mir gleichgültig, ob er wirklich, wie er behauptete, einen Pinsel ausborgen wollte, oder ob er einfach Gefallen daran fand, meine Isolierung von den anderen durch das Abschreiten unserer räumlichen Entfernung besonders hervorzuheben.
»Vögel«, sagte er betonungslos nach einem flüchtigen Blick auf meine Arbeit, »ich würde den Hintergrund etwas weniger stumpf gestalten.« Er tupfte prüfend mit dem verschmierten Zeigefinger auf die Spitze des Stiftes, den er aus meinem Becher gezogen hatte. »Weniger stumpf macht stärker geheimnisvoll.«
Bevor er mir wieder den Rücken zukehrte, fügte er noch hinzu: »›Nummer 14‹ hat uns heute auf ein wirklich sehr interessantes Spiel gebracht. Nichts für deinesgleichen, ein wenig wild, ein wenig freizügig, doch eine hervorragende Übung für Finger und Einfallskraft. Wenn du deine nächste Pause machst, solltest du es dir einmal anschauen.«
»Nummer 14« schien wirklich kräftigen Wind unter seine ärmlichen Schwingen bekommen zu haben. Ich bemühte mich, nicht hinzuhören, doch immer wieder drangen seine dumm-dreisten Sprüche an mein Ohr, wie »Die Kraft der Schote ist ihre Weichheit« und »Meine Hand führt den Pinsel und nicht der Pinsel die Hand«. Worauf die anderen meckernd lachten. Wahrscheinlich hatte er sich auf seine Fingernagelkünste besonnen und gab den wilden Magier.
An einem frischen Luftzug merkte ich früher als die anderen, daß ein Diener eingetreten war, der in den beiden ausgestreckten Händen eine Botschaft für Wang brachte. Es handelte sich offenbar um etwas sehr Wichtiges, denn die Männer erhoben sich wie eine schnell ansteigende Welle und griffen nach ihren Fächern. Dann formierten sie sich zu einer Schar Wildgänse und drängten aus dem Raum. »Wir kommen wieder zurück«, rief mir Wang zum Abschied zu, »achte darauf, daß sich an unserem Tisch nichts verändert, ganz besonders die Einsätze nicht!«
Nachdem ihr Geschlurfe nicht mehr zu hören und der kleine dunkle Punkt auf dem Schwanz meiner Meise getrocknet war, erhob ich mich, um mir ihre Übung für Finger und Einfallskraft aus der Nähe zu betrachten. Zuerst sah ich nur ein Gewirr von in Umrißtechnik hingeworfenen Bögen und Höhlen, von ganz- und von halbgeöffneten Blütenkelchen, dazwischen Fischköpfe und Nelkenstengel. Doch sehr schnell wurde deutlich, daß das »Spiel« diesmal in der Komposition einer riesigen Sauerei bestand. Als Vorlage hatte nicht etwa ein klassische Bild, sondern die erotische Passage aus einem Ritterroman gedient, eine jener buddhistischen Mönchsferkeleien, die immer in gelbe Umschläge gepackt werden. Dem Stil dieser Szenen entsprechend war

das Blatt vollgeschmiert mit Männern und Frauen, die auf das roheste kopulierten oder aneinander schleckten, mit Schenkeln, Zapfen und Spalten. Kleine Mädchen stemmten unförmig geschwollene Glieder in grottenhafte Öffnungen, kauerten unter Hodensäcken, die nach der Art von Gewitterwolken getupft waren, bockten mit weit auseinandergerissenen Beinen auf walfischhaften Bäuchen. Kleine Jungen lagen mit entblößten Hintern ausgestreckt über Betschemeln, pinkelten in Opfergefäße, rissen Mönchen die stämmigen Gesäßbacken auf. Alle Gliedmaßen, alle angedeuteten Bewegungen und Gebärden entsprachen auf eine grauenvoll verzerrte Weise den Regeln für die Darstellung von Orchidee, Bambus und Winterpflaumenblüte aus dem Lehrbuch des Senfkorngartens. Doch in ihrer Erregung hatte natürlich keiner der Männer darauf geachtet, daß ein Maler gespreizte Gliedmaße verbreitern muß, daß sich Gewichte verlagern, wenn eine Figur hockt, kniet oder sich ausstreckt, kurz, es handelte sich nicht nur um einen Verstoß gegen jegliche Form des Anstands, es war zugleich eine Verhöhnung von Kunst.

Ich hatte mich längst wieder über meine eigene Arbeit gebeugt, als mir, erst langsam, dann immer heftiger, ein Verdacht hochstieg wie ein Brechreiz. Ausgelöst wurde das Gefühl durch die zunächst flüchtige, dann immer nachdrücklichere Erinnerung an einen der weiblichen Körper auf dem Schweineblatt. Dabei war es nicht so sehr der Körper wie die Haltung, die mich alarmierte und immer kälter werden ließ. Ich kämpfte nur kurz mit dem Zweifel, ob ich mir tatsächlich Gewißheit verschaffen oder den Verdacht vorbeiziehen lassen wollte. Schon beugte ich mich wieder über den Spieltisch.

Es war tatsächlich die kleine Lu. Und genauso unumstößlich stand fest, daß dieser besondere Ausschnitt von »Nummer 14« stammte. Er hatte sein ganzes, mittelmäßiges Können in die Darstellung ihres Rückenaktes gelegt, dazu noch die Schamlippen ausgeführt, die sich wie zwei Würmer aneinanderschmiegten. Der Darstellung nach der Natur fehlte nur noch das Muttermal der kleinen Lu, am Muskel des linken Oberschenkels.

Ich griff nach dem Pinsel von »Nummer 14«, rieb ein wenig neue Tusche in die dunkle Flüssigkeit und vervollständigte das Bild.

2.

Erst nach drei Tagen wich die Angst, mich zu blamieren, wie ein mühsam zum Schweigen gebrachter Schmerz. Schon als Kind habe ich mich oft vorschnell unter Druck setzen lassen, bin auf Wetten eingegangen, diese oder jene Aufgabe in einer Zeitspanne zu lösen, von der ich genausogut wie alle

Zeugen und Gegner wußte, daß sie zu knapp bemessen war. Vielleicht brauchte ich ja den freien Fall in den Abgrund, die Angst vor dem Scheitern, um überhaupt zu irgendeiner Leistung imstande zu sein. Doch so beklommen wie bei diesem Mal war ich noch nie gewesen.
Natürlich hatte ich mein Verhängnis nur mir selbst zuzuschreiben. »Wie willst du denn erkennen, was bei deiner Blickweise in einer Landschaft eher größer und was kleiner, was eher heller und was dunkler erscheint?« hatte mich der Kaiser auf seiner morgendlichen Inspektionsrunde durch den Malersaal gefragt.
»Dafür gibt es ein ganz einfaches Mittel«, erwiderte ich, »man stellt sich mit dem Rücken zu der Szene, die abgebildet werden soll, dann spreizt man die Beine und blickt etwa in Kniehöhe hindurch. Dieser Blick erschließt gleichzeitig die für das Bild geforderten Proportionen und die Werte für die Farben.« Ich trat einen Schritt vor, verbeugte mich tief, zog mein Gewand über die Knie und führte dem Kaiser die Technik vor. Meine Haare streiften dabei fast den Holzboden.
Den Kaiser schien das zu belustigen. »Er ist ein Akrobat«, rief er den umstehenden Höflingen zu, »er kann sein Gewicht beliebig auf die fünf Punkte der Körperschwere verteilen. Einen solchen Maler hat es am Hofe noch nie gegeben. Er soll besonders belohnt werden, falls er seine Malerei zu unserer Befriedigung auch dann ausführen kann, wenn er auf dem Kopfe steht. Ich kenne Artisten, die in dieser Haltung die Laute schlagen können, er soll malen. Ich gebe ihm drei Tage Zeit, mich durch eine Vorführung zu überzeugen.« Darauf lachte der Kaiser, und die Höflinge stimmten, wie es der Respekt gebot, ein paar Takte später verhalten in das Gelächter ein.
Was konnte ich in dieser Situation anderes tun, als ein Versprechen abzugeben, dessen Einhaltung mir schon in dem Moment, als die Worte über meine Lippen traten, fast unmöglich erschien. Gott hat es gefallen, meine Figur rundlich und weich wie einen Busch anzulegen, nicht fest und stämmig wie einen Baum. Meine Talente liegen in der Beweglichkeit meiner Augen und meiner Finger, nichts davon würde mich befähigen, meine Ankündigung wahrzumachen.
Auch unser Prior, dem ich am Abend meine mißliche Lage offenbarte, konnte oder wollte mir keinen Rat geben. Ich hätte mich nicht so weit vorwagen sollen, hielt er mir vor, es sei eine Frage der christlichen Demut, in derartigen Situationen ein ganz eindeutig auf Herausforderung zielendes Ansinnen schlicht durch das Eingeständnis des eigenen Unvermögens abzuwehren. Er zitierte eine Reihe von Kirchenvätern, die alle durch das vorgelebte Beispiel ihrer Selbstverleugnung die Tugend der Bescheidenheit propagiert hätten. Und er gab mir zu bedenken, daß ich durch meine Groß-

mäuligkeit nicht nur den eigenen Namen, sondern auch den Ruf unseres Ordens gefährdet hätte. Während er diese Vorhaltungen aussprach, spielte er mit einer kleinen Taschenuhr, einem ganz passabel gestalteten Objekt, das dem Kaiser bei der nächsten Audienz überreicht werden sollte und an dessen Entwurf ich mitgearbeitet hatte. »Manche Dinge geraten eben perfekt, weil sie unauffällig sind«, schloß er seinen Vortrag, »und dir empfehle ich die Kraft des Gebets.«

Ganz so perfekt, wie der Prior behauptete, war das Objekt nun wirklich nicht gelungen. Wie schon einige Male zuvor hatten sie in der Werkstatt meinen Entwurf ins vordergründig Grelle entstellt. Ich hatte für den Innendeckel der Uhr eine kleine Landschaft gezeichnet, ganz in der Tradition des Geschmacks der vorvergangenen Dynastie, nur mit einer reizvolleren Perspektive, die das Fremde gegenüber dem Bekannten hervorhob. Nicht aufdringlich, doch erkennbar. Diese Dezenz hatte der Bruder Uhrmacher offenbar nicht bemerkt, er hatte statt dessen die Perspektive noch viel zentraler gestaltet und dann das Geheimnisvolle, das sich erst im Inneren erschließen sollte, auf die Außenseite des Deckels übertragen. Damit entfiel natürlich jenes kostbare Moment der Überraschung, das die Chinesen von Geschmack bei ihren Schatzstücklein so sehr lieben. Doch ich enthielt mich eines Kommentars, ich suchte ja nach Hilfe.

Nach einigen Überlegungen suchte ich diese Hilfe zunächst bei unserem Koch, einem drahtigen, gedrungenen Kerl, der aus einer der südlichen Regionen des Landes zu uns gestoßen war. Er hatte wegen irgendeiner Erbstreitigkeit bei uns Zuflucht gesucht, und auch, wie er angab, weil er sich als Christ verfolgt fühlte. Als man ihn auf gewisse Feinheiten des Katechismus überprüfte, stellten sich allerdings mehrere Schwachpunkte seines theologischen Begriffsapparates heraus. An seiner Kochkunst war dagegen nichts auszusetzen. So blieb er bei uns, obwohl seine Fortschritte im Katechismus in ganz deutlichen Gegensatz gerieten zu seinem Wissenserwerb auf dem Gebiet der italienischen Küche. Aber warum soll ein Koch auch ein Scholastiker sein? Manchen ist es gegeben, die Transsubstantiationslehre zu begreifen, anderen die Verwandlung von Speck, Tomaten und Basilikum in eine Spaghettisoße. Meine Beziehung zum Koch war die allerbeste. Er respektierte mich als Künstler und als Bewunderer seiner eigenen Kunst, ich half ihm bei der allwöchentlichen Gewissenserforschung, muß allerdings hinzufügen, daß er im Beichtstuhl stets in einen südchinesischen Dialekt verfiel, den keiner von uns anderen beherrschte.

Der Koch häckselte auf seinem Eichenbrett Winterkohl, als ich ihn bat, mir einen Artisten für die Technik des Kopfstands zu empfehlen. Er häckselte in der selbstverlorenen Manier eines Menschen, der die tiefste Befriedigung aus

einer Bewegung zieht, die den genauen Abstand zwischen Fingerspitzen, Blattenden und Schneide des Hackmessers einhält. Ohne von seinem Brett aufzuschauen, sagte er: »Durch leicht eingewölbte Brust und aufgerichteten Rücken gelangt man zur Vollkommenheit.« Dabei ließ er weiter sein Hackmesser springen.

Für den Uneingeweihten war das keine sehr befriedigende Auskunft, doch mir half sie weiter, denn ich hatte das Zitat erkannt. Es stammte aus einem berühmten Anleitungsbuch über den traditionellen Faustkampf, eigentlich eher eine Form des Tanzes, das ich vor einigen Jahren mehr zur Belustigung und zur Anreicherung meines Sprachschatzes gelesen hatte. Natürlich führt man solche Faustkämpfe im Stehen und nicht auf dem Kopf aus, doch die Schüler dieser besonderen Form der Leibesertüchtigung verfügen über ein hohes Maß an Körperbeherrschung, und unser Türsteher war einer von ihnen.

Von jenem Türsteher, er wurde der »alte Kang« gerufen, hatte ich stets Abstand gehalten. Er war mir zu groß, zu fleischlich, zu körperlich, und aus verschiedenen Gründen erinnerte er mich an einen Henker. Nicht, daß ich überhaupt je einem Henker begegnet wäre, doch er hatte eine geräuschlose Art, sich in den dunkelsten Ecken herumzutreiben, seine Hände waren die perfekten Würgeinstrumente, zudem schaute er immer beiseite, wenn man ihn ansprach. Bemerkbar machte er sich nur durch einen beißenden Knoblauchgeruch, der ihn wie eine unheilverkündende Aura umgab.

Lange bevor ich zur Mission stieß, hatte sich der »alte Kang« gewisse Verdienste erworben, weil er nachts die Straßen der Hauptstadt auf der Suche nach ausgesetzten Säuglingen durchstreifte, die er den Brüdern zur Taufe brachte. Aus ordenspolitischen Gründen war es damals notwendig gewesen, bei unseren Berichten nach Rom so viele Getaufte wie möglich zu melden, folglich erwies sich die Sammlertätigkeit dieses Mannes als außergewöhnlich segensreich. Allerdings bereitete den Brüdern der Diensteifer des Türstehers nach einigen Monaten erhebliche Probleme, denn so leicht es war, die Seele eines Kindes durch die gebotenen Rituale in den Stand der Unsterblichkeit zu versetzen, so schwer war es andererseits, mit diesen kleinen Wesen eine Art von Lebensgemeinschaft zu gestalten. Von wenigen, zu niederen Diensten verpflichteten einheimischen Frauen abgesehen, waren wir stets eine reine Männergesellschaft, niemand verstand sich darauf, Windeln zu wechseln, und es herrschte eine begreifliche Scheu, kleine Mädchen an Körperstellen zu säubern oder zu trocknen, deren Anblick eine strikte Einhaltung unseres Keuschheitsgebotes untersagte. Erschwerend hinzu kam noch der Mangel an Ammen. Und dann die oft unerträgliche Lärmbelästigung, gerade zu Zeiten, die der Meditation vorbehalten waren! Es darf auch nicht

verschwiegen werden, daß unser Türsteher bisweilen etwas sorglos nach Säuglingen griff. Jedenfalls wurden wiederholt Klagen von Müttern laut, die behaupteten, ihr Kind keineswegs ausgesetzt, sondern nur der Wärme der Sommernacht wegen im Freien zum Schlafen gelegt zu haben. Gewiß, die meisten dieser Anschuldigungen dürften Verleumdungen gegenüber uns Ausländern gewesen sein, wir konnten sie auch immer wieder entkräften oder die uns Beschuldigenden günstig stimmen. Trotzdem muß es für die Mission eine gewaltige Erleichterung gewesen sein, als aus Rom die neue Direktive kam, sich seelsorgerisch nicht länger vorrangig um eine möglichst hohe Bekehrtenzahl zu kümmern, sich statt dessen der Spitzen der Gesellschaft anzunehmen.

Der »alte Kang« beurteilte diese Politik allerdings unter ganz anderen Gesichtspunkten. Er wurde verdrießlich und launisch, man hätte ihn gerne von seinem Posten entfernt, doch die Oberen befürchteten einen Racheakt und weitere nachteilige Gerüchte, so blieb er bei uns. Außerdem wurde sein Lohn um die Summe heraufgesetzt, die er zuvor für das Abliefern der Ungetauften bezogen hatte.

Ich traf ihn in seiner kleinen Zelle am Eingang in einer merkwürdigen Pose. Er sah aus, als müßte er die frisch getünchte Wand abstützen. Aber das war nur eine seiner martialischen Übungen. Wenn ich mich recht an die Zeichnungen im Lehrbuch erinnere, hieß sie »Die Fee am Webstuhl«.

»Auf dem Kopf?« fragte er ungläubig, nachdem ich ihm mein Anliegen erklärt hatte.

»Auf dem Kopf«, wiederholte ich, »und dabei so fest ruhend, daß ich die Arme zum Malen frei bewegen kann.«

Er blickte mich weiter an, als hätte ich den Verstand verloren. Dann spuckte er in den Holznapf neben der Tür und sagte: »Ihr seid kein ungeborenes Kind, und Ihr seid kein Akrobat. Wäret Ihr ein Kind im Mutterleib, so wäre der Kopf groß und schwer, die Beine dagegen leicht und biegsam wie Teigrollen. Ihr seid auch kein Akrobat mit Gelenken so dehnbar wie die Äste des Weidenbaums. Auf dem Kopf kann man schwere Schalen aus Porzellan kreisen lassen oder einen Mann tragen, der auf der einen Hand steht und sich spreizt wie ein Phönix. Das alles sind bekannte Techniken, die die Kunst des Gleichgewichts vorführen. Doch wer hat je von einem Menschen gehört, der auf dem Kopf steht und malt?« Er spuckte ein zweites Mal in den Napf. Ich bat ihn, trotzdem über das Problem nachzudenken.

In meiner Kammer suchte ich den Band mit anatomischen Skizzen, den mir die Brüder in Lissabon zum Abschied geschenkt hatten. Er lag tief unten in der ledernen Reisetruhe und war noch in festes Ölpapier eingewickelt. Als erstes beugte ich mich über die Anleitungen zur Darstellung von Hals-,

Sehnen- und Rückenmuskeln, darauf über Bewegungsstudien mit aufrechtem und gekrümmtem Rücken, schließlich über die verschiedenen Lagen der Körperachse und einige Details der Gewichtsverlagerung. Nachdem die zweite, vielleicht auch schon die dritte Kerze heruntergebrannt war, hatte ich mir die Gewißheit verschafft, zumindest zeichnerisch die Aufgabe lösen zu können. Das bereitete mir eine gewisse Erleichterung, doch beruhigt war ich noch lange nicht. Ich hatte zwar in der Theorie die richtige Fährte gefunden, nur waren die Männer aus dem Lehrbuch alle sehr viel athletischer gebaut als ich. Und zur praktischen Bewältigung hatte sich überhaupt noch kein Gedanke eingestellt. Bevor ich mich schlafen legte, trank ich einen Becher Wein und verfluchte die Launen des Kaisers.

Nach dem Morgengebet, das ich wie immer allein vor dem Kruzifix über meinem Bett sprach, verharrte ich noch eine Weile auf den Knien. Nach und nach rief ich mir die Zeichnungen ins Gedächtnis, die ich in der vergangenen Nacht angefertigt hatte, flehte Gott um seinen Beistand an, drückte den Kopf auf den Boden und versuchte, den Rücken zu strecken. Ich scheiterte kläglich, stürzte seitwärts und prallte mit dem rechten Oberschenkel auf die eiserne Kante meines Bettes. Der körperliche Schmerz und die Verzweiflung über die eigene Ohnmacht raubten mir fast die Besinnung.

Zur Demütigung gesellte sich der Spott. Als nach dem Frühstück die Arbeit des Tages verteilt wurde, erhielt ich vom Prior den Auftrag, eine Gruppe von Affen zu zeichnen, die in einem Bambushain wilde Spiele treiben sollten. Ein wichtiger Gönner unserer Mission, ein über die Grenzen der Stadt hinaus bekannter Sammler namens Gu, hatte sich eine solche Szene gewünscht oder vielmehr erkennen lassen, daß er, sollte ihm das Bild als Geschenk angeboten werden, dieses zu akzeptieren gedachte. Wir standen kurz vor dem chinesischen Neujahrsfest, und die kommenden zwölf Monate waren von diesem Symboltier bestimmt. Zudem war Gu unter der vom Affen regierten Sternkonstellation zur Welt gekommen. Er pflegte sich auf diesen Umstand zu berufen, wenn er erklärte, warum er westlichem Denken gegenüber so aufgeschlossen sei. Meine Bilder liebte er besonders. Er fügte ihnen immer noch eine im traditionellen Stil gemalte Pflanze oder einen Felsen hinzu und signierte mit dem eigenen Namen und Stempel.

Ich erledigte meinen Auftrag, ohne meine Arbeit für das Mittagessen und die sich anschließende Ruhepause zu unterbrechen. Den dicksten Affen ließ ich an seinen Füßen von einem Ast baumeln, vielleicht sprach schon die Verzweiflung aus mir.

Es blieben mir nicht einmal mehr zwei Tage, um meine Prahlerei durch eine überzeugende Tat auszulöschen.

So empfand ich es als eine Gnade des Himmels, daß der Türsteher sich etwas hatte einfallen lassen. Als ich an der Pforte vorbeischritt, winkte er mich zu sich herein, setzte ein theatralisches Gesicht auf und rief: »Himmel und Erde bestimmen die Positionen, die Wechsel finden zwischen ihnen statt.« Darauf blickte er mich triumphierend an und bedeutete mir, ihm zu folgen. Wir stiegen hinab in die Vorratskammer.

In diesem Gewölbe lagerten neben unseren Farbtöpfen auch Säcke mit Reis und Mehl. Um sie vor Ratten und Mäusen zu schützen, hingen sie an schweren Haken, die in einen Balken an der Decke gebohrt worden waren. Der Türsteher hatte zwei der Säcke aus ihren Halterungen gelöst und an den Haken Schlaufen angebracht. Sie baumelten vom Balken wie die Enden eines Galgenstricks.

»Was wir üben müssen«, sagte der Türsteher, »ist die Technik des großen Nach-oben-Ziehens. Eure Figur gleich einem Sack, sie hat dieselbe Form, nur ein größeres Gewicht. Also werden wir Eure Füße in die Schlaufen knoten, dann nimmt der Körper die Haltung eines Pendels ein. Mit Kopf und Händen bringen wir den Pendel in eine Ruhestellung.«

Der Vergleich war nicht schmeichelhaft, doch ich sah keine andere Möglichkeit, als den Anweisungen des Türhüters zu folgen. Er zog meine Füße hoch, bis ich mich auf den Ellenbogen abstützen konnte. Das Blut schoß mir in den Kopf, es fiel mir schwer zu atmen, auch weil der Boden so staubig war, doch gleichzeitig überkam mich ein einzigartiges Gefühl der Erleichterung: So war es gewesen, als ich damals im Dorfteich die ersten unbeholfenen Schwimmzüge machte, gehalten von den festen Armen meines Bruders. Der Körper stand im Begriff, eine neue Sprache zu lernen, wie die Schrittfolge für einen neuen Tanz, wie eine neue Variante beim Fechtangriff. Es war der Körper, nicht mein Kopf, der diesen neuen Ausdruck begriffen hatte, zumindest dabei war, ihn sich einzuprägen.

Natürlich schwankte ich noch unbeholfen zwischen Fußfesseln und lehmigem Grund. Es war auch gar nicht daran zu denken, den einen oder anderen Arm freizumachen für eine Bewegung, die in nicht allzu langer Zeit in einen Pinselstrich führen sollte, aber das bis vor wenigen Stunden noch für völlig unmöglich Geglaubte hatte bereits einen Teil seines Schreckens eingebüßt.

Als wolle er letzte Zweifel zerstreuen, rief der Türsteher: »Es ist bekannt, daß sich die Wurzelkraft des linken Fußes auf die rechte Hand überträgt!« Diese Aussage vermochte ich zwar nicht zu deuten, trotzdem erfüllte sie mich mit Trost.

»Am Hofe werden große Dinge von dir erwartet«, sagte der Sammler Gu, der mit zwei Dienern vorbeigekommen war, um sich sein Geschenk abzu-

holen. »Man spricht von Feenschwüngen aus der Rückenlage, von Schaukelrollen und Drehkünsten, wie sie nur der Hase auf dem Mond beherrscht. Auch von der Übung ›Biegsamer Schilf am undurchsichtigen Teich‹ war die Rede. Ich schätze mich glücklich, dem Schilfrohr persönlich begegnen zu dürfen.« Er lachte aus der Nase.
Ich bemühte mich, seine Aufmerksamkeit auf die Affen zu lenken, doch er blickte nur gleichgültig auf das Blatt. »Fürchte nichts so sehr wie das Gerücht«, fuhr er fort, »die einzelnen Bemerkungen haben meist weniger Gewicht als ein Sandkorn, doch wenn ein Sturm sie erfaßt, verfinstert sich die Sonne.«
Wie immer sprach er seine Sprichwortsätze, als könne er Druckbuchstaben reden. Wie immer legte sich seine Anwesenheit wie ein Tuch über den Raum, in dem die Zeit zum Stillstand gekommen war.
Aber mir rann diese Zeit davon. Mir blieb ein einziger Tag, um Herr über jene Gerüchte zu werden, die nur von meinen Neidern hatten ausgestreut werden können. Den Neidern in der eigenen Mission, den Neidern unter den Dominikanern und den Neidern aus dem chinesischen Malersaal.
Immerhin schien unser Koch zu mir zu halten. Er hatte mir ein Gewand angefertigt, ein äußerst roh zusammengeschnittenes und flink genähtes Kostüm, dessen Beinröhren mit einer aus Bambus geflochtenen Fischreuse verstärkt worden waren. So sollten meine Knie vor dem Abknicken bewahrt werden.
Der Türsteher hatte seinen Spucknapf gesäubert.
»Nichts bringt den Spucknapf aus dem Gleichgewicht«, rief er, »nicht einmal Euer Kopf. Wenn Ihr den Kopf in den Spucknapf steckt, dann stockt zwar der Atem, aber der Körper findet sofort das Gleichgewicht einer Säule.«
Ich spürte die gute Absicht, doch im Herzen blieb ich skeptisch. Die Übungen gaben mir recht.
Entscheidend für das Gelingen eines Kopfstandes ist nämlich der Schwung aus den Beinen. Fischreusen in den Hosen lähmen diesen Schwung, lassen ihn erst gar nicht zur Entfaltung kommen. Jedenfalls gilt das für Dicke. Ein passender Spucknapf, soweit hatte der Türsteher ganz richtig gedacht, verleiht dem Schädel, der darin steckt, ein hohes Maß an Körperkontrolle. Doch für den Maler hat diese Technik den entscheidenden Nachteil, daß er nichts sieht. Gewiß, man steht sicher, nur, wer die Augen öffnet, erblickt nichts als das dunkle Porzellan des Napfes.
Trotzdem übte ich den Kopfstand mit Fischreusen in der Hose und den Kopfstand im Spucknapf. Ich übte die ganze Nacht. Als sich die Brüder zum Frühstück setzten, brauchte ich weder Napf noch Reusen. Ich mußte mir

nur noch überlegen, wie die Malutensilien zu arrangieren waren. Das konnte ich nach dem Frühstück erledigen.

Zur Audienz, zur Inspektion, stellten wir uns, wie gewohnt, in zwei Reihen auf, vorne die Älteren, die Ranghöheren, dahinter die Jüngeren mit dem schwächeren Glanz auf dem Namen. In dieser Reihe war ich der zweite von außen links.
Der Zeremonienmeister, zuständig für diesen Tag und diesen Anlaß, kündigte das Eintreffen des Kaisers im Malersaal an. Sofort warfen wir uns alle zum Kotau auf die Knie und schlugen die Stirn so häufig gegen den Boden, wie der Respekt es verlangte. Der Zeremonienmeister wartete, bis das dumpfe Geklopfe verklungen war, dann wurde uns das Aufstehen erlaubt. Während die anderen behende oder schwerfällig ihre Körper wieder in eine aufrechte Position brachten, verharrte ich in der Stellung der Unterwerfung. Ich drehte mich nur einmal schnell um meine Achse, wobei ich dem Kaiser für einen gefahrvollen Lidschlag mein Hinterteil zuwenden mußte, legte mein Material auf den Boden, dann ließ ich die angewinkelten Beine über meinem Po schwingen. Sekunden später waren sie gestreckt, und so stand ich nun auf dem Schädel, wie es mir vor drei Tagen befohlen worden war.
Aus dieser Perspektive konnte ich zunächst nur wahrnehmen, daß unser Herrscher nicht allein gekommen war. Denn sooft das mir aus vielen Porträt-Zeichnungen bekannte kaiserliche Schuhwerk in die eine oder andere Richtung lief, folgten ihm zwei andere Filzpaare. Allerdings, sehr viel bewegte sich nicht.
Ich zog vorsichtig den Pinsel zwischen den Zähnen hervor, speichelte die Borsten ein und konzentrierte mich auf meine Skizze. Als Vorlage hatte ich eine Landschaft mit Bergen und mit einem Wasserfall gewählt, eine Schulstudie, doch gleichzeitig ein Motiv, das sich sowohl in China wie in meiner Heimat finden ließ. Natürlich konnte ich in meiner eingeschränkten Lage nur ganz kleine Striche setzen, doch nach und nach fügten sich diese zu einer ganz passablen Szenerie. Nichts von Bedeutung, nur solides Handwerk.
Weit schwieriger als das Malen fiel mir das Atmen. Die Putzleute hatten in ihrer bekannten Schlampigkeit den Staub auf dem Boden nur neu verteilt, anstatt ihn zu beseitigen. Hilflos mußte ich zusehen, wie bei jedem meiner Luftzüge feinstes graues Gewölle in Richtung meiner Nase oder meines Mundes trieb, und vor nichts hatte ich bei diesem Auftritt mehr Angst als vor einem Niesanfall. Beim Ausprobieren in der vergangenen Nacht war mir das zwei- oder dreimal passiert, danach war ich schon bei jedem Kitzel abgestürzt, als hätte mich ein böser Blick gefällt.

Den Kaiser schienen an diesem Tag nur die Arbeiten aus der ersten Reihe zu interessieren. Wenn ihn an diesem Tag überhaupt ein Werk der ihm dienenden Künstler interessierte. Die wenigen seiner Äußerungen, die ich auf dem Kopf stehend klar verstehen konnte, betrafen das Bogenschießen, Jagden mit dem Netz und den eigentümlich stechenden Geruch von frischem Tigerkot. Dazu war noch von einer gewissen Li die Rede, deren Stimme betörender sei als die Stimme einer gewissen Lu.
Ich verharrte auf dem Kopf. Der Türsteher hatte mir erzählt, daß er Menschen kenne, die von Sonnenaufgang bis lange nach Einbruch der Dämmerung auf dem Kopf stehen können. Als ich das hörte, war es mir ein gewisser Ansporn gewesen. Jetzt, da sich mein Blut im Kopfe staute, wurde mir klar, daß ich auf eine seiner maßlosen Übertreibungen hereingefallen war. Man darf die göttliche Ordnung der Dinge nicht ungestraft herausfordern. Ein Ei kann auf dem Kopf stehen, die Blüte einer Orchidee bewahrt ihre Schönheit, selbst wenn sie nach unten weist, doch ich war weder Ei noch Orchideenblüte.
So gefühllos, wie eine Amsel den Wurm aus der Furche pickt, zog ein Lakai mein Blatt unter den mir ersterbenden Fingern hervor. Von ferne vernahm ich die Stimme des Kaisers. »Ein Neuer«, sagte diese Stimme, »Fremde haben ihn mir geschenkt. Seine Bilder sind mir zu grell und zu deutlich. Das Wesen der Kunst hat er noch nicht begriffen. Wahrscheinlich steht er zuviel auf dem Kopf. Jedenfalls malt er so.«
Ich hörte noch ein höfliches Lachen, dann wurde mir so schwarz vor den Augen wie im Spucknapf.

Die Wollust

István Eörsi
Monolog aus dem Bett

»Ja also, ja also«, sagte Miklós in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete, »ja also, wir können ohne Übertreibung behaupten, daß die heimlich ausgeübte und als verboten geltende sexuelle Aktivität erheblich zur Entwicklung der europäischen Kultur beigetragen hat. Auf dem Gebiet der Kunst braucht das nicht bewiesen zu werden, die Kunst, ja also die Kunst lebt nicht zuletzt davon, daß sie uns in sinnfälliger Form unsere uneingestandenen Sehnsüchte vor Augen führt, und der Künstler plaudert, wie alle Narren, hinter der durchscheinenden Maske der Fiktion all das aus, worüber man klüglich schweigen sollte. Aber auch die Wissenschaft hat den verbotenen Früchten unermeßlich viel zu verdanken, die wir ja also günstigenfalls, ja also im Bett verzehren.«

Auch diese Worte drangen aus einem Bett zu mir. Ich besuchte in London einen alten Freund, der seinerzeit, im November 1956, aus Ungarn geflüchtet war, weil er befürchtete, die obligatorischen pathetischen Gesten unter einem Galgen würden schlecht zu ihm passen. Miklós lag im Schlafzimmer seiner Wohnung in der Gower Street, angekleidet, aber ohne Schuhe, zwischen den bestrumpften Füßen und dem schalumwickelten Hals bedeckte ihn ein Federbett von unbestimmter Farbe. Die Bezeichnung Schlafzimmer ist ungenau, da mit Ausnahme des Bettes fast alle beweglichen Gegenstände von lebhafter geistiger Tätigkeit zeugten. Auf dem Tisch, den Stühlen und dem Fußboden lagerten Stapel von Büchern, Zeitschriften und Zeitungen, ein schmaler Gang führte von der Tür zum Bett und zum Schreibtisch, den allerdings die Papierberge überragten. In diesem Zimmer konnte man alles nur liegend machen. Auf dem hohen Schrank hing von einem Kerzenhalter graziös ein Schlüpferchen herab – die erste Gattin des Wohnungsinhabers hatte es dorthin geworfen, vor drei Jahren, bevor sie endgültig aus der Wohnung und als Hausangestellte nach Spanien ging. Ich saß unten auf dem Bett, auf dem außerdem noch Miklós' neue Braut hockte, eine siebzehnjährige Araberin mit weit aufgerissenen Augen. Ihr zuliebe warf er ab und zu ein paar englische Brocken ein. Die Hand des Mädchens verschwand von Zeit zu Zeit unter der Bettdecke, dann beschleunigte sich

nach einem Weilchen der Wortschwall, seine Stirn rötete sich, und das »ja also«, mit dem er meinen eventuellen Einwänden vorbeugen wollte, wurde mit den englischen Entsprechungen, dem »I mean« und dem »that is« angereichert.

»Wie du weißt oder nicht weißt, denn der entscheidende Beweis ist ja erst vor ein paar Jahren veröffentlicht worden, in einem Brief von Engels an seine Sekretärin Louise Kautsky-Freyberger aus dem Jahr 1898, ja also hat Marx, ja also auch noch außerehelich ein Kind gemacht, seiner Haushälterin. Das Fräulein Demuth, ja also, I mean, Miss Humility würde man sagen, hatte Frau Marx gewissermaßen als Hochzeitsgeschenk von ihrer Mutter bekommen, damals war sie einundzwanzig, ein Bauernmädchen, auch in die Emigration hat sie die ständig anwachsende Familie begleitet, weil ja also, ja also ein Kind nach dem anderen zur Welt kam in dem unvorstellbaren Elend, manchmal starb eines, aber es starben weniger, als geboren wurden, das Endresultat, drei von sieben lebten, oder vier von acht, wenn wir die Sache von väterlicher Seite sehen, aber wir wollen nicht vorgreifen. Dieses Lenchen, so hieß das Fräulein Demuth, war der pragmatische Geist im Hause Marx, Zimmermädchen, Köchin, Nähfrau, Erzieherin, Pflegerin, Schutzengel und Hausdrachen, für die Kinder eine zweite Mutter und für Frau Marx eine jüngere Schwester. Nichtsdestoweniger ist sie im ersten gemeinsamen Londoner Jahr, also, ja also im September 1850, schwanger geworden, was mich aus technischen Gründen wundert, weil sie ja also zu sechst in der Zweizimmerwohnung hausten, außer dem Ehepaar Marx und Lenchen zwei kleine Mädchen und ein kleiner Junge, Edgar, der erst fünf Jahre später das Zeitliche segnete, in den beiden Stuben konnte man sich kaum hinsetzen, überall Spielzeug, der eine Sessel hatte nur drei Beine, der andere voll Bücher und Manuskripte, wie bei mir, in dieser Hinsicht bin ich ein Nachfahre von Marx geblieben, also, ja also in einer so engen Gemeinschaft konnte sich ein verbotenes Verhältnis nicht entwickeln, von den praktischen Gründen abgesehen auch deshalb nicht, weil die Hauptpersonen zu ausdauernder Geheimhaltung nicht geeignet waren. Ein Rendezvous außer Haus war auch unmöglich, zum einen hatte Marx kein Geld fürs Hotel, sogar die Bäckerrechnung hat Engels von Manchester aus bezahlt, zum anderen konnten sie sich auch unter freiem Himmel nicht, ja also den Wonnen der Liebe hingeben, denn Lenchen kam nicht weiter als bis zum Krämer an der Ecke, sie stand ganztägig im Dienst der Familie, nicht nur und nicht in erster Linie in demütigem Sinn, die Demuth, sie ließ sich sozusagen von ihrem Inneren leiten, und Marx hätte auch nicht unbemerkt mit ihr lustwandeln können, schon wegen der Spitzel. Ich denke, ja also ich denke, die Schwangerschaft war die Folge eines *acte gratuit*, eines ungeplanten, überaus

erfolgreichen Augenblicks, das Familienoberhaupt hatte gerade eine Hepatitis hinter sich, seine Frau war soeben, höchlichst aufgebracht über die letzten drohenden Forderungen des nach Mietzins verlangenden Hausbesitzers, zweier weiterer Wucherer sowie des Fleischers und des Bäckers, bei denen sie anschreiben ließ, ihre Kinder mit sich zerrend und vor sich her schubsend aus der Tür gestürmt, nachdem sie ihm wie jeden Tag mitgeteilt hatte, sie werde sich in die Themse stürzen. Eine Weile später kommt Lenchen nach Hause, sagen wir mal vom Gemüsehändler, der nicht gewillt war, ihr schon wieder Kohlrabi auf Kredit zu verkaufen, sie sinkt auf das einzige Bett und heult, und Marx hat, Hepatitis hin, Hepatitis her, ein Erbarmen mit ihr, da war er noch nicht der Urgroßvater des Weltproletariats, sondern ein junger Mann von zweiunddreißig Jahren, er legt tröstend den Arm um sie oder den Kopf in ihren Schoß, und sie bemerken erst später, daß nicht mehr sein Kopf dort ist, sondern, ja also, ja also, I mean, das ist, sagen wir eine Variante, und ich wäre sehr verwundert, wenn es nicht irgendwie so gewesen wäre, es kam, was kommen mußte, Lenchen kam nieder. Also, ja also eine schier aussichtslose Situation, denn der Doktor Marx, ein Abkömmling von Rabbinern, hatte sieben Jahre lang auf seine Ehehälfte gewartet, genau wie Jakob auf die Tochter des Laban, nur war Jenny nicht die Tochter des Laban, sondern ja also des Geheimen Rates Ludwig von Westphalen, ja also, I mean, sie war Karl zuliebe aus den hehren Wolken der preußischen Adelsbürokratie in die Hölle von London hinabgestiegen und ihm hier treu geblieben, obwohl seine Kinder, während er geldlos die Gesetzmäßigkeiten der Geldzirkulation ergründete, im British Museum, mit Hämorrhoiden, Furunkeln, vereiterten Zähnen, geschwollener Leber und kranken Augen oder nicht immer wohlriechenden Mitemigranten die Ergüsse seines Geistes in die Eselsohren schüttete, ja also obwohl seine Kinder vom Hungertod bedroht waren, und nicht nur bedroht, ich bin überzeugt, der Tod der vier Kinder ist wenigstens teilweise auf das Elend zurückzuführen. Also, ja also diesen Augenblick mit Lenchen, den konnte er ihr nicht beichten, denn entweder hätte sie sich umgebracht, oder sie hätte Lenchen rausgeschmissen, dann wäre das sowieso an allen Ecken wackelnde Familiengebäude eingestürzt, oder sie hätte auch Karl rausgeschmissen, und dann wäre alles zusammengebrochen, oder sie wären beieinander geblieben in einer Atmosphäre, die außer vom tränentreibenden Qualm aus Marxens billigen Zigarren jetzt auch noch vom Mißtrauen vergiftet wäre. Bekanntlich war Jenny auch ohne Grund schon bis zur Raserei eifersüchtig, ich vermute, sie war nur dann beruhigt, wenn ihrem angebeteten Mann in der Lendengegend Furunkel und Karbunkel wuchsen, die er übrigens mit seinem von Engels stammenden Taschenmesser selbst aufschnitt, weil er es nicht

mochte, wenn Ärzte in der Nähe seines Geschlechtsorgans herumfuhrwerkten. Kein Wunder also, daß er sich in dieser wie in anderen Krisen an Engels wandte, ja also, ja also ein Briefwechsel ist uns zu diesem Gegenstand nicht überliefert, man weiß, daß Engels nach dem Tod von Marx einen Haufen Schriftstücke vernichtet hat, vermutlich nicht nur eigene, denn er verwaltete ja auch den Marxschen Nachlaß. Nur zwei Hinweise gibt es auf das »Rätsel, in dem auch du vorkommst«, aus dem März 1851, als der unerwartete Neuankömmling ja also schon den sechsten Monat im Bauch der Mutter weilte, und aus dem April, als er in den siebten eintrat. Engels muß die Anspielung verstanden haben, er war ja vorher in London gewesen, aber Marx vertraute das Rätsel lieber nicht der Post an, die seine Briefe ja versehentlich allesamt öffnete, er fand es besser, »ohne Rücksicht auf die Kosten« – die natürlich Engels trug – zu diesem nach Manchester zu fahren, und sein Freund nahm die Vaterschaft auf sich, ihm war es sowieso egal, er lebte in wilder Ehe mit einem irischen Arbeitermädchen und deren Schwester, ja also, ja also sein gutbürgerlicher Ruf konnte schlechter kaum noch werden. Das mag Marx gedacht haben, und so hat vielleicht auch Engels gedacht, aber sie hatten nicht mit Jenny gerechnet, die den perfiden Verführer ihres geliebten Lenchens in ihm sah, und obwohl sie nicht offen mit ihm brechen konnte, weil dann die Familie Marx auf der Straße verhungert wäre, forderte sie Marx auf, diesen moralischen Schandfleck vom Haus fernzuhalten, weshalb sich die beiden Freunde von nun an seltener trafen. Du kannst natürlich fragen, wie der an der Befreiung der Menschheit arbeitende Revolutionär seinen einzigen am Leben gebliebenen Sohn verleugnen konnte, wo er sich doch immer einen Sohn gewünscht hatte, und wie er im Sumpf der spießbürgerlichen Lüge herumwaten konnte, und warum er auch später, ja also sich als Hüter des Jungfernhäutchens aufführte und wie ein Notar oder heruntergekommener kleiner Adliger die Freier seiner Töchter nach ihren Bankeinlagen ausfragte, ja also, I mean, denk an Papa Godwin, wie schön er die Theorie der freien Liebe ausgearbeitet hat und wie wenig er begeistert war, als Shelley sie ausgerechnet mit seiner Tochter praktizierte. Große Köpfe sind als Privatleute immer so eine Sache, das sollte man nicht durcheinanderbringen, bloß gut, daß ich keine Werke schreibe, so gibt es wenigstens, ja also keine Vergleichsgrundlage. Ein größeres Rätsel ist Lenchen, sie war für die Marx-Kinder eine großartige zweite Mutter, bestimmt wollte sie da auch erste Mutter sein. Aber für Fräulein Demuth, also Miss Humility, war das Leben der Marxens offenbar wichtiger als das eigene, der kleine Frederick wurde zu Zieheltern gegeben, und er tauchte erst nach dem Tod des Ehepaars Marx wieder auf. Nicht durch den Haupteingang, sondern durch die Küche kam er seine Mutter besuchen, die inzwischen die Haushälterin von

Engels war und den jungen Mann Bekannten als ihren Liebhaber vorstellte. Ja also, ja also sie hütete das Geheimnis weiter, auf daß die Nachwelt eine makellose Familie Marx bewundere, dabei muß Jenny irgendwann die Wahrheit erfahren haben, denn einmal verließ sie ihren Mann, wenn auch nur für kurze Zeit, und nach ihrer Rückkehr schlief sie jahrelang nicht mit ihm, was in ihrer kleinen Wohnung eine ebenso große Kunst gewesen sein muß, wie unbemerkt mit jemandem zu schlafen, ja also die Lüge bewahrte von da an nicht mehr die Ehe, sondern nur den Anschein, aber das alles ändert nichts daran, daß sich die beiden Klassiker lange kaum treffen konnten, und deshalb mußten sie die theoretischen Probleme, die bei der Abfassung des *Kapitals* auftauchten, schriftlich miteinander erörtern, ja also, ja also dem kleinen Frederick Demuth haben wir die wertvollsten Seiten des Marx-Engels-Briefwechsels zu verdanken, nicht nur scharfsinnige Analysen, auch daß wir von Brief zu Brief den Entstehungs- und Entwicklungsprozeß eines Gedankens verfolgen können, ja also, ja also quod erat demostrandum, das Theoriemachen und das Kindermachen sind, um mich stilgerecht auszudrücken, in dialektischer Wechselwirkung stehende und einander fördernde Tätigkeiten, ja also, I mean, that is, ja also ...«
Es folgte eine immer schnellere und nicht enden wollende Serie von »ja also« und »I mean«. Die junge Araberin hatte nicht nur die Hand unter der Bettdecke, sondern den ganzen Arm, bis zur Schulter. Die Stirn meines Freundes Miklós rötete sich, er verstummte nach einem besonders energischen »ja also« für einen Augenblick, ich nutzte die Pause, um mich rasch zu verabschieden, ging zwischen den Papierbergen hindurch zur Tür und verschwand.

Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki

»Dieses bedeutende Buch wendet sich an jeden, der wissen will, was es bedeutet, Bewußtsein zu haben.« *Oliver Sacks*

Der Autor demonstriert seine allen bisherigen klinischen und psychologischen Auffassungen widersprechenden Ansichten an einer Reihe eindrucksvoller Fälle aus der neurologischen Praxis. Danach ist die Weltwahrnehmung des einzelnen Menschen hoch individuell, mag dies auch im Alltagsleben nur selten deutlich werden. Rosenfield hält die bekannte Vorstellung von physikalisch lokalisierbaren Zentren für mentale Funktionen wie Erinnern und Sprechen für wenig stichhaltig. Er plädiert für ein komplexeres, überzeugenderes Bild von der Arbeitsweise des Gehirns.

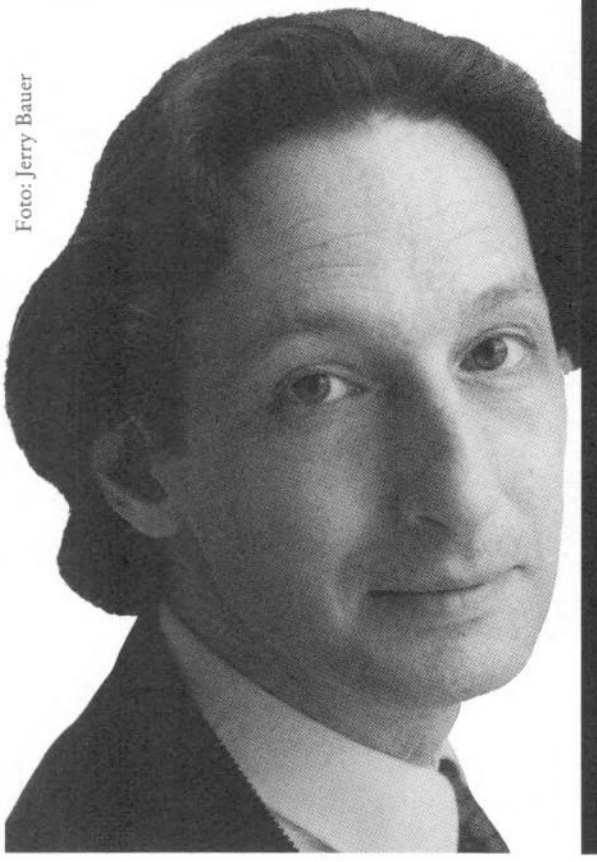


Foto: Jerry Bauer

Israel Rosenfield
Das Fremde, das Vertraute und das Vergessene

Anatomie des Bewußtseins
S.Fischer

176 Seiten. Broschur. DM 29,80

Rosenfields Buch ist eine Herausforderung für die mechanistischen zweidimensionalen Vorstellungen in der gegenwärtigen Neurologie und Psychologie. Nach seiner Auffassung sind viele der klassischen Störungen der menschlichen Psyche ohne Bezug zu dem ständig wechselnden Körperbild nicht zu verstehen. Er liefert gleichzeitig eine brillante Analyse der Ursprünge menschlicher Individualität und Kreatitvität.

In allen Buchhandlungen

S. Fischer

Ljudmila Petruschewskaja
Auf Gott Eros' Wegen

Eine kleine, korpulente, nicht mehr junge Frau, mit Sorgen beladen, in ihren Leib zurückgezogen wie in eine Muschel, und zwar kurz entschlossen und von selbst und sehr früh, kaum daß ihre Töchter mit dem Heiraten begannen – so ist das, diese früh dick gewordene, nicht mehr junge Frau verließ eines Abends lange nicht ihr Institut, und als sie es verließ, schlug sie nicht den gewohnten Weg ein, sondern den Weg von Gott Eros, zunächst jedoch den Weg zu ihrer Kollegin, einer gleichfalls nicht sonderlich jungen Frau, die sich dem Alter jedoch verbissen widersetzte – oder sie war so dem Wesen nach, so ewig jung, »ich habe eine griechische Schilddrüse«, wie sie sich ausdrückte, »das ist alles«. Die ewig junge Kollegin feierte Geburtstag, und dazu hatte sie aus heiterem Himmel diese Pulcheria eingeladen – so nannte man sie am Institut nach einer Figur von Gogol, einer bejahrten, ihrem Mann treu ergebenen Gattin, man hätte sie aber auch Baucis nennen können nach der ihr von der Natur verliehenen Eigenschaft, eine treue, schweigsame, gleich einem Stein so unerschütterliche und hingebungsvolle Frau zu sein, doch der Herrgott hatte es anders gewollt, und Pulcheria blieb sehr früh allein mit zwei Töchtern zurück. Sie war wahrhaft treu, aber das ist nicht genug fürs Leben, wie sich herausstellte, ihr Mann schleppte nach einer Kur eine Freundin an, es gab Anrufe, sogar Drohungen, »der Gashahn wird aufgedreht«, und so weiter, und dann blieb Pulcheria, wie bekannt, allein, und kaum, daß ihre jüngste Tochter geheiratet hatte und schwanger wurde, da wurde auch sie von Erwartung schwanger, zog sich in sich selbst zurück, verkroch sich in ihren rundlichen kleinen Körper und verbarg ihre Augen, die einst groß und, Fotos nach zu urteilen, wunderschön gewesen waren, in den Wangen (eins dieser Fotos hatte Pulcheria einmal mit ausgestochenen Augen auf ihrer Schwelle gefunden, unverkennbar, wessen Werk das war) – doch vor allem verbarg Pulcheria ihre Seele, die unsterbliche Seele eines jungen Genius – beflügelt und körperlos, mit Locken und feucht glänzenden zärtlichen Augen, wie er für gewöhnlich gezeichnet wird. All das verbarg Pulcheria eilig, rasch wuchs vergängliches Fleisch an ihrem Körper, und die Locken hingen schlaff herunter. Der Genius der Güte aber war

nicht verschwunden, wie wir noch sehen werden, wie ein Strahl leuchtete er manchmal in ihr auf. In ihrem Institut kümmerte sie sich so sehr um die kleine, ihr vom Schicksal übertragene Aufgabe, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes bekümmert war, als beispielsweise eine inkompetente Leiterin eingestellt wurde, bösartig und zu nichts tauglich, die mit der Schadenfreude eines Dämons die gesamte bisherige Arbeit zunichte machte, eine schon zum Transport vorbereitete Sammlung von Exponaten völlig umschmiß und neue Texte verlangte, und an diesem Punkt hatten sich Pulcheria und ihre noch junge Altersgenossin Olja zusammengefunden und befreundet. Die Menschen verbünden sich schnell auf der Grundlage allgemeiner Empörung, alle gegenseitigen Gefühle sind vergessen, und das endet in der Regel nicht gut. So auch in unserem Fall. Die trockne und ehrgeizige Olja begann ihre Chefin grimmig zu hassen, Oljas ganzes Leben war die Arbeit, bei ihr zu Hause gab es immer irgendwelche Streitigkeiten, und dort lebte ihr schwerkranker Mann, darum dauernde Fahrten ins Krankenhaus oder das Elend mit ihm daheim, dann gab es noch einen Sohn, der früh eine ältere Frau heiratete und das flotte Weib direkt zu seiner Mutter ins Haus bringen wollte, und Olja wurde vor den Augen ihrer Kolleginnen immer grauer im Gesicht, dann ließ sie das Pärchen doch ein, und die neu aufgetauchte Ehefrau brachte ein neugeborenes Kindchen in das enge Zimmerchen mit, aber Olja und ihr Mann hatten ja ein geräumiges Domizil. Und in dieses geräumige Domizil nun segelte Pulcheria über das Meer ihres Lebens herein, zuvor hatte sie alle Angelegenheiten für den einen Abend der Tochter übertragen, war mit dem Herzen jedoch bei ihr und bangte, wie die Tocher wohl ohne sie mit dem Kleinen zurechtkäme, alleingelassen mit ihrem harten und begriffsstutzigen jungen Mann.

Pulcheria also stieß von den Ufern des Alltags ab und schwang die Ruder, um niemals mehr in ihr früheres Leben zurückzukehren. Es geschah alles so plötzlich, und alles veränderte sich so gründlich, daß sich Pulcheria schon am nächsten Tag weder an sich selbst noch, es ist schrecklich, an ihre Familie erinnerte, sie war wie in tiefen Schlaf gefallen, und einige meinten sogar, ihr Verstand habe ein wenig gelitten, so zum Beispiel die erwähnte Olja.

Also, kaum angekommen, verdrückte sich Pulcheria sofort, schob ihren vergänglichen korpulenten Leib in eine Ecke und verstummte, mit müden, tränenden Augen das geschäftige Treiben und die Vorbereitungen Oljas verfolgend, die nicht so gramvoll-bedeutsam aussah wie sonst immer am Institut, sondern einfach und häuslich, in einem Spitzenschürzchen aus alten Zeiten. Olja war sehr liebenswürdig, ihr halfen irgendwelche Freundinnen mit aufgetürmten Haaren, und im großen Zimmer (wieviele Zimmer sie überhaupt hatte, sah Pulcheria nicht) rauchten die Männer vor dem Fernse-

her – für Pulcheria existierte diese höhere Welt nicht, diese luxuriöse Welt der Menschen, die über freie Zeit verfügen, und sie kam nicht einmal auf die Idee, ihre Hilfe anzubieten, sie saß einfach da und ruhte sich endlich einmal aus. Pulcheria erriet immer sehr genau und mit einer gewissen Verlegenheit die wahren Beweggründe der Menschen, und auch in diesem Fall begriff sie, daß Olja sie, Pulcheria, mit ihrem Prunk endgültig zu Boden schmettern wollte, um dann mit ihr, der Geschlagenen, in einer Einheitsfront aufzutreten, mit drei Leuten in der Abteilung zum Angriff gegen die Chefin überzugehen, sie von ihrem Platz zu schubsen und ihn dann selbst einzunehmen. Verdrossen dachte Pulcheria über ihre ewige Willfährigkeit nach und warum sie nachgegeben hatte und zu Besuch hierher gekommen war, wo für sie alles fremd und kaum von Interesse war, aber auch im Herzen der kleinen Pulcheria hatte sich eine ziemliche Wut auf die Leiterin angesammelt, die auf die unendlichen, jahrelangen Mühen bei der Bearbeitung der Archive spuckte und alles in andere Bahnen lenken wollte, die Bahn der Wirtschaftlichkeit, die Bahn pikanter Enthüllungen zum Beispiel, wer hat mit wem geschlafen und wer was für Briefe und Denunziationen geschrieben. Die Chefin hieß bei ihnen bald »die Schahin«, und sie begriffen, daß sie auf den Schultern anderer ihren Doktor machen wollte, zu diesem Zweck war sie auf den Schultern ihres Mannes hier eingeritten, des stellvertretenden Direktors eines benachbarten wissenschaftlichen Instituts, er wiederum hatte eines der Kinder ihres Direktors bei sich untergebracht, welcher ebenfalls ein achtbarer Hochstapler war und aussah wie ein Schauspieler in der Rolle des Erzbischofs. Alle wußten das, und alle ergriff Trauer, doch was tun?
Pulcheria saß also still und teilnahmslos bei der Gastgeberin, sie hatte völlig abgeschaltet, ruhte sich von den unendlichen Mühen aus und schlüpfte in die Rolle des dicken und kleinen, sanften alten Mütterchens, wenn nicht gar einer uralten Greisin – dabei war sie nur zwei Monate älter als Olja. Doch halten wir fest, und das ist wichtig für das Folgende: Pulcheria betrachtete ihr Äußeres als nicht existent, und sie wußte, der Moment würde kommen, in dem sie sich aus einer Puppe, aus einem Kokon in einen Schmetterling zurückverwandelte. Sie spielte mit sich selbst alte Frau, in einem Lebensalter, da andere schon wieder aufleben und den Lebenstonus in sich wachhalten – sie wußte nicht, daß es für solche wie sie von *dort* kein Zurück gab. Für Olja gab es ein Zurück, für sie nicht. Trotzdem betrachtete Pulcheria Oljas ewige Jugend ironisch und wertete ihre ganzen Gymnastikübungen, Diäten, Tennisspiele und Skitouren als leichte Verdrehtheiten. Pulcheria verhielt sich ihrer eigenen Person gegenüber leichtfertig, während Olja sich sogar einer kleinen kosmetischen Operation hinter den Ohren unterzog und so noch jünger wurde, wenngleich in ihrem Mund bläuliches Porzellan schimmerte,

aber Pulcheria vermied es, in Oljas geliftetes Gesicht oberhalb des Mundes zu sehen. Sie sah ihr, wie man so schön sagt, »auf die Lippen«, was Olja als Unterwürfigkeit deutete. Olja konnte man alles vom Gesicht ablesen, und Pulcheria hatte in ihrem Herzen einen kleinen, aber kräftigen und ironischen Schutzengel, der alle durchschaute, und als Antwort auf die ironischen Bemerkungen von Kamilla, der dritten Kollegin – einer jungen Frau aus dem Künstlermilieu, ewig in Pullover und Jeans und mit Ringen und Armreifen –, als Antwort auf die ironischen Bemerkungen dieser Kamilla über die sich jung gebende Olja seufzte Pulcheria nur. Olja ihrerseits hatte jedoch beschlossen, sich auf die unterwürfige Pulcheria zu stützen, und nur sie zu ihrem Geburtstag in ihr Haus eingeladen; Kamilla hatte sie instinktiv nicht in Betracht gezogen, denn die quälte sich im Institut, warf der Chefin grobe Worte an den Kopf und hätte ohnehin jedes Unternehmen mitgetragen, das sich gegen die Lage der Dinge richtete, nebenbei gesagt, hätte sie es womöglich auch abgelehnt, zu den alten Weibern zu kommen, und vielleicht fürchtete Olja auch ihre echte, ungeliftete Jugend. So blieb also nur die ungefährliche Pulcheria übrig, Kamilla bewegten andere Träume und andere Absichten, und damit wollen wir sie außer Betracht lassen. Auch war Kamilla nicht einfach so von der Straße eingestellt worden, sie hatte nicht unbedeutende Verwandte.

Pulcheria saß teilnahmslos in der Ecke, stand dann wie alle auf, als zu Tisch gebeten wurde, setzte sich und zerfloß, sie löste sich auf, als existiere sie schon nicht mehr, benahm sich wie gewöhnlich zurückhaltend und still, trank etwas, aß Salat, bis sie plötzlich hörte, wie jemand neben ihr nach ihrem Namen fragte. Es war ein Mann zu ihrer Rechten. Pulcheria antwortete, es entspann sich eine Unterhaltung, man sprach von jenem Wissenschaftler, um dessen Archiv sich Pulcheria viele Jahre lang gekümmert hatte. Der Wissenschaftler war inzwischen entlarvt, zu Fall gebracht, vergessen und fand nur noch auf humorvoller und bloßstellender Ebene Erwähnung, Pulcheria aber waren sein ganzes Leben und alle seine Beziehungen zu den Großen dieser Welt vertraut, sie liebte ihn, wie ein Entomologe eine besondere Gattung, sagen wir mal, einen kleinen Käfer liebt, der als schädlich gilt, jedoch von ihm höchstselbst entdeckt worden ist. Deshalb widersetzte sie sich dem, wie ihr schien, spießbürgerlichen Ton in den Fragen ihres Nachbarn und wies die gängige Auffassung sanft und wortkarg zurück. Der schädliche Greis hatte in Person der stillen Pulcheria einen zuverlässigen Schutz gefunden! Der Nachbar schmähte den Wissenschaftler und ereiferte sich, aber sie setzte das Gespräch nicht fort, sie schwieg nachsichtig. Der Nachbar führte die gebräuchlichen und abgenutzten Fakten an, die jeder längst kannte, Pulcheria wußte vieles anders, ließ sich aber als Spezialistin

nicht zu einem Streit mit dem ungebildeten Volk herab, sondern seufzte nur. Einmal berichtigte sie ihn, und er blickte Pulcheria verwundert an, so treffend und präzise war ihr Einwand. Auch Pulcheria sah ihren Nachbarn zum ersten Mal an, und wie im Nebel erblickte sie ein rötliches, hageres Gesicht, graue zerzauste Haare, eine Zahnlücke vorn und ständig zwinkernde, entzündete, sehr helle Augen. Allerdings erblickte Pulcheria nicht ganz das, was tatsächlich da war, sondern einen Jungen, sie erblickte ein in höhere Welten eingegangenes Wesen, das zum Schein mit grauer Mähne und roter Haut maskiert war.

Der Nachbar sah Pulcheria an und lachte milde. Offenbar lächelte er überhaupt immerzu, es gibt solche Menschen mit einer besonderen Mimik, sie lächeln immer, und darin beruht ihr Charme, doch dieses Lächeln bedeutet rein gar nichts, und viele Menschen irren, wenn sie es auf sich beziehen. Der Nachbar aber lächelte Pulcheria wie ein vom Verstand dieser Frau bezauberter und ihr ergebener Gesprächspartner an, und das Ergebnis war, daß Pulcheria sich mit mitleidiger, schmerzlicher Liebe in ihn verliebte. Das heißt, sie selbst wußte noch gar nichts davon, sie wurde einfach freier, blühte auf, ihr Genius sandte einen leuchtenden Strahl der Güte über ihren Nachbarn zur Rechten, und es war geschehen. Pulcheria erzählte leise und seufzend, doch sehr bestimmt und stichhaltig vom Gegenstand ihrer Forschung – sie erzählte, was sie sonst nie jemandem anvertraut hätte. Doch wichtig war nicht der Gegenstand, sondern der Kern des Gesprächs. Der Kern bestand darin, daß diese beiden einander am festlichen Tisch gefunden hatten, wo der Wein in Strömen floß und ein Höllenlärm herrschte, während die Hausfrau, deren verjüngte Haut sich lila verfärbt hatte und die ungewöhnlich hübsch und gutmütig aussah, zwischen Küche und Zimmer hin und her rannte, auf einem dieser Wege blieb sie stehen, beugte sich herab und sagte Pulcherias Nachbarn laut etwas ins Ohr. Laut und ins Ohr sagt man für gewöhnlich beleidigende, gehässige Sachen, die für ein fremdes Gehör bestimmt sind und den Adressaten treffen sollen, Pulcheria aber hatte nichts verstanden, Olja entfernte sich, und das Gespräch wurde fortgesetzt. Später, als Pulcheria aufbrach, begleitete der Nachbar sie bis zur Tür und zog sich plötzlich in größter Hast die Winterstiefel (merkwürdigerweise trug er Hausschuhe) und den Mantel an, um mit Pulcheria aus dem Haus zu gehen. Sie liefen durch den Frost bis zur Metro, und Pulcheria schämte sich nicht ihres leichten alten Mäntelchens mit den heraushängenden Fäden, auch nicht ihrer Mütze, die einmal aus Fell bestanden hatte und noch aus ihrer Jugendzeit stammte. Locken umrahmten Pulcherias liebes rundes Gesicht, die Augen öffneten sich, Röte überzog ihre blassen Wangen, mit einem Wort, ihr Genius, ihr Schutzengel trat aus dem Fleisch hervor, das sich

bereits auf das Alter eingerichtet hatte. Pulcheria wurde bis zur Metrostation begleitet, dann bis zum Zug, dann stieg der Begleiter gemeinsam mit ihr in den Wagen und führte Pulcheria noch umständlich bis zu ihrem Haus, bis zum Eingang, wo es zu einer galanten Abschiedszeremonie kam, denn Pulcheria wurde die pummelige, kleine Hand geküßt, die übrigens sehr schön war. Eine Telefonnummer wurde nicht erwähnt, Pulcheria erfuhr nicht einmal den Namen ihres Geliebten, und gebeugt und genügsam verschwand sie in der Dunkelheit ihres Hausflurs, ohne sich Gedanken zu machen.

Doch bereits in der Nacht nagte der Wurm der Verzweiflung an ihr. Pulcheria kannte sich und wußte, daß sie Olja niemals danach fragen würde, wer ihr Nachbar zur Rechten gewesen war. Olja benahm sich im Institut wie sonst, all ihre Kräfte waren wieder einmal vom Konflikt mit der Chefin in Anspruch genommen, die Olja, mit der sie im selben Zimmer saß, gebeten hatte, ihr einen Hefter aus dem Schrank zu reichen, den sie brauchte. Olja brauste auf und schlug der Chefin vor, sich selbst zum Schrank zu bemühen, und es entspann sich ein zischendes Gespräch über das Register dienstlicher Pflichten. Pulcheria vernahm die gesamte Unterhaltung der beiden Rivalinnen in ihrem Nachbarzimmerchen, wo sie Archivstaub einatmete und ohne Hast ein neues Bündel Briefe bearbeitete, doch sie war – o Wunder – dermaßen mit ihren Träumen und Gedanken an den Unbekannten beschäftigt, daß alles an ihr vorbeiflog. Und als sie in der Mittagspause in der Warteschlage stand, hörte sie, wie Olja mit vorgetäuschtem Humor wutschnaubend jemandem von dem Vorfall erzählte, den sie ziemlich grob zu ihrem Vorteil umdichtete, aber auch das ließ Pulcheria gleichgültig an ihren Ohren vorüberrauschen. Auch Olja schien Pulcheria aus dem Wege zu gehen, sie forderte sie nicht wie gewöhnlich auf, mit ihr essen zu gehen, sondern raste, ohne nach rechts und links zu blicken, wie eine Furie an ihr vorbei. Entweder mißbilligte sie das, was gestern geschehen war, oder Pulcherias Gleichgültigkeit war schuld daran, denn manchmal – das hatte Pulcheria schon lange festgestellt – denkt man, daß ein anderer einen nicht mehr leiden kann, und dabei ist man es selbst, der schlecht vom anderen denkt. In ihrem tiefsten Innern sind die Menschen Tiere geblieben und fühlen ohne Worte alles, was vor sich geht, keine einzige Seelenbewegung bleibt unbeantwortet, vor allem Gleichgültigkeit nicht.

Zu ihrer eigenen Verwunderung jedoch ging die gleichgültige Pulcheria, nachdem sie ihre Zeit an der Kasse abgestanden hatte, mit dem Tablett zu dem Tischchen, an dem die aufgebrachte Olja inzwischen ganz allein saß. Pulcheria war fest entschlossen, Olja auf keinen Fall zu fragen, sie sagte:

»Na, wie war's gestern noch?«
»Was gestern?« entgegnete Olja heftig.
»Ich bin früher gegangen ...«
»Ah, wer reißt sich schon ums Geschirrspülen«, antwortete Olja bissig. »Nein, habt ihr schon so eine unverschämte Person gesehen, sie hat mich gebeten, eine Erklärung zu schreiben. Wer ist sie denn? Sie ist eine Ehefrau, nichts anderes! Sie ist die Frau dieses Idioten, des Freundes von unserem Idioten! Weißt du, wie der Titel ihrer Dissertation hieß? Besonderheiten der Morphologie der Suffixe atschk-jatschk und uschk-juschk! Uschki-juschki! Und danach traut die sich noch, bei uns anzufangen!«
Olja erzählte noch lange, daß auch sie Verbindungen habe – ihr Mann, aus seiner Studienzeit – solche Verbindungen, Herr im Himmel! Im Präsidium, sagte Olja mit ihrer zischenden Stimme, so daß es an den Nachbartischen laut und deutlich zu hören war. Und daß sie nur anzurufen brauche. Daß man ihren Mann als Mathematiker ebenfalls schätze und verehre und daß es unwichtig sei, wessen Mann wo arbeite, und daß der eine krank sei und der andere gesund wie ein Stier, als Wissenschaftler jedoch eine Niete. Wichtig sei, wie man jemanden verehre! Und wenn mein Mann krank ist, dann müßtet ihr mal hören, was für Leute anrufen und fragen, wie es ihm geht!
»Was hat er denn?« fragte Pulcheria zu ihrer eigenen Verwunderung, nur um das Gespräch näher an ihr Thema heranzuführen, an die Ereignisse in Oljas Wohnung, an ihren Unbekannten.
»Frag' lieber nicht«, entgegnete Olja. »Schizophrenie. So stehts!«
Pulcheria hätte die arme Olja eigentlich furchtbar bemitleiden müssen, von ganzer Seele, bewegten Herzens. Doch sie blieb ganz ruhig.
»Ich traue solchen Diagnosen nicht«, sagte sie.
»Und er ist gute zehn Jahre älter als ich, ich habe es nicht gewußt und ihn geheiratet. (Außerdem war das vor mehr als zwanzig Jahren!)«
»Glaub ihnen nicht.«
»Vor kurzem hat sich herausgestellt, daß er das schon lange hat. Immer hieß es, der Magen, der Magen, er wurde immer dünner, hatte Krach in seinem Institut. Angeblich wurde er nicht an die eigentlichen Sachen rangelassen. Seine Doktorarbeit haben sie zerfetzt.«
»Was ist denn daran unnormal?« sagte Pulcheria gelassen. »Das ist doch immer so.«
»Im Krankenhaus hat er dermaßen mit der Faust gegen die Wand gedonnert, vor Schmerz, dachten alle, aber dann haben sie mich gefragt, und ich habe alles erzählt. Sie haben gesagt: Ein Glück, daß Sie gekommen sind, er hat immer nach Ihnen gerufen, Anja soll kommen, Anja, stell dir vor!«

»Anja?« fragte die verwirrte Pulcheria. Sie begriff noch nicht, daß ihr ganzes folgendes Leben in diesem Gespräch mit Olja vorgezeichnet war. Pulcheria verstand nichts, doch sie hörte eifrig zu, mit klopfendem Herzen. Olja wollte ihr ganz offensichtlich etwas mitteilen, etwas suggerieren.
»Sie sagten: Er hat immer nach Ihnen gerufen, holen Sie Anja, holen Sie Anja!«
»Anja?«
»Dabei will ihn außer mir niemand. Ein Glück, daß ich ihm nicht die Telefonnummer von unserer Abteilung gegeben habe, bei meiner früheren Stelle hat er zehnmal am Tag angerufen. Aus Eifersucht. Er ist verrückt.«
»Und wie verhältst du dich?« sagte Pulcheria völlig sinnloserweise.
»Wie soll ich mich verhalten? Ein Glück, daß er wenigstens gottseidank im Bett noch ... sonst könnte ich mich gleich aufhängen. Hast du gesehen, was für Männer bei mir zu Besuch waren?«
Pulcheria antwortete nicht, sie sah Olja nur an, ohne zu verstehen.
Olja sagte: »Was für Männer, und alles meine Liebhaber, ich habe sie alle mit ihren Frauen zusammen geholt, auch die Frauen sind alle meine Freundinnen. Irgendetwas muß mit der Chefin passieren!«
Hier verstummte die verdutzte Pulcheria, sie stellte keinerlei Fragen mehr, Olja widmete sich nun der Darstellung des neuesten Ereignisses, Pulcheria schlürfte ihr Kompott und bemerkte zu ihrer eigenen Verwunderung Hitze in ihren Wangen.
Während der ganzen zweiten Hälfte des Arbeitstages dachte Pulcheria über das Gespräch mit Olja nach, sie mußte ehrlich zugeben, daß es einen Lebensbereich gab, der ihr vollkommen unverständlich war, aber genau dort können Fotos mit ausgestochenen Augen vor der Tür liegen. Diese Überlegungen waren begleitet von Wellen furchtbarer Trauer, die Pulcheria überkamen. Von außen konnte man jedoch nur wahrnehmen, wie sie in die Lektüre immer ein und desselben verstaubten alten Briefes vertieft war.
Am selben Abend erblickte Pulcheria, als sie mit schweren Einkaufstaschen von der Arbeit heimkehrte, in der Dämmerung vor ihrem Hauseingang eine Figur mit unbedecktem grauen Kopf. Wie selbstverständlich war vor ihr aufgetaucht, woran sie die ganzen letzten vierundzwanzig Stunden wehmütig gedacht hatte, nun war Pulcherias Seele wieder ruhig. Sie führte den Gast in ihre Wohnung, wo in der Küche Windeln zum Trocknen hingen, bei den jungen Leuten im großen Zimmer war es still, entweder waren sie mit dem Kind spazieren, oder sie schliefen alle drei in Erwartung einer schlaflosen Nacht: Das Kind schrie oft zwischen drei und fünf Uhr morgens. Pulcheria führte den Gast zu sich ins kleine Zimmer, wo es sauber und einfach war, eine kleine Couch (Pulcheria betrachtete alles mit fremden Augen, wie von

weit weg), ein rundes Tischchen, das noch von ihrer Großmutter stammte, ein Sessel – alles altes Gerümpel und altes Zeug, doch echtes altes Zeug, so zum Beispiel zwei kleine Bücherschränke mit alten Büchern. Der Gast vertiefte sich gleich in die Lektüre, Pulcheria brachte aus der Küche Tee und Bratkartoffeln, sie aßen schweigend, da der Gast ganz in ein Buch versunken war, dann sagte er, es sei Zeit, und ging. Pulcheria, die ihn auf diesem engen Raum kein einziges Mal berührt hatte, nahm, nachdem er fort war, das Buch, das er durchgeblättert hatte, und drückte es mit geschlossenen Augen an die Brust. So hockte sie in völliger Apathie da, bis es auf der Treppe polterte. Das waren die jungen Leute, die, sich laut unterhaltend, mit dem Kinderwagen in die Wohnung stürmten, sie rannten und stapften hin und her, im Badezimmer lief Wasser, das Kind schrie. Pulcheria aber saß da und hatte nicht die Kraft, das Zimmer zu verlassen. Sie dachte, wie gut, daß sie nicht daheim gewesen waren – und noch: Was geht bloß mit mir vor?

Von nun an trippelte sie jeden Abend schnell nach Hause, bei der Arbeit war sie wie im Schlaf, und auch zu Hause tat sie alles wie im Schlaf. Sie tat, was sie immer tat, das heißt, sie wusch, räumte auf, kochte, ging einkaufen, aber alles in völliger Abwesenheit, denn jeden Abend kam Er – mal auf eine Stunde, mal auf fünfzehn Minuten. Er saß da, sagte etwas, brachte jedesmal dieselben Kartoffelchips mit, sie aßen, tranken Tee, manchmal las Er ihr vor, manchmal schrieb Er formelähnliche Ziffern in ein Heftchen und verschwand. Pulcheria magerte stark ab, alle Kleider hingen an ihr herunter, sie aß fast nichts, und abends versuchte sie, sich so rasch und unbemerkt wie möglich vom Institut davonzuschleichen. Wichtig dabei war, daß Pulcheria ziemlich nahe beim Institut wohnte – maß sie doch dem Umstand, daß er genau auf die Minute zur verabredeten Zeit erschien, eine große Bedeutung bei, diesen Zeitpunkt durfte sie nicht verpassen. Die jungen Leute gewöhnten sich sehr bald an den Gast, sie hatten keine Scheu vor ihm, obwohl es nie zu einem Gespräch kam, sie begrüßten ihn lediglich und verabschiedeten ihn, wenn er ihnen auf seinem zielstrebigen Weg begegnete. Er sah wirklich stets sehr entschlossen aus, genauso entschlossen wie Pulcheria, wenn sie nach Hause rannte.

Im Institut war Pulcheria sehr eifrig, kaum daß sie den Kopf hob. Olja kühlte ihr gegenüber bald ab, zumal sie plötzlich wieder zu Kräften gekommen zu sein schien (das war das Resultat irgendwelcher Verhandlungen hinter den Kulissen), sich auf einmal mit der Chefin verbündete und beide vereint begannen, die junge Kamilla aus dem Institut zu ekeln, die tatsächlich immer zu spät kam, oft krank war und Grobheiten von sich gab, obwohl sie mit ihrer Arbeit vorankam, sie hatte einen Artikel geschrieben, sogar einen sehr ernsthaften. Doch alles endete damit, daß Kamilla, wie sich

herausstellte, nicht entlassen werden konnte, wie sich herausstellte, erwartete sie ein Kind, ihr Mann brachte sie mit dem Auto und holte sie vor Arbeitsschluß wieder ab. Das Ergebnis von alledem war, daß die Chefin und Olja in ihrer Gegenwart und vor ihren Augen mit allen Kräften einen Ersatz für sie suchten und Kamilla sie mit Vehemenz beschimpfte, doch sie wurde zusehends dicker und runder und schleppte sich nur noch mit Mühe voran. Die beiden brauchten immer jemanden als Objekt ihres Kampfes, nur gut, daß es Kamilla war, doch fühlte Pulcheria, daß auch ihre Stunde nahte. Durch das Institut ging das Gerücht, daß mit Pulcherias Kopf etwas nicht in Ordnung sei: Offensichtlich war sie mit der Abgabe des alljährlichen Manuskriptkontingents im Verzuge, sie ging nicht zum Mittagessen, sondern rannte in die Geschäfte. Niemand wußte, daß Er all ihre Zeit beanspruchte. Jeden Abend kam ihr Steinerner Gast und saß stumm wie ein Stein bei ihr, sie konnte ihre Arbeiten schließlich nicht in seiner Anwesenheit schreiben! Das tat sie nachts, und morgens schleppte sie sich ins Institut, ohne etwas geschafft zu haben. Dort hockte sie dann phlegmatisch am Schreibtisch und kritzelte etwas auf ihre Karteikarten, ohne in ihrer Beschäftigung einen Sinn zu sehen.

Die Sache endete damit, daß ihr Gast nach zwei Monaten solchen Lebens ausblieb. Nachdem Pulcheria drei schreckliche Tage durchlitten hatte, ging sie wieder in den Speisesaal des Instituts mittagessen und setzte sich an den Tisch, wo die Chefin und Olja thronten. Diese empfingen sie herzlich, sie rieten ihr, sich an einen guten Arzt zu wenden (Olja bot sich sogar als Vermittlerin an), die Chefin lobte den Artikel, den Pulcheria schließlich doch abgegeben hatte, Olja lobte Pulcherias Figur (du machst wohl Diät?), dann setzten sie ihr Gespräch fort, das Pulcheria erstarren ließ.

»Morgen vormittag bin ich also nicht da«, sagte Olja bedeutungsvoll.

»Wie Ihro Gnaden meinen«, entgegnete die Chefin im Spaß. »Kannst ganz beruhigt sein.«

»Er liegt in der geschlossenen Abteilung«, sagte Olja. »Das ist eine unruhige Abteilung. Dort können sie ihn ohne weiteres erschlagen. Schon allein die Sanitäter. Ich muß ihn in Abteilung Zwei bringen lassen, wie gewöhnlich. Dort kennt man ihn, dort mag man ihn. In der geschlossenen Abteilung werden sie ihn noch zu Tode spritzen. Er wird überhaupt als ein kranker Debiler oder als Impotenter wieder rauskommen.«

Bei diesen Worten spitzte die Chefin den Mund wie zum Kuß und schnalzte mitfühlend mit den Lippen:

»In der geschlossenen Abteilung! Sie werden es tun.«

»Ganz einfach«, sagte Olja, »als ich den Irrentransport holte, fing er an, Skandal zu machen, er wollte nicht gehen, und davon hängt es ja ab. Auf der

Straße schrie er laut ›Hilfe‹ und sträubte sich. Die Sanitäter brachten ihn auf direktem Weg in die geschlossene Abteilung.«
»Wen?« fragte Pulcheria.
»Den Meinigen«, antwortete Olja. Ihre Wangen waren hochrot. »Was er geschrien hat? Daß ich sein Feind bin, was dem so alles einfällt! Typischer Schwachsinn. Er wollte sich aus dem Fenster stürzen, schlug mit dem Kopf die Scheibe ein, hat sich überall zerschnitten, alles war voll Blut, da kam noch diese widerliche Katze, ich halte ihn fest wie Iwan den Schrecklichen, und die Katze leckt das Blut vom Boden ... Ich habe sie mit dem Besen rausgejagt – leckt Menschenblut, wie ein Menschenfresser!«
»Und womit hat das begonnen?« fragte Pulcheria teilnahmsvoll. Ihr Herz klopfte.
»Er war wieder mal tagelang nicht nach Hause gekommen, kam völlig zerlumpt an ... Hungrig, schmutzig ...«
Sie lügt, dachte Pulcheria wie im Fieber.
»Und dann noch: Na, wie's bei denen so ist, er schlief nicht, redete mit niemandem, wurde wie ein wildes Tier ... Gottseidank muß er nur einmal in der Woche zur Arbeit ... *Einen* Artikel schreibt er im Jahr, und auch darüber sind sie noch froh ... *Einen* Artikel, und die verteidigen nach diesem Artikel ihre Doktorarbeiten ... Und er ist noch bis zum heutigen Tag Kandidat ... Natürlich ist er ein Genie. Für den Hausgebrauch. Ich ruf bei seiner Arbeitsstelle an: Geben Sie auf sein merkwürdiges Benehmen acht! Sie antworten, der Direktor: Danke, er muß mal ausspannen, wir besorgen ihm einen Urlaubsplatz ... Und er hat nichts Besseres zu tun, als mit dem Kopf durch die Fensterscheibe ... Ich allein, nur ich allein weiß ... Es hatten sich wieder irgendwelche Blutsauger an ihm festgesetzt.«
»Was es nicht alles gibt«, unterbrach sie die Chefin.
»Er hat nichts zustande gebracht, keine einzige Formel, ich hab nachgesehen, gewöhnlich schreibt er bergeweise Papier voll ...«
Pulcheria fiel ein, daß Er manchmal etwas in ein Heftchen gekritzelt hatte. Wieder lügt sie, dachte sie.
Olja wischte die reichlich fließenden Tränen von den Wangen, ohne auf jemanden Rücksicht zu nehmen.
Jetzt wußte Pulcheria alles. Es blieb nur herauszufinden, in welchem Krankenhaus er lag. Jetzt fügte sich alles zusammen, alles wurde verständlich. Ein Feuer zog über Pulcherias Magen, als hätte jemand ein Lämpchen angezündet, und ausgerechnet an der Stelle, wo der Mensch für gewöhnlich ein seltsames Gefühl hat, wenn er den Boden unter den Füßen verliert oder eine fremde Wunde sieht.
»Halb so schlimm, das geht vorbei«, sagte Pulcheria. »Mein Bruder hat auch

mal im Irrenhaus, im Kastschenko, gelegen, und er ist wieder rausgekommen.«
»Im Kastschenko haben wir noch nicht gelegen«, entgegnete Olja nachdenklich. »Dafür in unserem Irrenhaus, dort kennen sie ihn noch vom erstenmal, als das mit dieser Anja war. Fast wäre ein Ziegelstein aus der Mauer gefallen, so hat er mit der Faust gegen die Wand getrommelt, ein Maler mußte in den Schlafsaal kommen.«
»Halb so schlimm, er kommt raus, und dann ist alles wieder wie früher«, sagte die Chefin.
»Wie soll einer das alles aushalten?« rief Olja. »Wie nur!« Dieses Mädchen, ich meine das von meinem Sohn, die schickt ihn wieder los, die Wohnung zu tauschen! Hat meinen Sohn angestiftet, vor Gericht zu gehen! Ich habe ihm klar und deutlich gesagt: *Sie* kriegt die Wohnung, die wir *dir* geben, und wir gucken in die Röhre, mit einem psychisch kranken Vater, und sie treibt dich noch an. Gib dem Sohn eine Wohnung, und Sohn und Wohnung sind futsch!«
Und weiter und weiter floß die Rede einer einsam in ihrer riesigen Wohnung sitzenden Frau, die alle von sich weggestoßen hat, zügellos, leidenschaftlich und unbesiegbar ist.
Pulcheria saß wie versteinert vor den leeren, schmutzigen Tellern am Tisch.
»Und das tollste«, fuhr Olja fort, »immer finden sich irgendwelche Weiber, die auf ihn reinfallen. Ständig besuchen sie ihn im Krankenhaus, bringen ihm selbstgebackene Krautpiroggen mit und geben Boullion für ihn ab und weiß der Teufel was noch alles. Ich sage der Pflegerin: Von keinem Lebensmittel außer von mir, wer weiß, was die ihm alles in die Boullion mischen. Daß keiner ihn stört, keiner ihn beunruhigt! Gottseidank ist zur Zeit in den Krankenhäusern Quarantäne, wegen der Grippe wird überhaupt niemand reingelassen. Es werden nur Lebensmittel angenommen oder Briefe. Er ist ja da, er wird festgehalten, er ißt nichts.«
»Wie bei meinem Bruder«, sagte Pulcheria versonnen. »Aber den haben sie als Dissidenten eingeliefert, er ist in Hungerstreik getreten. Er wurde mit der Sonde ernährt.«
»Ich weiß nicht, womit sie ihn dort ernähren«, sagte Olja gereizt. »Die Ärztin meint, bei den Schizophrenen sei das so eine Form der Selbstheilung, all diese Hungerstreiks. Und man dürfe sich in den Organismus nicht einmischen. Aber ausgerechnet in der geschlossenen Abteilung Hungerstreik – das ist schrecklich. Die fackeln dort nicht lange, die geben gleich einen Elektroschock. So als käme man auf den elektrischen Stuhl, nur, der elektrische Stuhl, das ist ein für allemal, und hier wird es wiederholt.«

Pulcheria riß sich mit letzter Kraft zusammen, sie begriff, daß Olja sie provozieren wollte, daß Olja sie wie ein Versuchskaninchen beobachtete.
Damit ging das Mittagessen zu Ende, Pulcheria kehrte an ihren Schreibtisch ins Durchgangszimmer zurück, nun, so seltsam das auch klingen mag, waren die Leiden dieser drei Tage zu Ende, jetzt hatten seine Leiden begonnen, sein Leben dort, im Gefängnis, seine Einsamkeit in einer Meute rasender Tiere. Die Leiden einer Verlassenen verwandelten sich in die einer mit Gewalt von ihrem Liebsten Getrennten, und das sind zwei ganz verschiedene Sachen, wie auch das Leid einer Witwe und das einer verlassenen Frau zwei ganz verschiedene Sachen sind, dachte Pulcheria, als sie sich selbst beobachtete. Die fieberhafte Unruhe verließ sie, die sie noch aus den Zeiten der zerstochenen Fotografien kannte. Pulcheria dachte sogar mit einem gewissen Triumph an die sitzengebliebene Olja, an die Siegerin, die keiner brauchte.
»Wenn meine Liebhaber nicht wären, könnte ich mich glatt erhängen«, sagte Olja, als sie als letzte in die Abteilung kam.
»Du sagst es«, rief ihr aus dem Zimmer die Schahin zu. »Manchmal ist einem jeder recht«.
»Nein, davor ekelt's mich, meine Leute sind alle treu und gute Familienväter, ich hole sie alle zu meinem Geburtstag zusammen und schaue sie mir an.«
Auf diese Weise wollte sie Pulcherias Sieg herabmindern, und Pulcheria begriff alles und blieb ruhig.
Sie überlegte. Die Wogen der Wehmut hatten sie noch nicht überwältigt, sie waren noch nicht über ihr zusammengeschlagen. Pulcheria erholte sich von ihrem Todesschrecken, und Wellen der Liebe und Ergebenheit hoben sie über diesen schmutzigen Fußboden, über den Stuhl und den Tisch empor, ihr wurde schwindlig, es war, als flüstere Pulcheria über den verstaubten Briefen etwas von ihrer Liebe, mit aller Kraft versuchte sie, Ihm Halt zu geben.
Irgendwann einmal würden Seine Leiden zu Ende sein, Sie würde Ihm beistehen, würde mit äußerster Vorsicht handeln, Ihm eine Nachricht zukommen lassen, mit äußerster Besonnenheit leben, bis zum völligen Sieg, bis zur Befreiung, bis zur Freiheit, obwohl die Erfahrung mit dem Dissidentenbruder ihr sagte, daß das nicht so einfach war, einen Menschen mit aller Verbissenheit zu befreien, war noch nicht alles. Es ging nicht um Formalitäten, nicht um Menschenrechte, die grob verletzt worden und daher leicht wiederherzustellen waren. Jemand von seinem Platz wegzuholen, selbst von diesem Platz – das ist ein großes Risiko, dachte Pulcheria, immer noch völlig gelassen, wie ein Schachspieler am Anfang der Partie. Man darf sich einem

Menschen nicht aufdrängen, dachte sie, nein, nein, es muß alles von Ihm selbst kommen. Alle, die Ihn bisher rausgeholt hatten, all diese Boullion- und Piroggendarbringerinnen, sie alle waren in den Hintergrund getreten und verschwunden, Pulcheria aber wußte, sie müßte in Seinem Leben bleiben – sie hatte eine treue, ergebene, sanfte, bedauernswerte, schwache und schon etwas ältere Frau zu sein – Baucis.
In Sekundenschnelle verwandelte sie sich in einen Feldherrn, der die Kraft des Rückzuges, des In-den-Hintergrund-Tretens, die Kraft des Schweigens kennt. Sie mußte abwarten. »Er kommt zurück«, dachte Pulcheria. »Er wird diese Ketten selbst zerreißen. Er ist stark. Und das Unrecht ist zu groß, man wird Ihm helfen. Der Sohn wird Ihm helfen. Der Sieg wird kommen, doch ohne mein Zutun. Oh, wie schrecklich, wie schrecklich«, dachte Pulcheria, »Ihn nicht zu sehen, nichts zu wissen!«
»Möchtest du nicht mit mir ins Krankenhaus fahren?« Olja trat von der Seite an sie heran. »Du hast doch am Tisch neben ihm gesessen, erinnerst du dich, ihr habt euch doch so nett unterhalten und alles um euch herum vergessen!«
»Das war dein Mann?« fragte Pulcheria mit ruhiger Stimme.
»Na hör mal! Er hat dich doch nach Hause begleitet, ich habe ihn selbst darum gebeten, erinnerst du dich nicht? Vor dem Tee.«
»Ja, er hat mich begleitet, bis zur Bushaltestelle«, sagte Pulcheria. »Woher sollte ich denn wissen, daß er nicht in Ordnung ist. Nach der Sache mit meinem Bruder habe ich Angst vor solchen Kranken, ich schreibe meinem Bruder noch nicht mal nach Amerika.«
»Interessant«, sagte Olja und wurde finster, sie streckte sich, ihr Blick war in die Ferne gerichtet, wurde aber von der schmutzigen Tapete über Pulcherias Schreibtisch festgehalten. »Interessant, was es alles für Bestien gibt, einen kranken Menschen zu locken.«
»Ich habe niemanden gelockt«, entgegnete Pulcheria kalt, »er hat mich von sich aus begleitet. Fünf Minuten Fußweg, der Autobus kam gleich, ich hatte nicht die leiseste Ahnung, daß er krank ist.«
»Komm, fahr mit. Lidotschka gibt uns frei. Ich fürchte mich allein.«
»Du mußt schon entschuldigen, ich habe einen Enkel ...«
»Es ist doch während der Arbeitszeit!«
»Du mußt schon entschuldigen, es ist mir irgendwie peinlich, wer bin ich denn?«
»Er wird mich nicht so anschreien, wenn ein Fremder dabei ist«, sagte Olja.
»Oh, ich habe Angst«, entgegnete Pulcheria und holte den nächsten Stapel Briefe aus dem Kasten.

»Hör mal«, begann Olja langsam, »du hast nicht gesehen, in welche Richtung er gegangen ist?«
»Woher soll ich das wissen, ich habe ihm nicht nachgeschaut. Außerdem waren im Bus die Scheiben zugefroren. Ich werde ihn doch nicht kontrollieren, wie käme ich dazu!«
»Er war die ganze Zeit mit irgend jemandem zusammen. Mit mir hat er jedenfalls nicht geschlafen«, sagte Olja ebenso tiefsinnig.
»Nun«, entgegnete Pulcheria ziemlich kühl, »das liegt nicht an mir. Er hat mir alles mögliche von dem Alten erzählt«, Pulcheria zeigte auf das Porträt des Objekts ihrer Forschungen, das sich unter Glas befand und Woroschilow oder Hitler ähnelte, mit dem Haarbüschel unter der Nase und mit einem Zwicker wie Berija, das war die Mode bei den Führern jener Epoche.
»Er sagte, ich würde sowieso umsonst arbeiten und meinen Rücken krumm machen.«
»Jemanden beleidigen, erniedrigen und verletzen, ja, das kann er«, sagte Olja, »das ist für ihn das Wichtigste an einer Persönlichkeit. Er selbst ist ein Genie, alle übrigen sind Abschaum. In dieser Wohnung lebt ein Genie, hier gehört alles ihm, da hat er sich geschnitten! Da hat er sich geschnitten! Die Sache mit dem Wohnungstausch, das war seine Idee. Dabei gehört die Wohnung uns allen! Mein Sohn hat sich mir gegenüber selbst verplappert, ihm, dem Sohn, hatte er eine Zweizimmerwohnung zugedacht, sich selbst eine Wohnung und mir, wie dem letzten Rad am Wagen, das, was übrigbleibt. Aber da hat er sich verrechnet! Er ist psychisch krank und nicht zurechnungsfähig. Und wie unser Sohn gebrüllt und geschrien hat! Von wegen Erbe. Ich muß ihn mal dem Psychiater vorführen. Sein lieber Vater hat ihm alles unterschrieben, alle Papiere für den Wohnungstausch! Ich werde den Vater entmündigen lassen, er ist nicht normal und nicht zurechnungsfähig! Damit hat sich der Fall! Eine Wohnung für ihn! Von wegen, für dieses Weib!« (Sie fügte noch ein paar Worte an.)
Unwillkürlich errötete Pulcheria. Doch sie saß und las, und Olja, die ebenso rot geworden war, stand und sah das Gesicht von Pulcheria nicht. Sie sah sie nicht an, sie schwebte wie auf Flügeln, sie fluchte, drohte mit allen Teufeln, und alles vergebens.
»Nimm doch Lida mit, die Schahin«, sagte Pulcheria.
»Schon gut, schon gut, ich brauche niemanden, ist schließlich nicht das erstemal«, sagte Olja seufzend und ging in ihr Zimmer.
Pulcheria, die Oljas Prüfung mit Ehren bestanden hatte, beugte sich in ihrem engen fensterlosen Durchgangszimmer wieder eifrig über die verstaubten Blätter, es ging auf März zu, und Pulcheria fühlte eine große

Trostlosigkeit bei ihrer Arbeit. Sie wußte, jetzt konnte sie sich nur auf das Schicksal verlassen, Mut fassen, geduldig warten und sich nicht preisgeben ...

Denn erstens sollte man Olja lieber nicht aufschrecken. Wenn sie die Wahrheit erführe, wäre sie fähig, Pulcherias Wohnung in Brand zu stecken und ihren Mann auf elegante Weise umzubringen – die Sanitäter in der geschlossenen Abteilung sind auch nur Menschen, und wenn man es auch nicht glauben will, auch dort kann man Kriminelle und bestechliche Menschen finden.

Und zweitens konnte Er, der Steinerne Gast, seine Baucis, seine Pulcheria bereits vergessen haben, denn die Liebe ist ein Spiel, nicht mehr, sie fürchtet Gegenliebe, Anhänglichkeit, Treue, bezahlt ihre Schulden nicht gern, sie liebt Rätsel und Irrwege.

Der Gast hatte das Nichtausgesprochene geschätzt, das Spontane, die Freiheit, und er hatte immer nur aus dem Hintergrund angegriffen.

Möglich, daß ihm unter den jetzigen Bedingungen schon nicht mehr nach Spiel zumute war. Möglich, daß er Pulcheria anklagte und diese unförmige, dicke alte Frau verfluchte.

Pulcheria lief auf Grund, das war das einzige, was mit ihr geschah – sie strampelte ein bißchen und ließ sich in aller Stille in eine andere Abteilung versetzen, und dabei wurde sie immer dünner, magerte ab, war jeden Tag, wenn sie nach Hause kam, nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren.

Erst Ende Juni sah Pulcheria, als sie spät abends aus der Bibliothek heimkehrte, auf der Bank vor ihrer Haustür eine bekannte Gestalt sitzen, entspannt ein Bein über das andere geschlagen, eine Gestalt in Grau, mit weißem Haar.

Der Gast erhob sich langsam, er öffnete ihr die Tür, Pulcheria ging schmachvoll stolpernd voran – Er stützte sie am Ellenbogen, wie eine Dame, und führte sie zum Lift.

Aus dem Russischen von Antje Leetz

Paul Parin
Wenn jetzt kein Has' kommt ...

Die Baronin wurde längst nicht mehr eingeladen. Ich fragte unsere Meimein, die Kinderfrau, warum? »Du siehst doch selbst, weil sie spinnt.« Die Mama hatte ich bereits gefragt. Sie konnte nicht so grob sprechen, wollte mir die Antwort nicht schuldig bleiben, und lügen konnte sie erst recht nicht. »Ja, du hast recht«, sagte sie, »es ist sehr lange her, seit sie bei uns war.« Das war keine Antwort auf meine Frage. Den eigentlichen Grund konnte man mir nicht sagen. Dazu war ich noch zu klein. Die auffallende Kleidung hätte man hingenommen, doch gaben moralische Bedenken den Ausschlag.

In der Kleinstadt hatte man sich so an den Anblick von Baronin P. gewöhnt, daß die Leute kaum mehr hinsahen; aber wir Kinder konnten das nicht. Auch wenn wir so taten, als bemerkten wir sie nicht, es half nicht.

Die Baronin war prächtig anzusehen. Stets trug sie mit Spitzen und Rüschen besetzte bodenlange Kleider, ein hochgeschlossenes Spitzenjabot, das von einer flachen Brosche aus Granaten oder Korallen oder einer anderen Intarsie gehalten wurde, und auf dem Haupt einen seidenen Turban, aus dem eine Reiherfeder aufragte. Kleid und Turban waren aufeinander abgestimmt; am besten gefiel mir die tomatenrote Toilette, zu der ein türkisblauer Shawl und ein Turban aus Damast mit weißer Reiherfeder paßte. Im Winter waren die Farben dunkler, statt in den Shawl hüllte sie sich in einen weiten Umhang aus Hermelin, wie der König im Kartenspiel; der Turban war jetzt aus weißer Seide mit Pelzbesatz und die Reiherfeder schwarz.

Uns kam die Dame uralt vor, wahrscheinlich weil sie sich auf ein Spazierschirmchen stützte, eines jener koketten Stöckchen, das unten wie eine Krause das spitzenbesetzte Sonnen- oder ein Regenschirmchen trug. Nur bei schönem milden Wetter zog sie einen dünnen, schwarz lackierten Stab vor. Der Griff, ein aus Silber getriebenes Kunstwerk, stellte eine Hirschkuh dar, die sich gerade hinlegen wollte, die Vorderbeine eingeknickt, das Hinterteil in die Höhe. Diese Figur bot den Leuten Anlaß zu anzüglichem Gerede.

Die Hauptstraße, die Celje in zwei ungleiche Hälften teilt, ist vor dem

Bahnhof breit und wird im alten Stadtkern schmal, und dort befindet sich linker Hand das Café Union, wo sich die ganze Familie traf, bevor man mit dem Auto nach Hause fuhr. Wir Kinder mußten uns nicht eilen, denn die Eltern wurden von Herren aus der Stadt, die vor Tisch zu einem Wermut ins Café kamen, aufgehalten, und es war meist ein Uhr oder später, bis es losging. Die Hauptstraße wird rechtwinkling von der wichtigsten Geschäftsstraße geschnitten, links an der Ecke ist die Apotheke, dann kommt der Zuckerbäcker und dann die Gemischtwarenhandlung des Herrn Stieger, aus der ein Duft von Kaffee und Gewürzen auf die Straße quillt.
Während die Großen ihre Einkäufe machten, durften wir Kinder Kleinigkeiten besorgen oder die Auslagen ansehen. Am späten Vormittag, nach der zweiten Messe, begegnete man unweigerlich der Baronin, wir liefen ihr in die Arme, oder sie fing uns ab. Ihr weiß gepudertes Gesicht mit den hellrot nachgezogenen Lippen hatte einen hochmütigen Ausdruck, die scharfen grauen Augen schienen über die Leute hinwegzusehen. Trotzdem erblickte sie uns von weitem und segelte auf uns zu. Meine Schwester machte einen Knicks, ich küßte ihr die Hand, vielmehr den Handschuh, der im Sommer aus weißem Zwirn, im Winter aus schwarzem Rehleder gefertigt war. Wir tauchten in die Parfumwolke, die sie umgab, und sie schloß die Kleinen in die Arme. Wir wurden von einem liebevollen Wortschwall in französischer Sprache überschüttet. »Mes petits anges«, meine kleinen Engel, nannte sie uns, die Vornamen konnte sie nicht behalten, und dirigierte uns in die Konditorei, wo es nach Vanillezucker roch. Wir durften, nein mußten etwas auswählen. Das war an und für sich nicht schlecht, es gab rosa überzuckerte Punschtorte, im Sommer Erdbeereis. Gerne hätten wir uns der liebevollen Dame entzogen, wagten es aber nicht. Mein kleiner Bruder hatte es einmal versucht, weil es ihm noch peinlicher war als uns Größeren, er war einfach weitergegangen, als bemerke er sie nicht, da begann die Baronin zu schreien, unflätige Schimpfworte auszustoßen und mit dem Stöckchen zu drohen. Ein richtiger Aufruhr.
Weil sie so wunderbar französisch sprach, sagte man, sie sei aus Paris hierher verschlagen worden. Bei uns zu Hause aber glaubte man das nicht; sie spreche das Französisch, das adlige Mädchen bei den Schwestern vom Sacré Cœur lernen.
Die Sprache und sogar das wüste Schimpfen waren nicht das Auffallendste an der Dame. Man muß sich vorstellen, daß auf den Straßen von Celje Bauern in groben dunklen Anzügen Einkäufe machten, ihre Frauen in blauen und schwarzen Kattunkleidern mit Kopftuch, die Städterinnen natürlich feiner gekleidet, in Tailleurs aus Tweed oder Gabardine. Ganz moderne Frauen und Mädchen trugen Bubikopf und eng anliegende kurze

Kleider. Von der elegantesten, der Gattin eines Anwalts, die ihre Toiletten aus Paris bezog, sagte man, daß sie sich jeden Morgen in ihr Kleid einnähen müsse, so eng lag es an und zeigte ihre Formen.
Die bizarre fremdartige Kleidung der Baronin ist wohl der Grund, warum wir Kinder meinten, sie komme aus einem historischen Jahrhundert. Doch trug sie die Garderobe einer reichen und eleganten Dame der Jahrhundertwende. Ein Rätsel war nur, wie sie es anstellte, immer so gepflegt auszusehen, und wo sie ihre Kleider aufbewahrte. Man wußte doch, daß sie in der alten Grafei, einem unförmigen düsteren Bau neben dem Tor zur Kaserne, ein einziges Zimmer bewohnte.
Die Baronin war wichtig für das Leben und den Zusammenhalt der Kleinstadt. Nicht etwa ihre exotische Erscheinung beschäftigte die Leute, nicht einmal die Schimpftirade, in die sie auf der Straße, manchmal sogar in der Kirche während des Hochamts, ausbrach. An ihr entzündete sich die kollektive Phantasie, die jedes Gemeinwesen nötig hat, um sich aus einem Haufen monadischer Geschöpfe in der Hitze verbotener sinnlicher Genüsse zu einem Organismus zu verwandeln. Es entsteht ein einziger Leib mit unzähligen Tentakeln, mit Drüsen und Geschlechtsteilen, bewegt und suhlt sich, rein geistig selbstverständlich. Sie verschmelzen ineinander, getragen von lustvollen und gehässigen Emotionen, denen sich jeder und jede kaum im Traum hinzugeben wagt; an so einer vertrauten und gleichzeitig völlig fremdartigen Person können sich solche Gefühle erwärmen und entzünden.

Erst mit der Initiation in das erwachsene Leben erhalten Burschen und Mädchen Zugang zu dem lustvollen Gerede und Geflüster. Für Kinder ist es tabu. Ich weiß nicht, wie alt ich damals war. An meiner Oberlippe hatte sich ein schwärzlicher Flaum gebildet, den ich nicht mochte; den Einfall, die Härchen mit einem Rasiermesser zu entfernen, wies ich ab. Man sah es mir an, daß ich ein Mann wurde.
Die erste Unterweisung im Mythos von der tollen Baronin erhielt ich von der Bäckersfrau. Ich wollte ein Dutzend Semmeln einkaufen und mußte warten, weil zwei oder drei Frauen mit Einkaufstaschen vor mir da waren. »Gestern nacht hat sie es schlimmer getrieben als gewöhnlich. Statt wie sonst einen jungen Rekruten aus der Kaserne heranzupfeifen und vielleicht später in der Nacht noch einen, hat sie diese Nacht ein Dutzend drübergelassen. Stellen Sie sich das vor. Zwölf ausgehungerte junge Männer, die seit Monaten nichts kennen als das Anbrüllen und die Fußtritte der Unteroffiziere. In vollem Ornat ist sie in einem Schlafsaal erschienen, gerade als Lichterlöschen befohlen wurde. Sie hat den Jungen die Decke zurückge-

schlagen und ein ganzes Dutzend ausgesucht. Die haben im Treppenhaus Schlange gestanden, bis einer herausgekommen ist und der nächste an der Reihe war. Sonst nimmt sie den Burschen gleich mit in ihre Höhle; aber für alle war dort gewiß kein Platz. Es ist eben Vollmond. Das macht sie ganz verrückt. Was? Das soll nicht wahr sein? Der lange Unteroffizier, der immer Weißbrot bei uns kauft, weil er magenkrank ist und das ärarische Kukuruzbrot nicht verträgt, hat es mir erzählt. Ein sehr seriöser Herr. Der lügt nicht. Wer kann sich so etwas überhaupt ausdenken. Das kann keiner erfinden. Und der schon gar nicht. Er muß alles beobachten und jeden Morgen den Herrn Offizieren Rapport machen. Die wollen nicht, daß er das Treiben abstellt. Im Gegenteil. Sie sagen, daß die Burschen mit Anbrüllen und Fußtritten allein nicht zu zähmen sind. Sie schlagen ihnen mit der Reitpeitsche ins Gesicht und lassen sie einsperren. Wenn aber einer von der Baronin geholt worden ist, folgt er den Befehlen wie geschmiert. Was? Gestern war gar nicht Vollmond? Dann eben Neumond. Das spürt doch jede Frau, wie das kribblig macht. Was Sie nicht sagen. Auch kein Neumond? Dann ist eben Gewitter im Anzug. Ich spüre es in den Knochen. Das wird es sein. Wieso es zwölf waren? Ich weiß auch nicht. Das muß etwas bedeuten. Der Unteroffizier ist sicher, daß es zwölf waren. Er muß ja die Namen aufschreiben für den Rapport.«

In den folgenden Monaten übernahmen es die Gymnasiasten, Geschäftskommis und Lehrlinge, die ich in der Milchbar traf, mich weiter aufzuklären. Ins Gasthaus ging ich nicht, weil ich damals Abstinenzler war. Von den Trinkern hätte ich zweifellos drastischere Einzelheiten erfahren. Aber auch so wurde es genügend deutlich, daß die Baronin keine alte Frau war, wie ich gemeint hatte, als ich noch ein Kind war. Wenn sie den Turbanhut abnimmt, fällt ihr anscheinend ein Schwall kupferroten Haars bis auf den halben Rükken. Ihre Haut ist auch ohne Puder glänzend weiß. Die Brüste haben hellrote Spitzen und sind fest, weil sie nie in die Lage gekommen ist, ein Kind zu stillen. Und erst der Bauch und die Schenkel!

Allerdings kamen alle diese und noch mehr reizende Einzelheiten aus zweiter Hand. Keiner der Burschen hatte mit ihr geschlafen. Unklar, woher sie das hatten. Den Soldaten war es verboten, Lokale in der Stadt zu betreten. Es war auch bekannt, daß die Baronin jeden einzelnen ihrer Liebhaber beim Leben seiner Mutter schwören ließ, niemals zu verraten, daß er es mit ihr getrieben hatte. Wenn sich die Offiziere einmischen sollten, müsse er sagen, daß er keine Baronin kenne. Das würde man den primitiven Burschen aus Serbien und Montenegro gerne glauben.

Je mehr ich von diesen aufreizenden und gruseligen Dingen hörte, desto weniger konnte ich mir ein Bild von der Person machen. Ich war aber nicht

der Einzige, der sich immer neue Phantasienahrung zuführen ließ. Nicht nur Männer, auch Frauen gaben den Stadtklatsch weiter. In Nähstuben, bei Ladenbesitzerinnen und Wirtinnen waren die Unsitten der Baronin ein heiß diskutiertes Thema, und bei den Damen der Gesellschaft, die sich an Nachmittagen im Hinterzimmer der Konditorei trafen, war es nicht anders. Unter den Spitzen der städtischen Gesellschaft gab es den Amts- und Bezirksarzt Doktor Dobritsch, einen jovialen und aufgeblasenen Herrn, und seine ebenso behäbige Gattin. Er wurde bei uns zur Treibjagd eingeladen, und das Paar kam gelegentlich zum Tee ins Schloß. Diese Besuche waren für die Jugend langweilig, und wir durften uns bald entfernen. Einmal, bevor ich eine der üblichen Ausreden murmelte, hörte ich den dicken Herrn sagen: »Ob sie es glauben, gnädige Frau, es läßt sich nicht leugnen. Wir haben eine schlimme Nymphomanin in unserer Stadt. Sie hat sich neben der Kaserne eingemietet.«

Seit ich ein großer Junge war, beachtete mich die Baronin auf der Straße nicht mehr. Sie segelte mit wippender Reiherfeder vorbei, ohne meinen Gruß zu erwidern, und angelte sich andere Kinder, um sie in die Konditorei zu schleppen. Niemand sprach mit der Verrückten, sie wandelte immer allein und sah hochmütig drein. Ich war nicht mehr besonders neugierig. Weil ich ein Eingeweihter war, blieb es nicht aus, daß ich am öffentlichen Mythos weiter teilhatte, ohne allerdings etwas beizutragen. Die Person, vielmehr ihre Geschichte, wurde mit den weiteren Informationen nicht weniger geheimnisvoll.
Die Baronin war die Witwe des letzten k. und k. Stadtkommandanten. Der Baron war bald nach der Jahrhundertwende in die Dienstwohnung auf der anderen Seite der Grafei, die auf die Anlagen und den Fluß hinausging, eingezogen. Wegen der Folgen einer Verwundung im ersten Balkankrieg mußte er zu Beginn des großen Krieges nicht an die Front; man beließ ihn umso lieber auf seinem Posten, als sich das Paar in der Gesellschaft der Garnisonstadt, auch bei den slowenischen Honoratioren, großer Beliebtheit erfreute. Als im November 1918 alles zusammenbrach, habe es der ehrenwerte Offizier nicht ertragen und sich mit der Pistole erschossen. Bereits das war unsicher. Die einen sagten, er habe sich im Dachstock aufgehängt, andere wieder waren sicher, daß er Gift genommen habe und qualvoll im Bett gestorben sei. Aber auch am Zeitpunkt und an den Motiven des Barons gab es Zweifel. Er habe sich schon früher umgebracht, nicht wegen der Verletzung seiner Offizierstreue zum Kaiserhaus, das unrühmlich in die Verbannung ging, sondern weil sich das sittenlose Treiben seiner Gattin, die schon damals junge Soldaten in die elegante Dienstwohnung holte, nicht mehr

verheimlichen ließ. Der vornehme und sogar in Ausübung seiner Pflichten gütige Herr habe die Schande nicht länger ertragen, nachdem er weder die Energie hatte, sie zur Räson zu bringen, noch sich zu einer Trennung entschließen konnte, was doch auf der Hand gelegen hätte.
Was die Baronin betrifft, war der Anfang ihrer Witwenschaft weniger umstritten. Die Damen anderer k. und k. Offiziere und Beamten verschwanden nach dem Ende des Kaiserreichs allesamt nach dem klein gewordenen Österreich, wo sie bei Verwandten unterkamen oder hoffen konnten, sich in Provinzstädten mit ihrer durch den Zusammenbruch der Währung geschrumpften Pension, aufgebessert durch Klavier- oder Französischstunden, die sie den Töchtern reich gewordener Kaufleute erteilten, durchzubringen. Die Baronin hatte keine Verwandten – sie war vielleicht wirklich eine Französin – und wollte dableiben, um von ihrer Pension, die durch den günstigen Wechselkurs eher ausreichen könnte, zu leben. Die Dienstwohnung mußte sie natürlich verlassen. Doch hatte der neue Stadtkommandant des Königreichs S.H.S., der Serben, Kroaten und Slowenen, der ein Slowene war, Mitleid mit der vom Schicksal geschlagenen Dame und gab ihr das Einzelzimmer neben dem Kaserneneingang für einen Pappenstiel zur Miete. Als der Slowene von einem Offizier aus Serbien abgelöst wurde, sollte sie ausziehen oder dem Kommando eine höhere Miete bezahlen. Sie sei vorgeladen worden, der Offizier habe in seinem Büro unter vier Augen mit der Baronin gesprochen. Es hieß, sie seit laut geworden, man habe es bis auf die Straße gehört. Jedenfalls beließ man es beim bisherigen Verhältnis.
Sicherlich war die Frau verstört und vereinsamt. Niemand wußte, ob zuerst das Gerücht von ihrem unerhörten Benehmen da war, oder ob ihre Perversion möglicherweise davon herrührte, daß sie niemanden mehr hatte und auch keine Aussicht, mit Menschen ihres Standes freundschaftlich zu verkehren.
Ich weiß nicht, wieviel ich noch zu hören bekam. Doch hatte ich mir vom Leben im Haus des adligen Paares in ihrer Glanzzeit, schon vor dem Vorfall auf der Jagd ein Bild gemacht, das mir in fast jeder Hinsicht stimmig vorkam. Der Mythos war auf seinen Kern reduziert, und meine Phantasie hatte Ruhe.
Der Platzkommandant und seine Gattin führten ein großes Haus, ein *jour fixe* jede Woche, aufwendige Einladungen und während der Saison Bälle. Der Baron spielte gerne und verlor fast immer. Das alles trug zur Beliebtheit des Kommandanten bei; in Wien sah man es gerne. Ohne Zweifel war das Paar hoch verschuldet. Kinder kamen keine. Das war auch kein Wunder. Denn der Baron war bekannt dafür, daß er es mit jungen Männern trieb. Seine viel gerühmte Güte bezog sich darauf, daß er jeden Rekruten, der eine

disziplinarische Strafe zu gewärtigen hatte, zu sich befahl, um ihn nochmals zu verhören. Diese Verhöre fanden nachts in der Privatkanzlei des Barons statt und hatten ausnahmslos zur Folge, daß dem Fehlbaren die Strafe erlassen wurde. Die Baronin war mehrmals nach Wien gefahren, um eine Trennung ihrer Ehe durchzusetzen, konnte jedoch nichts ausrichten. Daran erinnerten sich viele ältere Herren und Damen der Stadt – denn erst als das Gesuch der Dame abgewiesen war, änderte sich ihr Charakter. Erst damals fingen die aufwendigen und von den Gästen so geschätzten Unterhaltungen an. Die Baronin, die früher zurückhaltend gewesen war, ließ sich die teuersten Toiletten aus Paris kommen und schien es darauf anzulegen, den Schuldenberg noch zu vergrößern. Zum Ausgleich für ihre unglückliche Ehe und aus Trotz gegen die hohen Vorgesetzten, die ihren Gemahl zwar mahnten, seine Schulden endlich zu zahlen, die aber – von seiner Exzellenz bis zum niedrigsten Hofrat – für ihr Anliegen und ihr Unglück gar kein Verständnis aufbrachten.

Die große Treibjagd in unserem Sevčnik-Revier war vor allem ein gesellschaftliches Ereignis. Schon einige Tage vorher fanden sich auswärtige Gäste bei uns im Schloß ein, und an dem Morgen war eine stattliche Zahl von Herren im Jagdanzug auf der Wiese am Waldrand versammelt. Manche hatten ihre Dame, Frau oder Tochter, mitgebracht, andere den Jagdhund, zum Apportieren der Beute. Ich trug mein erstes Jagdgewehr und mußte die Gäste im Tal am Waldrand in gehörigen Abständen aufstellen. An diesem Platz, den man Stand nannte, mußten sie warten und sehen, ob ein aufgeschrecktes Wild aus dem Wald auf die Wiese herauslief, um sich in dem gegenüberliegenden bewaldeten Hang in Sicherheit zu bringen, was nur gelang, wenn der Hase oder Fuchs nicht vorher vom Schrot der aufgestellten Jäger ereilt wurde. Der Vater war mit einer ebenso großen Gruppe von Jägern schon früher aufgebrochen, um den Kamm des waldbestandenen Hanges ebenso zu besetzen. Wenn alle an ihren Plätzen waren, gab es ein Hornsignal. Die Treiber rückten quer zum Hang in lockerer Reihe vor. Die Jäger sollten an ihrem Platz bleiben, bis die Treiber vorbeikamen, und auch noch, bis sie ein gutes Stück voran waren, weil manchmal ein Hase hinter der Linie der Treiber ausbrach. Dann war es Zeit, den »Trieb« zu beenden. Die Jäger, die im Tal aufgestellt waren, schlenderten gemütlich nach vorne, die anderen kamen vom Kamm des Hügels herunter, und man versammelte sich unten auf der Wiese zum Jagdfrühstück.
Diesmal hatten wir Wetterglück. Es war ein stahlender Herbsttag, der Frühnebel hatte sich gehoben, die rostbraun verfärbten Blätter der Buchen glänzten vom Tau, und auf den fernen Bergkuppen lag der erste Neuschnee. Das

war das Zeichen, daß der Herbstzug der Waldschnepfe eingetroffen war. Aus den Büschen am Talrand des Waldes würden die vom Sommer schwer gewordenen Vögel in zackigem Flug aufflattern, eine Herausforderung für die besten Schützen.

Als ich auf der noch schattigen Wiese wartete, bis sich meine Gruppe von Jägern versammelt hatte, kam ein gänzlich unerwarteter Gast auf mich zu: die Baronin P., würdevoll und prächtig ausgestattet. Sie trug ein bodenlanges Kostüm aus dunkelgrünem Tuch, besetzt mit rotem Fuchs; aus dem Turban ragte statt des Reihers eine Fasanenfeder, Handschuhe und Jagdtasche waren aus hellem Ziegenleder, und unter dem Arm trug sie eine jener reich ziselierten doppelläufigen Jagdflinten, wie sie die Ferlacher Werkstätten nur auf Bestellung ihrer adligen Kundschaft angefertigt hatten. Da seit dem Umsturz des Kaiserreichs diese Qualität nicht mehr geliefert wurde und wegen der Zollschranken waren die wenigen Exemplare solcher Flinten, die noch im Handel waren, unerschwinglich teuer.

Während ich der Baronin die Hand küßte, jagten sich meine Gedanken. Der Vater war irgendwo bei der oberen Gruppe, die Mama würde erst zu Mittag zum Jagdfrühstück auftauchen. Baronin P., die sicherlich nicht eingeladen worden war, kam allein; wie sie überhaupt herausgebracht hatte, daß die Jagd stattfand, und mit welchem Fahrzeug sie hergekommen war, blieb rätselhaft. Sicher war nur, daß es einen schrecklichen Skandal geben würde, wenn ich mich nicht richtig verhielte.

Da kam, wie gerufen, der Hofrat Burghalter über die Wiese auf uns zu. Er war bei uns zu Besuch wie in jedem Herbst und kam gerne auf eine Jagd mit, beileibe nicht als Jäger, sondern um mit alten Bekannten zu plaudern. Er hatte bis zum Umsturz das k. und k. Statthalteramt von Celje, das damals Cilli hieß, betreut. Jetzt lebte er in Graz und betrieb kunsthistorische Studien. Seine Bildung, seine Klugheit und seine angenehme sanfte Stimme zusammen mit dem in gütige Falten gelegten Gesicht, das in eine glänzende Glatze überging, hatten mir schon immer gefallen. Jetzt war er mein Retter. Er begrüßte die Baronin, sie deutete ein Lächeln an, und der liebe Herr blieb plaudernd bei der Dame, der ich den bequemsten Stand zuwies, den es gab.

Erst ging alles gut. Man hörte Schüsse knallen, häufiger von oben her, von den Jägern, die am Kamm des Waldhanges aufgestellt waren. Offenbar flohen die meisten aufgescheuchten Hasen heute bergauf. Nach einer Pause gab es bei uns unten im Tal noch zwei oder drei Doppelschüsse, ein Zeichen, daß die Schnepfen da waren und daß unsere Gäste danebenschossen. Dann zogen die Treiber, die mit Stöcken an die Baumstämme schlugen, so daß ein klapperndes Geräusch entstand, in ihrer Reihe, die vom Tal zum Bergkamm

reichte, an uns vorbei. Das Horn kündigte das Ende des Triebes an. Allmählich kamen die Herren, die ihren Stand weiter hinten im Tal gehabt hatten, in kleinen Gruppen plaudernd bis zu uns spaziert. Drei – oder waren es gar vier – hatten einen Hasen geschossen, das tote Tier bei den Hinterbeinen gefaßt, die blutige Schnauze schleifte im Gras, und übergaben es dem Forstaufseher, der das Blut mit einem feuchten Grasbüschel abwischte und die toten Hasen säuberlich nebeneinander auf eine Böschung legte. Das hieß die Strecke.

Baronin P., die bisher aufmerksam auf den Waldrand gestarrt und sich leise mit dem Hofrat unterhalten hatte, der hinter ihr stand, wurde unruhig. Vielleicht weil sie sich inmitten der Leute nicht mehr wohlfühlte. Mit ein paar raschen Schritten erstieg sie einen kleinen Wiesenhügel, schob zwei Patronen in die Läufe, ließ den Verschluß einschnappen, drückte die Sicherung nach vorn und legte auf den Hofrat an, der ruhig dastand, während die anderen auseinanderstoben. »Wenn jetzt kein Has' kommt, erschieß ich den Burgtati«, kreischte sie, hielt die Flinte im Anschlag und zielte auf den alten Herrn. Ich wußte nicht, was tun, und war versucht, die Augen zuzudrükken. Die Sekunden waren lang; der Lauf des Gewehrs begann zu schwanken.

Der Hofrat stand allein da und sah blinzelnd zu ihr hin. Er hatte die Brille abgenommen und putzte die Gläser mit dem Seidentuch aus der Brusttasche. »*Vous vous trompez, Baronne*, Sie irren sich, Baronin«, sagte er freundlich, »ich bin ein armer Hund, pensioniert, in der Provinz, laß mich im Schloß Noviklošter herausfüttern, wir kennen das, *ma chère*, wenn wir rennen könnten wie Hasen, wären wir beide längst davon.« Sie ließ das Gewehr sinken, zog ebenfalls ein Tüchlein heraus und tupfte sich die Augen. Dann reichte sie mir das Gewehr herüber: »*Prenez ça, je suis fatiguée*, nehmen Sie das, ich bin müde«, sagte sie. Noch immer hielt sie sich steif aufrecht. Als ich ihr das Gewehr abnahm, merkte ich, daß sie zitterte.

Glücklicherweise kam gerade der Leiterwagen mit dem Frühstück an, gleich darauf auch die zweispännige Kutsche mit der Mama. Der Vater, der mit den anderen Jägern, die ihren Stand oben am Bergkamm gehabt hatten, soeben bei uns unten ankam, erfaßte die Lage blitzschnell, wie es seine Art war. »Wir haben anspannen lassen, für Sie, Baronin, gewiß sind Sie ein wenig müde und wollen nach Hause«, sagte er, noch während er sich über ihre Hand beugte. Die Baronin schaute stumm über den Vater hinweg, drehte sich um, raffte das Kleid und stieg hoheitsvoll in den Wagen. Ich reichte ihr die schöne Flinte, die ich inzwischen entladen hatte. Der Kutscher ließ antraben.

Hofrat Burghalter hatte die Situation sicher richtig erfaßt. »Ein armer

Hund«, hatte er gesagt. Wirklich war er nicht viel besser dran als die arme Irre. Er wußte wohl, daß sie mit der k. und k. Obrigkeit bittere Erfahrungen gemacht hatte. Es war ja offensichtlich, daß sie von der Vergangenheit nicht loskam.

Ich bin der Baronin P. nie mehr begegnet. Doch der Mythos, der sie umgab oder in dem die Stadt sie eingebettet hatte und festhielt, hat mich noch einmal eingeholt.
Seit einigen Jahren lebte ich als Student in Graz und kam nur selten während der Ferien nach Celje. Diesmal hatte ich meinen Besuch zu Hause nicht angemeldet und nahm einen früheren Zug, so daß ich bis zum Abendzug der Kleinbahn einige Stunden hatte, um mich in Celje umzusehen. Ich wollte Liza wiedersehen.
Eigentlich war ich in Liza nie verliebt gewesen. Sie zog mich unheimlich an; sie war die erste Frau, mit der ich richtig als Mann geschlafen habe, wenn auch nur im Traum. Manchmal kam ich mir selber vor wie ein Jagdhund, wenn ich nacheinander alle Plätze ablief, wo ich sie finden und wenigstens ein paar Minuten mit ihr plaudern konnte, die Milchbar, den Park, den Eingang zum Kino. Ich weiß nicht, ob das aufreizend sexuelle Klima, das es damals in der Stadt gab, daran beteiligt war. Ich war der letzte der jungen Leute, der ihr nachlief. So viele hatten es versucht, und einer nach dem anderen gab es auf. Nicht, daß Liza abweisend gewesen wäre. Auch mich lachte sie an, wenn ich sie traf, und der Blick ihrer schmalen Augen wanderte von meinem Gesicht den Leib herunter bis zu den Füßen und wieder hinauf. Doch war sie das am meisten bewachte Mädchen der kleinstädtischen Gesellschaft. (Vielleicht habe ich es gerade deshalb immer wieder versucht; wer weiß.)
Liza war die Tochter des berühmten und strengen Präsidenten der Strafkammer am Obergericht, Dr. jur. Javornik. Eine Mutter hatte sie nicht. Obwohl sie einige Jahre älter war als ich, durfte sie nie ohne die Begleitung einer älteren Frau aus der Verwandtschaft auf die Straße; am Abend ins Kino kam ihr Papa selber mit. Es scheint, daß der Jurist die strenge Moral, die seine richterliche Tätigkeit auszeichnete, auf seine einzige Tochter anwandte. Sie durfte sich kein Rouge auflegen, ihre Kleidung war alles andere als aufreizend, der moderne Bubikopf war ihr nicht erlaubt. Lange trug sie die dunklen Haare zu Zöpfen geflochten. Später fiel ihr Haar in offenen Wellen bis auf den halben Rücken.
Für die paar Stunden in Celje hatte ich keinen Plan gemacht und glaubte gar nicht ernsthaft daran, sie noch an den gewohnten Plätzen zu finden. Erst als ich in Graz den früheren Zug nahm, war mir bewußt geworden, daß Liza

sich nach so langer Zeit wieder meiner Phantasie bemächtigte. Nicht wie ein Jagdhund, gemächlich ging ich diesmal durch alle die Straßen und Wege, über die Savinjabrücke in den Park und wieder zurück, hell wach auf Ausschau und gleichzeitig wie im Traum. Ich fand sie aber nicht.
Bevor die Läden zumachten, beschloß ich bei der Bäckersfrau ein Dutzend Semmeln zu kaufen. Sie ließ zweimal täglich backen, und frische Semmeln waren bei uns auf dem Land immer willkommen.
Diesmal waren keine anderen Kunden im Laden. Die Bäckersfrau erkannte mich sofort: »Schön, den jungen Herrn wieder einmal zu sehen. Lange waren Sie nicht bei mir. Die Frau Mama kommt manchmal. Darf es wieder ein Dutzend sein? Ich weiß, ich weiß, Sie sind jetzt Student in der Stadt. Alle gehen weg. Das ist schade. Sogar die Baronin hat man abgeholt. Sie erinnern sich doch, die Dame mit der Reiherfeder und dem Schirmchen. Eines Tages sind Herrschaften gekommen, in einem amerikanischen Wagen, und haben sie abgeholt. Die Garderobe haben sie in Kisten packen und nachschicken lassen. Wer weiß wohin. Die Miete, die die Baronin schuldig war, haben sie bezahlt. Aber das Zimmer in der Grafei ist nicht lange leer geblieben. Jetzt wohnt die Liza Javornik drin. Was, Sie kennen das Mädchen? So charmant, aber so eine. Der Herr Gerichtspräsident hat sie bewachen lassen. Ah, auch das wissen Sie. Eines Tages hatte sie genug davon. Sie war beinahe schon ein älteres Fräulein. Da kommt der Herr Präsident eines Abends von einer Sitzung nach Hause, es ist Licht in der Wohnung, alle Türen offen, und die Liza im Bett mit einem nackten Burschen, einem Soldaten, den sie von der Straße heraufgeholt hat. Man kann sich denken, wie das für den Vater war. Er hat seine Tochter am gleichen Abend fortgejagt. Man hat ihn bis auf die Straße brüllen hören: Ich will dich nie mehr sehen! So ist das. Jetzt wohnt sie also im selben Zimmer, wo die Baronin gewohnt hat. Nötig hätte sie es ja nicht. Es soll eine schöne Erbschaft da sein, von Mutterseite. Aber die Kaserne! Das hält sie hier. Sie hat zu lange gewartet, glaube ich. Immer allein, wie ein Vogel im Käfig. Und jetzt. Wenn Vollmond ist oder Neumond. Das spürt doch jede Frau. So ist es in unserer Stadt.«

Das Andere in der Forschung

Dieses Buch zeigt in völlig ungewohnter Weise die Vorgänge, die sich in den Gehirnen Forschender in aller Welt abspielen. Es bietet uns eine Wirklichkeit, die wir bisher nicht kannten. Texte und Bilder formen eine neuartige Symbiose: In der Natur gibt es viele Vorbilder, die Welt der Forschung kennt nichts Vergleichbares.

Zeigebuch
Format: 20 x 15 cm
Hardcover, 68 Seiten
24 Abbildungen
DM 18,–
ISBN: 3-922619-12

Normalausgabe
Format: 26 x 31 cm, Hardcover
68 Seiten, 24 Abbildungen
DM 78,–
ISBN: 3-922619-13-4

Erhältlich in allen Buchhandlungen

DA Verlag Das Andere
Röthensteig 15 · 8500 Nürnberg 10

Reinhard Kaiser
Die Schreie

Anna öffnete den Kippflügel des Fensters. Lauwarme Abendluft drang herein und der Duft des Flieders, der im Vorgarten blühte – violett, nicht weiß. Wir standen nebeneinander, ermattet, benommen, noch immer nackt, und sahen hinaus. Sie aufrecht, mit unter den Brüsten verschränkten Armen. Ich nach vorn gebeugt, mich mit beiden Händen auf die Platte ihres Schreibtisches stützend – spähend und horchend. Von der Straße fiel der Schein einer Gaslaterne durch die Ritzen der Jalousie nach drinnen und bedeckte die dem Fenster zugekehrte Seite unserer Körper mit einem Gewand aus Licht und Schatten, quergestreift. Unter der Laterne stand, zwei Reifen auf dem Bordstein und javagrün, der Wagen, mit dem ich zu ihr gekommen war.
Anna und ich hatten in Köln ein halbes Jahr die gleichen Seminare und Vorlesungen besucht – Grundfragen der Geologie, Einführung in die Tektonik, Geländeübungen für Anfänger. Dann hatte ihr Vater eine neue Stelle angenommen, und sie war mit ihren Eltern nach Basel gezogen. Ich war damals mit Regine befreundet, gut befreundet. Trotzdem hatte ich begonnen, Anna zu schreiben. Ich hatte damit begonnen, als sie schon einige Monate fort war. Sie hatte sich gewundert. Sie wußte von Regine. Aber sie hatte mir zurückgeschrieben, genauso ausgiebig wie ich ihr. Und eines Tages war ich meinen Briefen nachgefahren. Nach Basel. Anna öffnete mir die Tür, und bevor sie mich in ihr Zimmer führte, begrüßten mich ihre Eltern. Sie hatten mich noch nie gesehen, aber sie ließen uns den ganzen Nachmittag ungestört.

Wären die Schreie nicht gewesen, hätte ich Anna jetzt, während wir vor ihrem Tisch standen und auf die verlassen daliegende Straße starrten, vielleicht gefragt, ob sie die *Suche nach der verlorenen Zeit* inzwischen gelesen hatte, von vorn bis hinten, wie sie es sich vorgenommen hatte. »Selbst Geologen, die mit so unendlich viel Zeit umgehen, dürfen nicht achtlos gegen sie sein«, hatte sie mir geschrieben, »deshalb lese ich Proust jetzt ganz.«
Wären die Schreie nicht gewesen, hätte ich, falls mir die richtigen Worte eingefallen wären, Anna vielleicht auch gefragt, ob sie im Sommer niemals

Unterwäsche trug oder ob sie nur an diesem Abend keine getragen hatte. Aber die Schreie ließen müßige Fragen nicht zu. In unregelmäßigen Abständen sprengten sie die Stille, manche kurz und atemlos, spitz oder rauh, andere langgezogen – minutenlang –, schrill und bohrend, bevor für einige Zeit wieder Stille einkehrte.

Die Schreie kamen mit dem Fliederduft. Sie kamen von jenseits der schmalen Straße, aus einem dreigeschossigen unscheinbaren Neubau. Vielleicht ein Rechenzentrum oder die Nebenstelle eines Geheimdienstes. Grauer, teils auch gelb gestrichener Beton, glatt oder geriffelt. Viele der Fenster waren einen Spalt weit, manche zur Hälfte geöffnet. Die Vorhänge jedoch waren überall zugezogen. Sie waren aus so dickem Stoff, daß man ihre Farbe nicht erkennen konnte, auch dort nicht, wo in den Räumen hinter ihnen Licht brannte. Sie sahen schwarz aus. Aber vielleicht waren sie auch dunkelrot.

Ich hatte die Schreie schon gehört, als wir noch auf Annas Bett gelegen hatten. Zuerst dachte ich an Nachttiere. Ich stellte mir streunende Hunde vor, umherstreifende Katzen, Nachtvögel, die in diesem Randbezirk der Stadt, wo der Wald nah war und die meisten Häuser einen Garten besaßen, vielleicht ausgiebiger und abwechslungsreicher heulten als anderswo. Die Schreie klangen verloren, auf sich selbst gestellt, als kämen sie aus einer leeren Landschaft, in der kein Ruf weit dringt und jeder Laut bald in Dunst und dicker Luft versickert. Sie klangen, als wären sie auf Vernehmbarkeit gar nicht aus, als hätten die Wesen, die sie ausstießen, die Hoffnung, Gehör zu finden, längst aufgegeben. Dabei waren sie unüberhörbar, erst recht, seit Anna den Kippflügel des Fensters geöffnet hatte.

»Was ist das?« fragte ich. »Es klingt, als würden dort Menschen gefoltert.«

Anna schüttelte den Kopf.

»Es ist ein Stundenhotel.«

Da begriff ich die Herkunft der Schreie und die Ursache ihrer Vielfalt.

»Trotzdem klingt es schauerlich, oder nicht?« sagte ich.

»Wenn man es zum ersten Mal hört, vielleicht. Es ist nicht immer so laut. Ich habe mich daran gewöhnt.«

»Wirklich?«

»Na, ja«, sagte sie. »Vielleicht auch nicht, vielleicht nicht ganz. Wenn ich allein hier sitze und lese, ist es manchmal doch seltsam.« Sie sah mich an und fragte: »Wie lange bleibst du?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Wie lange soll ich bleiben?«

Sie schwieg.

Auf ihrem Schreibtisch türmten sich Bücher, Schachteln und Papiere, be-

schriebene und weiße Blätter, farbige Notizzettel, unter ihnen halb verschwunden eine metallisch grün glänzende Schreibmaschine, ein Keramikbecher voller Stifte, eine Untertasse, gefüllt mit Büroklammern, ein uralter schwarzer Locher, ein kleines Bündel Etiketten, mit mehreren, nach innen schmaler werdenden farbigen Randlinien, wie ich sie von alten Schulheften kannte, beschwert mit einer kleinen versteinerten Muschel, dazwischen verstreut die Briefe, die ich ihr in den letzten Wochen geschickt hatte, die meisten mit einem roten Eilboten-Aufkleber. Dort, wo ihr Schreibtisch an die Wand stieß, lehnten die broschierten Bände ihrer Proust-Ausgabe, gelblich grau und – ganz gelesen. An den nach innen gerundeten Rücken mit den feinen, gleichmäßig von oben nach unten verlaufenden Bruchlinien war es deutlich zu erkennen.

Vor dem Hotel, auf der anderen Straßenseite hielt ein Sportwagen. Im gleichen Augenblick, als der dröhnende Motor verstummte, wurde im zweiten Stock ein Vorhang beiseite geschoben. Die Silhouette einer Frau erschien. Ich sah ihr langes Haar, und es kam mir so vor, als trüge sie ein Männerhemd, mit steifem Kragen und langen Ärmeln. Die aufgeknöpften Manschetten waren ihr über die Handgelenke gerutscht. Sie sah nach unten. Sie hatte auf den Mann gewartet, der gerade seinen Wagen abschloß. Sie winkte ihm aus dem halb geöffneten Fenster zu, aber er sah sie nicht. Sie hätte gar nicht laut rufen müssen, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Aber sie getraute sich nicht, es zu tun. Sie winkte nur still vor sich hin, während er die Straße hinauf- und hinuntersah und dann auf den Eingang des Hotels zuging. Da zerriß ein gellender Schrei, aus einem der anderen Zimmer kommend, die Stille. Der Mann fuhr zusammen. Der Schrei verebbte nach dem ersten Ausbruch nicht. Er gewann sogar noch an Kraft, erhob sich, Stufe um Stufe, in eine verwirrende Höhe und hielt sich dort oben als ein Schwirren, wie scharfer Wind an einer Felsenkante, ein rauher Singsang, in den sich erst, als er schließlich doch an Kraft zu verlieren begann, ein dunkleres, stumpfes Stöhnen mischte. Der Mann vor dem Hotel war auf halber Strecke zwischen seinem Wagen und dem Eingang stehen geblieben. Jetzt legte er die letzten Meter fast im Laufschritt zurück. Hastig stieß er die Glastür auf und betrat den dunklen Korridor, an dessen Ende, tief im Inneren des Hauses ein schwacher Lichtschein glimmte. Die Frau, die auf ihn wartete, hatte ihn die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen. Auch als er im Hotel verschwunden war, blieb sie noch für einen Moment am Fenster stehen. Sie sah zu uns herüber. Ich glaube nicht, daß sie uns hinter der Jalousie entdeckt hat, obwohl auf Annas Schreibtisch eine kleine Lampe brannte. Ich jedenfalls erkannte die Miene der fremden Frau nicht. Ich sah nur ihre Umrisse vor dem hellen Hintergrund des Zimmers und wußte doch oder glaubte zu

wissen, daß sie plötzlich sehr niedergeschlagen und ganz mutlos war. In einer Minute würde sie den Mann, auf den sie gewartet hatte, in ihre Arme schließen. Ich versuchte, mir ihre Lust vorzustellen und wie lange es dauern würde, bis sie ihre Traurigkeit niedergekämpft hatte. Als sie vom Fenster zurücktrat und den Vorhang fallen ließ, kam sie mir wie eine Unglückselige vor, wie eine Verstoßene.
Anna lehnte sich an mich.
»Jetzt sag doch! Wie lange willst du bleiben?«
Ich legte ihr einen Arm um die Hüfte und griff mit der anderen Hand nach einem großen Briefumschlag aus festem Karton, der auf ihrem Schreibtisch lag. Wahrscheinlich war ihr darin das Heft einer Zeitschrift oder ein Buch geschickt worden. »Sieh mal«, sagte ich. »Hier auf der Rückseite steht das Entscheidende, die Gebrauchsanleitung: *Zunge durch beide Schlitze stekken!* Durch beide, verstehst du?!«
»Alberner Kerl«, sagte sie mit einem kleinen, nervösen Lachen und gab mir einen knappen Kuß, mit fest verschlossenen Lippen, ohne Zungenspitze. »Immer witzig, aber auf die wichtigen Fragen keine Antwort wissen . . .!«
»Welches sind die wichtigen Fragen?« fragte ich sie.
Ihr Achselzucken bedeutete, daß sie sich weigerte, sie aufzuzählen, und daß ich es selbst wissen müßte.
Ich suchte nach einer Frage, die nicht albern war und die Anna wenigstens eine Zeitlang von der anderen Frage abzubringen vermochte, wie lange ich bleiben würde, und schließlich sagte ich: »Ich frage mich, warum mir dieses Stundenhotel wie eine Zweigstelle der Hölle vorkommt.«
Anna hatte Tränen in den Augen und lachte trotzdem. »Das ist doch ganz leicht zu beantworten«, sagte sie. »Alle Lust will Ewigkeit. Und dort drüben bekommt sie nur eine Stunde – oder zwei. Deshalb schreit sie.«
»Wer schreit?« fragte ich.
»Die Lust, du Dummer!«
Sie streifte meine müde, reglose Hand von ihrer Hüfte. Sie stellte sich vor mich. Sie krallte sich mit beiden Händen an meinen Körper und ließ ihn nicht wieder los. Ihre Hände waren stark. Die Fingernägel gruben sich in meinen Rücken und taten mir weh. Ich erschrak über ihre Wildheit, aber ich schreckte nicht zurück. Noch nicht. Einmal ließ sie für kurze Zeit von mir ab, und in diesem Augenblick hätte ich ihr entkommen können. Aber nun wollte ich sie selbst so heftig packen, wie sie mich gepackt hatte. Es gelang mir nicht. Sie erschien mir plötzlich wieder sehr zerbrechlich. Wir liebten uns. Unter Tränen und in Schrecken. Sie schrie so laut, daß es im ganzen Haus und bis auf die Straße zu hören sein mußte, und ihr Schreien machte

mir Angst. Ich versuchte ihr den Mund zuzuhalten, aber sie biß mir in die Hand und stieß meinen Arm weg, schrie noch lauter als zuvor und wollte ihre Lust.

Am nächsten Morgen nahm ich Reißaus – nach dem Frühstück mit den Eltern, bei dem außer Guten Morgen, gut geschlafen? kaum ein Wort fiel. Die Zeitung blieb unaufgeschlagen zwischen dem Vater und der Mutter liegen. Die Blicke blieben gesenkt, und alle, auch ich und Anna, machten sehr kleine Bewegungen, wenn es galt, ein Brötchen zu schmieren, Kaffee einzuschenken, Milch und Zucker zu nehmen, umzurühren.

ERIK GRAWERT-MAY

DIE SUCHT MIT SICH IDENTISCH ZU SEIN

Die anderen sind Stein des Anstoßes und Quelle von Glück, lästige Nachbarn und ungeliebte Wesen. Sie können Verbündete sein, denen wir vertrauen, und Verräter, denen das Handwerk zu legen ist. Offensichtlich handelt es sich um zweideutige Existenzen, die wir ertragen müssen - Tag für Tag. Dazu bedarf es einer alten Lebenskunst, dem Regelwerk der Höflichkeit. Ein Geheimnis ihres Gelingens ruft uns Erik Grawert-May mit seinen leichtfüßigen Studien in Erinnerung: das menschliche Vermögen, Distanz zu nehmen. Um die Kultur der Distanznahme scheint es gegenwärtig allerdings schlecht bestellt zu sein. Takt, der Abstand schafft, ist verdächtig. Zumindest dort, wo die Forderung nach bedingungsloser Offenheit den mitmenschlichen Umgang beherrscht. So tut ein Plädoyer not, das der Lüge ein gutes Gewissen verschafft, damit die Höflichkeit ihre Chance bekommt.

Französische Broschur
144 Seiten, 24,80 DM

ROTBUCH VERLAG

Der Geiz

Ingomar von Kieseritzky
Reduction

> Würdige ich ein beliebiges Phänomen meiner Aufmerksamkeit, muß ich es numerieren; sonst verschwände es einfach. Eine Dezimalnumerierung vorzunehmen, wäre unsinnig, weil die Menge der Epiphänomene wahrscheinlich eine Konstante ist.
> (Foolsey, Diary 2, 1821)

1

Mit der Aufgabe, Foolseys Werke zu Lebzeiten ordentlich zu edieren, wäre ich trotz meiner Indolenz fertig geworden; es war der Nachlaß, der mich um den Verstand brachte, oder der Mangel an Nachlaß. Jonathan C. Foolsey, Essayist, 1781 unter einem schwarzen Loch geboren, starb pünktlich, was den Anfang, den Verlauf und das Ende seiner Krankheit betraf, aber mit gewissen inneren Reserven, nehme ich an, am 20. November des Jahres 1863.

Die Beerdigung ging schnell vorbei, das ist das Beste, was man über sie sagen kann. Trauergäste gab's nicht viele, wer kommt schon in die Gegend von Brimston, wenn er auch in London sterben könnte, in die Grafschaft Gloucestershire. Genaugenommen waren es nur vier Leute: Hochwürden Shipman, ein treffender Name, wie sich bei der Predigt herausstellte, ein gewisser Gravell aus London, eine Dame des Schweinezüchterverbandes, die maßlos heulte, und eben ich, Norman Prisk, von Henry Sloop Esq. beauftragt, an der frischen Leiche Foolseys zu retten, was zu retten war.

Die Stimmung war recht gut, ein bißchen Bodennebel, die beiden Ministranten verrotzt, keine Sonne.

Hochwürden Shipman hatte wohl nicht oft soviel Publikum und legte feurig los. Auf Nekrologe verstehe ich mich. Ich schreibe selbst welche und verkauf' sie auch gut; mein kleines Büro in der Manitou Street enthält die Nekrologe sämtlicher Personen, die zu Lebzeiten einen verdienen. Die Bezahlung ist leidlich, wenn viel gestorben wird, das hängt aber wieder von der Saison ab, vom Wetter und ganz allgemein vom Klima.

Als Autodidakt mußte ich das Geschäft von der Pike auf lernen. Ich fing ganz unten an, also ungeborene Babies bis zu Witwen; zu den Berühmten fand ich erst später Anschluß.

So eine Predigt muß einen Anfang haben, eine zündende Idee und einen schnellen Schluß, der plötzlich und unerwartet kommt. Grabinschriften

oder die Beschriftung von Stelen ist ein heikleres Geschäft, weil man sich so kurz fassen muß; und außerdem ist etwas Eingemeißeltes für die halbe Ewigkeit, jedenfalls bei einem Stein guter Qualität, und man kann's schwer löschen.
So ein Grabspruch muß kurz und einprägsam sein, und der Steinmetz sollte der Orthographie mächtig sein. Liegt hier Harris? ist z. B. völlig daneben; der Krist will Gewißheit, und es muß natürlich heißen: Hier liegt Harris. Aber solche Versehen kamen in meinem Job nicht allzu oft vor.
Am liebsten sind mir Dedikationssteine wie die von der Witwe Blomston, die draufsetzen ließ: In pain? Nevermore; in Jesus C. Your Emily. Auf der Abkürzung des Nachnamens bestand sie eisern.
Shipman machte das alles professionell. Ich an seiner Stelle hätte ja was Saftiges aus Jesaja genommen, die Propheten sind beinahe immer brauchbar. Ich hätt' ihm nachgerufen: Der Wein ist dahin, der Weinstock verschmachtet, alter Stinkstiefel oder was ähnliches. Aber Hochwürden hatte irgendeinen Psalm ausgegraben und aus dem Zusammenhang gerissen. Der Spruch fing ganz gut an, als hätte er Foolsey gut gekannt:

Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe
und meine Zunge klebt mir am Gaumen und du
legst mich in des Todes Staub, denn Hunde
haben mich umgeben.

Die Stelle mit den Hunden paßte nicht. Aber was will man bei einer ländlichen Bestattung mehr verlangen; der Kunde ist tot und kann sich nicht mehr beschweren.
Die Stelle mit den Hunden wäre ja noch gegangen, hätte er's so ein bißchen ausgeschmückt, aber mit seiner zündenden Idee lag er schief. Nach den Hunden brachte er nämlich ein Bild aufs Tapet, und das war ein Schiff, ein schwanker Kahn, wie Hochwürden wohl sagte. Mit aller Gewalt verglich er den armen Foolsey mit dem Kahn und schiffte sich nach den Hunden schnell ein; sei doch nicht das Lebensschiff immer ein schwanker Kahn, unterworfen den Elementen etc., aber niemals leck, egal welches Riff und welch kostbare Last befördert trotz widriger Winde, nahezu immer mit vollen Segeln trotz Klippen und dräuender Gefahr. Ich hätte Shipman gern kentern gesehen, aber er schaffte es dann doch, und nicht einmal kieloben.
Da kenne ich ganz andere Nekrologe. Mein Compagnon Harry hatte mal einen auf einen toten Maler schreiben müssen, der hatte feine Akkorde und war besser orchestriert:

Du warst ein Mensch, aber ein Maler auch.
Der Mensch bleibt Mensch, solang er lebt.

Der Künstler stirbet nicht ab mit seinem Werk.
Doch was ist Menschenwerk, als flüchtiger Zauber
uswf.

Aber worauf sollte Hochwürden Shipman mit Fug und Recht auch Rekurs nehmen. Da war die Lösung mit dem Kahn schon die beste und konnte keinen Menschen beleidigen.
Zum Schluß der Predigt kamen dann doch noch die Hunde zu Ehren, weil Shipman auf Foolseys Tierliebe zu sprechen kam. Du liebtest, sagte er wohl, die unerlöste Schwester und den unerlösten Bruder im Tier, und die in allen Varietäten, ob Hund oder Katze, Vogel oder Fisch.
Und ganz hinten am Schluß ließ Hochwürden die Tiere sein und lobte das Werk, in dem Foolsey gewissermaßen fortbestehen solle, von allen Selbstreinigungen abgesehen. Gott, wenn Foolsey im Werk weiterleben wollte, hätte er sich bei Lebzeiten ein stilles Plätzchen sichern sollen. Bei dem Umfang gab ich ihm gerade mal anderthalb Jahre, der Rest bestand ja nur aus Projekten und Ideen in seinem Diary. Aber auf den Charakter von F. ging Shipman nicht ein, überhaupt nicht. Man kann viel Schlechtes über ihn sagen, aber einen Charakter hatte er, und was für einen; ein zweiter von der Art läßt sich nur schwer finden, und wenn man noch so lange wandelt durch dieses Jammertal.
Mein Compagnon Harry hätte die Sache anders angepackt, er hat ein gewisses Stilgefühl und bringt's beinahe immer auf den Punkt. Zu Foolsey hätte er geschrieben, immer in seiner feinen, schwungvollen Schrift mit seinem Lieblingsgriffel, den er wohl jetzt im himmlischen Kontor schwingt, nachdem er den Löffel weglegen mußte, aber das ist eine andere Sache, und ich muß doch numerieren wegen der Ordnung, von der Bestattung bis zum Testament und der Überraschung mit dem Nachlaß, anders läßt es sich nicht machen.

2

Harry neigte als Nekrologschreiber zu einer gewissen Aufrichtigkeit, vorausgesetzt, er hatte genug Daten und das Honorar stimmte. Hatte er beides, floß es nur so, beinahe kunstvoll, obwohl er nie eine Schulbank gedrückt hatte.
Jonathan C. Foolsey (er hätte wahrscheinlich C wie Cäsar gesetzt) war ein Geizhals, aber Geiz in allen Zusammensetzungen wäre ein irreführender Ausdruck, denn er war wahrhaft verschwenderisch geizig, bedenkt man, was er bei sich behielt. Er wär' ein großer Angler gewesen, um mit dem Alphabet anzufangen und alle Tätigkeiten auszuloten, er wäre ein großer Schriftsteller gewesen, ein riesiger Essayist, ein großmütiger Liebhaber, ein

großer und sorgfältiger Reisender, ein genialer Schweinezüchter und der treusorgende Hausvater einer Heerschar von Enten, ein leidlicher Maler und ein ungeheuerlicher Tagebuchschreiber, aber es kam immer etwas dazwischen, denke ich.
Er konnte das geistige Kapital, das er nun einmal hatte, einfach nicht ausgeben; er hatte keine Lust, sich zu verausgaben, und er haßte alle Formen von Selbstvergeudung, darin war er wirklich groß. Seine Scheuer war übervoll, aber er konnte kein Quentchen abgeben oder verschenken, kurz, er ließ nichts raus, was er genausogut bei sich behalten konnte.
So hätte mein Compagnon Harry den Großen Nekrolog angefangen und zu Ende gebracht, wär's ihm vergönnt gewesen.
Recht bedacht, war Harry eher ein Meister der Kurzform. Wenn er ein langes Leben ganz kurz zusammenfassen und auf einen Punkt bringen konnte, ging er aus sich heraus und kannte keine falsche Scham. Und seine Grabsprüche, ob Sandstein, Marmor oder Granit, sind einfach superb, und kein Engel könnte beim Jüngsten Gericht was dagegen haben. Als Charles Lamb starb, setzte er sich sofort hin und strichelte mit der Feder einen Entwurf mit dem Text:

Foolness was my chance;
I don't b'lieve it.

Alle waren gerührt, die seine Essays kannten, und fanden's richtig und wahr, und Harry bot es ohne Honorar an; es wurde nicht genommen, so muß Charles bis in alle Ewigkeit mit einem minderwertigen Text auskommen.
Als der Hinkefuß Byron starb, das war ein Mann nach seinem Geschmack – der ging aus sich heraus –, machte er ziemlich spontan ein Angebot an die Familie für eine Marmorplatte, schwarz mit goldenen Lettern im Entwurf, bekam aber keine Antwort und verbrannte dann auch den Text, der da hieß:

Hier ruht der Lord und er
ersparte sich nichts!

Ich will Hochwürden Shipman nicht tadeln, aber er hat massenhaft viel verschenkt. Er hat Tausende von Leuten um Brimston unter die Erde gebracht, und keiner hat sich je beklagt, aber an Foolsey ist er gescheitert. Vielleicht hätte er die Hunde nicht reinmischen sollen, die haben selbst in der Glanzlosigkeit der Existenz keinen Flair, aber es gibt da ein paar Punkte, die man einfach nicht vergessen darf.

3

Das Wetter war übrigens unverändert, Bodennebel, und ein paar Krähen hatten sich auf einer Ulme niedergelassen und lärmten herum. Es war Viertel vor 12 auf meiner Graham-Uhr, die eine halbe Stunde nachging. Der Anwalt aus London war immer noch nicht da, ein Dr. Sackville.

Ach ja, wenn sich der Bodennebel so ein bißchen lichtete, sah man ein paar grüne Schatten, aber düstere, das war das idyllische Tal von Stroudwater. Mir liegt nicht soviel an der Natur, ihr Vorhandensein genügt mir vollständig. Dann fing's an zu regnen, der dicke junge Mensch namens Gravell spannte einen gelben Schirm auf. Soviel zur allgemeinen Stimmung.

4

Mein Compagnon wäre wohl doch nicht der richtige Nekrologschreiber gewesen, denn F. war nicht geizig, sondern sparsam, extrem sparsam. Als ich ihn 1842 wegen der dritten Auflage seines Essaybandes, erschienen bei Winstable & Co in Cornwall, in seinem neuen Haus besuchte, saß er auf seiner Terrasse und beobachtete mit einem Periskop das Meer. Nach einer halben Stunde stieß er einen Seufzer aus und sagte, es sei eine schreckliche Verschwendung, all das Wasser und immer in Bewegung; muß das sein. Das war damals sein häufigster Ausspruch.

Ich selbst bin ja auch stationär veranlagt und weiß, wie furchtbar Reisen sind, egal ob zu Land oder zu Wasser, zu Fuß, in Kutschen oder auf Schiffen.

Und ein großer Angler, wie Harry gesagt hat, war F. partout nicht, er fand nichts daran, ich habe mit ihm geangelt, ich kenne das. Es war keine Frage der Geduld, man konnte gut dabei nachdenken. Aber dann biß so ein Fisch an und mußte an Land gehievt werden; wollte man das arme Vieh essen, mußte man's totschlagen, war's totgeschlagen, mußte man's schuppen, ausnehmen und putzen, hatte man das endlich hinter sich gebracht, mußte man's braten oder dünsten, und das Schlimmste ist ja dann das Essen, wegen der Gräten.

Harry hat mal ein Gedicht über den Tod eines Fischliebhabers gemacht. Das ging so:

Mr. Suckle ging hinüber während eines Augenblicks:
Ein Schlagfluß war's und dann eine Gräte.
Diese Sicherheit wünschen wir auch Dir da drüben.

Ich krieg's nicht mehr ganz zusammen, aber so ähnlich war's. (Für den Grabstein nahmen sie dann die Kurzfassung: Mr. Suckle starb in Gott und an einer Gräte.)

Zwischen 1820 und 1842 hat Foolsey ein paar Reisen gemacht; eine zum

Kontinent, also Rom und Paris und das alles, und eine nach Ägypten, aber kurz.

5

Vielleicht hätte Shipman Foolsey gerecht werden können, hätte er seine Interessen gewürdigt, denn ein paar hatte er, nicht viele, aber ein paar wenige, die er halbwegs pflegte.
Aus Ägypten brachte er ein Interesse am Prozeß der Dehydration mit. Er hatte ein paar Mumien besichtigt, die im Museum lagen, und fand ihren Zustand irgendwie gut, also ansprechend, trocken und wohlerhalten. In sein Tagebuch notierte er (TB 14, Reisetagebuch 2):

Vortrefflicher Zustand u. Eindruck tiefer Ruhe.
Mangel an Flüssigkeitszufuhr vielleicht übertragbar.
Man müßte das wenige bei sich behalten können,
da man ohnehin zuviel ausscheidet.

Bei einem Gericht namens Fool holte er sich eine ausscheidungsreiche Amöbenruhr und besuchte dann in einem Vorort von Cairo einen gewissen Maddenstone, der dort seit vierzig Jahren an einem Roman schrieb; er war extra deswegen nach Ägypten gereist und dort hängengeblieben. Na, und anstatt nach dem Fortschritt des Romans zu fragen, schreibt F. in sein RTB:

Maddenstone sehr vertrocknet angetroffen.
Gespräch über Verdauung und das Verdauliche; die Ausscheidung und Persistenz der Elemente. Sagt, er gehe nur noch alle vier Tage aufs Closett. Nimmt pro Tag nur zwei Gläser Tee mit Minze zu sich und ansonsten Kichererbsen, püriert.
Fand seinen Geist sehr klar und im Ausdruck durchaus erschöpfend. Schreibt keine Zeile mehr und hat ein Konvolut von vierzig Quartbögen verbrannt; jetzt sei ihm leichter. Sehr einleuchtende Existenz.

Nach dieser Reise zog F. vom überflüssigen Meer aufs Land und wählte sich Brimston, ca. 50 Seelen, leicht hügelig, also Natur sparsam, wie er's mochte, nirgendwo Verschwendung und das Klima auch gleichmäßig temperiert ohne viel Aufschwung oder Umschwung.
Mein erster längerer Aufenthalt in Brimston war im Jahre 1842, als Winstable & Co mich dorthin schickte, um mit F. die 3. Auflage zu besprechen. Er wollte ein paar Sachen rausschmeißen und ein paar neue drucken lassen. Am 9. November stand ich vor der Tür, sozusagen in der Blüte der Mannesjahre, von der Natur verschwenderisch ausgestattet, ziemlich groß, leicht gebeugt, eine leidliche Figur, vielleicht ein bißchen eckig, große Füße und viel viel Ehrgeiz für alles Geistige und wie man's loswird auf dem Markt bei der Konkurrenz, denn es wird entschieden zuviel gemalt, geschrieben, gestochen und entworfen, und kein Mensch setzt sich mal eine Sekunde hin

und denkt an die Folgen. Hat man erst einmal angefangen, ist es immer schon zu spät.
Die Sonne beschien dies und das. Um das graue Haus aus Natursteinen, zweistöckig, standen ein paar Bäume. Ich bin kein Botaniker, aber sie warfen ziemlich große Schatten. Das Haus hatte nur ein Fenster im ersten Stock mit einem Blick auf den Friedhof. Auf dem Lehmboden des Hofes stakten ein paar dürre, gefleckte Schweine herum. In einer Hundehütte lag ein Hund, den Kopf auf den Vorderpfoten. Als ich näher trat, sah ich, daß er ausgestopft war und Glasaugen hatte. Sah aber verhältnismäßig echt aus, das war die Hauptsache.
Hunde bellen immer einen furchtbaren Mist zusammen, sagte F. später, und das müsse nicht sein. Die Leute hätten vor einem ausgestopften Hund genausoviel Angst wie vor einem echten.
Ums Anwesen gab es eine graue Mauer, auch aus Natursteinen. Auf einer Wiese trieben sich ein paar Schafe herum.
Ich sagte in einem sehr düsteren Zimmer mit runtergelassenen Vorhängen meine Grüße und daß der Verleger eine Gesamtausgabe machen wolle.
Wovon? fragte Foolsey.
Ich sagte, von allem, was er so habe, also Tagebücher, Reisetagebücher, neue Essays, Miszellen und Kollektaneen, was eben so im Laufe eines Lebens angefallen sei, und der Verleger wolle eine schöne Ausgabe veranstalten und habe den großen Maler Maidlock für die Illustrationen gewonnen.
Der ist kein Maler, sagte Foolsey bloß, der sei Ornamentalist, und ob ich mir was Dümmeres und Überflüssigeres vorstellen könne als Ornamente?
Für seine Verhältnisse war er richtig gesprächig. Als ich vier Jahre später mal kam, sagte er kein Wort, sondern hörte nur auf seine Magengeräusche mit einem Hörrohr; er hatte gerade einen neuen Brei erfunden und wollte rauskriegen, wie lang der in den verschiedenen Kanälen blieb, ehe die Reste rauswollten.
Die Unterhaltung kam nicht recht in Gang, und ich fragte F., ob er nicht wenigstens einen kleinen Roman auf Lager habe.
Er bot mir ein paar fossile Plätzchen an, steinhart, und sagte, ich solle keinen Quatsch machen.
Dann zog er über den Roman her, so als Gattung, und zum Schluß sagte er, das Leben sei sowieso eine einzige dumme Intrige gegen Personen, die nichts dafür könnten, so daß es der schiere Schwachsinn sei, daraus auch noch Romane zu stricken. Es kann sein, daß er ›basteln‹ sagte, ich weiß es aber nicht mehr genau.
Dann kamen wir auf den Essayband; von den 14 Essays wollte er zehn

rausgeschmissen haben und den Rest noch mal gedruckt, aber in einem kleinen Format und einer kaum lesbaren Type, wegen der Platzersparnis.
Naja, wenn mehr Platz da wäre, dann könnte man ja auch gleich wieder mehr unterbringen, sagte ich.
Das war ein Fehler. Er wolle weniger und nicht mehr, sagte er, ich solle eine Stunde spazierengehen, während er seinen Mittagsschlaf hielt. Die Natur sei an diesem Ort genügsam und ein gutes Beispiel für das Prinzip einer kargen Edition ohne Platzverschwendung.

6

Am Abend lud er mich zum Essen ein, es gab ein Huhn mit einer ausgeprägten Rachitis, sehnig und trocken, und dazu Dörrpflaumen. Danach war er versöhnlich gestimmt und sagte, er wolle mir aus seinem laufenden Tagebuch vorlesen.
Da ich dem Verleger natürlich Rapport erstatten mußte über den Besuch, sagte ich Ja und Amen, hätte das aber unterlassen sollen. Wenn man eines von Foolsey lernen konnte, dann war's das Unterlassen und Vermeiden. Auf seinem Kissen war ein Spruch gestickt, der sei von Ramsey, sagte er. Da stand blutrot der Satz: Erst vermeiden, dann handeln!
Ich sagte, das sei eine hübsche Stickerei.
Das sei seine Verlobte gewesen, sagte Foolsey, während er einen Rülpser unterdrückte.
Ich hatte sowieso das Gefühl, er unterdrücke eine Menge. Denn als er sich zum Lesen hinsetzte, wollten seine Gase irgendwie heraus, aber er unterdrückte sie eisern und mußte beim Lesen immer wieder eine Pause einlegen. Das dürre, transformierte Huhn arbeitete an ihm, das konnte ich sehen.
Als er endlich saß, auf einem grauschwarz gestreiften Sessel, trank er einen Humpen Natron mit Wasser verdünnt.
Das Natron, sagte er, das habe er von den Mumien gelernt, umhülle mit energetischer Zähigkeit jeden Bissen im Organismus und zapfe ihm die verdauungsaffinen Fermente ab, was bedeute, daß man beinahe alles bei sich behalten könne.
Damit war des Huhns Schicksal besiegelt; es würde in keiner stofflichen Form mehr das Licht einer Closettschüssel sehen.
Dann schlief er ein, völlig lautlos, man merkte kaum, daß er Luft holte.

Ich bin an dieser Stelle so ein bißchen ausführlich, weil's mir vergönnt war, es länger mit ihm auszuhalten als je ein Mensch vorher oder nachher; den

guten Gravell hatte er vor 20 Jahren nach 20 Minuten rausgeschmissen. Ich fand seine Gastfreundschaft richtig opulent ungewöhnlich.
Da lag er nun hingegossen auf seiner schäbigen Chaise, und ich durfte ihn beim Schlafen beobachten. Ich lehnte mich zurück und beobachtete ihn genau; da ich früher nicht schlecht nach der Natur gezeichnet habe – Landschaften, Katzen, Hunde, Kutschen und das ganze Zeug –, stellte ich ein Porträt von ihm her. Immer wieder sagte ich mir: Das also ist der große Gascoigne, das war nämlich sein Künstlername, sein wütendes Pseudonym.
Auf den ersten Blick hat er mich damals stark an eine durch Mäusediät erschöpfte Eule erinnert. Dann ging ich mal in den Zoo und sah einen Uhu in der Mauser; das war's schon eher. Zudem hatte er grüngelbe, leicht stechende Augen.
Ich legte die Zeichnung auf den Tisch mit dem Tee, einem schwachen Labsang Choi, und konsultierte meine Frageliste. Ganz oben stand Essays, Neuauflage, Grundstock Gesamtausgabe, pot. Band I. Vorschlag: grünes Ballonleder, Remy-Format?
Mitten in seinem Schläfchen richtete er das Wort an mich, ein bißchen brummig, nicht sehr verständlich artikuliert, aber immerhin. Doch es war bloß das Natron, das gegen das Huhn und die Magensäure kämpfte, so daß meine Aufmerksamkeit wieder nachließ.
Auf meiner Liste stand dann noch was über bio-bibliographische Angaben, aber ich wußte gleich, das wäre nicht sehr ergiebig; Geburt, Studium in London, Tagebücher, Kunstkritiken, zwei Reisen ins Ausland, reumütige Rückkehr, Haus mit Meeresblick bei Cornwall, Verkauf nach einem Jahr und dann Landaufenthalt in Brimston, unaufhörlich, bis zum Tod.
Ach ja, dazwischen lag eine Verlobung mit einer gewissen Jenemy (in dem Namen steckt wirklich viel) Coxton aus Brimston, Tochter eines Spirituosenhändlers, eine gute Partie und schön war sie auch, wenn man Diary IV aus den Jahren glauben will.

Zart, sehr weiblich irgendwie, mandelförmige Zähne, knackt gern Nüsse, hellblaue Augen, blond.
Gab ihr meinen Essay über das Hauswesen zu lesen, dann Hume, für Bacon zu früh. Ehe gut, erhöht Bequemlichkeit in allen Belangen.
Verlobung unumgänglich, da fünf Aspiranten. Schenkte ihr ein Porträt von mir, hergestellt von Wilmot, 1824, Rötelstift.
Vertrag mit Jenemy über Rechte und Pflichten.

Man kann den Tagebüchern Foolseys nie viel entnehmen; er schreibt immer nur das Allernotwendigste auf.
Jedenfalls heirateten die beiden im Januar 1834 und wurden geschieden

1839, für eine Liebesgeschichte angemessen lang, für eine Ehe entschieden zu kurz. Naja, es war wieder das alte Problem mit F.s Reservatio gegen die Vergeudung oder Verausgabung; denn er mußte ja den ehelichen Pflichten genügen, d. h., sie wollte das, ob er mit dem Herzen dabei war, weiß ich nicht. Im Tagebuch heißt es jedoch 1835 grämlich:

An dem bißchen Reinstecken scheint viel zu hängen. Und die Verluste dabei! Die ganze Eiweiß-Substitution gerät durcheinander, Verlust von Schweiß durch erhöhte Drüsentätigkeit, man kann keinen klaren Gedanken mehr fassen, furchtbar. Und Konversation durchaus beschränkt. Dabei ein so numerables Phänomen, hält man die Reihenfolge ein. Aber danach und auch davor immer erweiterte Sprechakte, die immer wieder zum nämlichen Phänomen führen.
Ein rechter Christmas-Gedanke: Nie wieder Essays schreiben. Im wissenschaftlichen Aufsatz liegt die Zukunft.
Für Jenemy einen Liebhaber finden; muß aber außer Haus gehen.

Das war seine weltfremde Idee, es genüge das »bißchen Reinstecken«, und mehr sei nicht dran!
Aber während all dieser ehelichen Unbequemlichkeiten fing er immerhin seinen großen Aufsatz über Ockham an, als Projekt, denn er kam ja nie zur Ausführung, und wenn ein Projekt komplett ist, als Idee, und dann nicht zügig gemacht wird, dann bleibt's auch als Idee stecken und kommt nicht vorwärts; in der Lage petrifiziert das Projekt irgendwie, und man hat eigentlich keine Lust mehr, sich damit zu beschäftigen. So ging's auch Foolsey als Gascoigne: Er steckte fest. Wie die arme Jenemy mit seinen fixen Ideen zurande kam, ist nicht überliefert.
Als Foolsey-Mensch und in seiner Rolle als Gascoigne experimentierte er damals mit der Fleischlosigkeit, so daß es wochenlang nur Kohl oder Erbsen oder Tomaten gab. Dieses Küchenbeispiel ist ein ganz einfaches, aber es hat Konsequenzen im geistigen Haushalt eines professionell Sparsamen ...

7
Ein Geist wie Foolsey seiner hatte wahrscheinlich so viele Möglichkeiten, daß er gar nicht wußte, wo er zuerst einsparen konnte, beim Denken, und wo man's vergeuden konnte, ohne sich zu verausgaben.
Er war als Denker so ganz anders als unsereiner; wenn wir einen Gedanken zu fassen kriegen, dann nageln wir ihn fest, breiten ihn dann aus und warten auf den nächsten, vorausgesetzt, es kommt einer.
F. hatte eben allzu viele; die meisten numerierte er in Gedanken, nehme ich an, und verschleuderte den unbrauchbaren Rest.
Wann es mit der Spar-Maßnahme grund-sätzlich wurde, läßt sich ziemlich genau datieren, denn das war die unrühmliche Begegnung mit dem Maler Hampton, so um 1830 herum.

Hampton hatte eine Ente gemalt, wie es so seine Art war, war aber nicht viel an ihr dran, eben eine Ente, die in der Sonne hockt und schläft, neben sich vier Küken, voller Flaum und gelb dazu, wie in der Natur auch. Für mich wär's richtig gewesen. Ich mag Bilder, wo keine Menschen drauf zu sehen sind.
Vor dem Bild blieb unser F. stehen, faßte es eine Viertelstunde von der Seite ins Auge und sagte nur: Vier Enten zuviel.
Hamptons Nazarenerbart sträubte sich wohl, und er sagte, alle fünfe seien so gut gemalt, daß es gar nicht genug von ihnen geben könne.
Das sei ein Irrtum, sagte F., egal, welche man weglasse oder wieviele man noch unterbringe.
Was dem Bild denn fehle, fragte Hampton nochmal.
Fehlen? fragte F., fehlen tut ihm zu wenig! Das Essentielle an einer Ente sei ihre Entenhaftigkeit, und die werde zerstreut durch die zu große Zahl an Enten auf dem Bild.
Ich geb's natürlich nur so wieder, wie ich's gehört habe.
Dann mischte sich der Kritiker Stockwell ein, der Verfasser des großen Aufsatzes über Hancocks Kunstleder, und sagte, die Entität von so einer Ente sei eine Sache und das Malen einer Ente eine andere; essentiell sei beides, wenn man's richtig auffasse.
Als dann der Kritiker Plush-Donaldson dazukam und sich auch noch einmischte und sagte, eine essentielle Ente in ihrem So-sein sei eine Frage der Auffassung von der Differenz zwischen dem Natur-Wahren und dem Natur-Schönen, machte F. auf dem Absatz kehrt und verschwand.
Der Streit wurde dann in The Art of Nature von den beiden Kritikern fortgesetzt; zwei Monate später erlitt Stockwell einen leichten Schlagfluß, was sich auf einen Kritiker nie wirklich günstig auswirkt. Aber das nur nebenbei und wegen der Vollständigkeit.
Sein Freund Noyes, von dem ich die Geschichte weiß, fragte mal Jahre später, was der armen Ente von Hampton gefehlt habe.
Flair, erwiderte Foolsey.

In diesem Augenblick, während dieser Erinnerungen an vergangene kritische Augenblicke vor dem Abfassen der Großen Essays, schlenderte ein roter Kater rein und wetzte seine Vorderkrallen mit durchgebogenem Rückgrat an dem schwarz-weiß gestreiften Sessel; im nämlichen Augenblick wachte Foolsey auf und sagte zärtlich: Schweinskater, laß das.
F. hatte sich bei seinem Schläfchen richtig erholt, und wir tranken einen guten Vintage-Port aus Zylindergläsern.
Zu Tieren hatte F. ein gutes Verhältnis; er mochte Katzen, Schweine, Ratten,

Spinnen, Schlangen und Wölfe, falls er welche zu sehen bekam. Der Kater hieß Lamb und hatte 19 Jahre auf dem Buckel.
Ich ließ mich nicht ablenken und legte jetzt den Editionsplan auf den Tisch; also die alten Essays und ob er neue unterbringen wolle, sozusagen die Ernte einfahren, bis 1842, für die dritte Auflage.
F. sagte, er habe vergessen, was drinstehe, ich solle nochmal die Titel vorlesen. Ich las sie ihm vor, und bei jedem schüttelte er den Kopf:

Landseers Druckgraphiken, Untersuchung über die Anthropomorphisierung.
Über Blake oder über die Schädlichkeit von Ideen in der Kunst.
Josua Matthews Black Box.
Henry Crabb Robinsons Tagebücher. Versuch über die Geschwätzigkeit.
Das Elend der Maske. Zu William Wordsworth.
Über den Umgang mit Katzen.
Brief an Robert Haydon oder was sollen Architekten tun?
Byrons Sardanapal und Goethes Faust.
Über Danbys Sonnenuntergang am Meer nach einem Sturm.
Des Lebens überflüssige Fülle. Zu einigen Romanen Walter Scotts.
William Hazlitt als Denker.
Cruickshanks galvanischer Trog.
Mr. Babbage und das Risiko menschlicher Fehler.
Montaigne.
Versuch über den Pavian Hudson.
Versuch über das Hausschwein.
Einige Versuche über wilde Schweine.
Lob der Spinne.

Das war eigentlich alles, und ich sagte es ihm.
Zuviel, sagte Foolsey, und nahm einen kräftigen Schluck.
Gott nein, sagte ich, 18 Stück, und jetzt wär's natürlich schön, wenn noch ein paar neue reinkämen für diesen Band, vielleicht ein paar Reisenotizen oder sowas, aber vor allem die neuen Essays, vor allem der über Ock –
Es ist die große Zahl, sagte Foolsey, so daß ich nicht mehr ›ham‹ hinzufügen konnte; sehen Sie sich den Kater Lamb an.
Ich fragte, warum er ihn Lamb genannt habe.
Wegen seiner sanftmütigen Natur, sagte Foolsey.
Ich schaute mir den Kater an; er sah ein bißchen zerfetzt aus und angefressen, aber sonst ganz in Ordnung.
Ein Fall von Selbstvergeudung, sagte F. mit einem Seufzen, wie viele Aben-

teuer, alle unüberlegt und freiwillig; Dachstürze, tausend Fickereien mit Katzendamen in Dachrinnen oder sonstwo, kaputte Ohren, abgerissene Schnurrhaare, Verlust eines Auges, eben ein Fall von Verschwendung, der auf eine gewisse Weise zu einer Reduktion führe, aber falsch. Dann dreimal im Jahr Brunftzeit und Geilheit, in 19 Jahren 76 solche Wiederholungen, bei jeweils drei liebreich geschändeten Damen im Durchschnitt 228 Schwangerschaften mit fünf Kindern, auch im Durchschnitt, mache für Lambs Lebenszeit eine Quote von –

Ich fragte, was er mit diesem Beispiel sagen wolle.

1425 Babies, sagte Foolsey, und was Lamb mehr davon habe als das Vergnügen der Zeugung?

Es erinnere ihn lediglich, sagte er, an das unüberlegte Abfassen von Literatur, dieses ewige Einschleimen, Notieren und Indizieren, egal, was es sei, anstatt es in Ruhe zu lassen; denn alles sei schon geschrieben, und dann könne man's eigentlich auch sein lassen. Sein Interesse sei jedenfalls gering, diese Essays in einer dritten Auflage zu sehen. Womöglich noch vermehrt um einige überflüssige neue, die er auch gar nicht habe.

Na, da hatte er's plötzlich rausgelassen: Er hatte gar nichts oder wollte nicht damit rausrücken.

Draußen heulte ein bißchen Wind, der Kater schnurrte, und die Petroleumlampe flackerte, als ginge der Geist der ungeschriebenen Essays durchs Zimmer. Ich merk' das nur an wegen der Stimmung. Ich fragte mich ernsthaft, warum er aufs Land gezogen war. Was konnte man in Brimston schon anderes machen als denken und schreiben.

In jedem Fall gab's eine ungute Pause, und der große Mann sah gar nicht mehr gut aus. Er hatte ja schon vor 20 Jahren ein Eulengesicht, also hager und großäugig.

Aber ich konnte ja nicht unverrichteter Dinge nach London zurückkehren und mußte deshalb den alten Uhu aus der Reserve locken. Aber wie?

8

Gottlob trieb mich der frühe Genius des Nekrologschreibers, und ich fragte ihn einfach, was er sich auf seine Grabplatte wünschen würde und ob er's im Testament schon verfügt habe; wenn man's dem Zufall überließe, könnte eine Menge passieren.

Da es kühl war, holte ich ein Taschentuch aus meinem Rock, dabei fiel ein Roman von Scott heraus, und ich wurde rot. Ich vergaß sogar das Schneuzen und steckte ihn schnell wieder ein. Aber Foolsey hatte ihn schon erspäht und sagte mit großer Verachtung: Sie lesen ja Romane.

Damals hatte er seine Schweinezucht noch nicht angefangen, so daß mir die

Themen ausgingen. Also fragte ich nach dem Umfang der Tagebücher, sozusagen nach ihrem aktuellen Zustand nach 23 Jahren. Die Frage war natürlich intim, denn er hatte sie ja nicht, wie die meisten, für die Nachwelt geschrieben. Aber die frühen, die hatte er gegen die Öffentlichkeit geschrieben, und sie enthielten massenhaft Injurien, die so gebaut waren, daß man ihn schwer verklagen konnte.
Ich ließ einen Appell an seine Vorstellungskraft heraus und sagte, wie schön so eine in gelbes Ballonleder gebundene Gesamtausgabe mit diversen Abteilungen wäre; zuerst die frühen Essays, dann die mittleren, dann die späten, darauf die Reisetagebücher, dazwischen die Kunstkritiken und zum Schluß die neuen wissenschaftlichen Aufsätze über Faraday, Babbage, Stephenson, Ohm, Laplace, Liebig und Ockham.
Ich hatte wirklich gut kalkuliert, Ockham war das Stichwort.
Es kam gar nichts; er vergeudete keinen einzigen Satz. Er verschloß sich, er ließ absolut nichts mehr raus.

9
Ach, da war der Tagebuchschreiber, Publizist, Kritiker, Dichter und Romancier Homersham ein ganz anderer Mann, zart von Gesundheit und immer angegriffen, aber wie griff er seinerseits die Umgebung an, und wie konnte er sich ausdrücken!
Gewiß, viel Schwachsinn war auch dabei, aber die Linie stimmte, weil er sich nach dem Honorar richtete. Ohne Honorar lief gar nichts bei ihm, d. h., zuerst mußte das Honorar klar sein, und dann lief es und wie.
Es gibt wohl keinen Gegenstand und kein Thema auf der Welt, zu dem Homersham sich nicht auf seine Weise ausführlich geäußert hat. Die Natur und wie sie so vorkam, konnte er komplett abhaken, die hatte Homersham erledigt, ob's Blumen waren, Bäume, Gräser oder ganze Savannen; auch das Wasser war komplett ausgeschöpft und der Himmel leergefegt, und entweder er machte es im Gedicht mit Reim oder ohne Reim oder mit Rhythmus. Seine freigiebige Natur kannte eben keine Grenzen, und er mußte sich so verströmen, wie die Kritik ziemlich einmütig sagte.
Dann warf er sich auf die Kunst und die Künste, die sind rechte Dauerbrenner, weil ja immer alle unter allen Umständen so unermüdlich weitermachen; und wo soll auch die Kunst bleiben, wenn kein Schwein da ist, der was drüber sagt.
Aber sein drittes Bein, das war die Technik, also Brücken und Gebäude, Lokomotiven und normale Dampfmaschinen, er besang sie alle oder schrieb Nachwörter zu ihnen, und wenn er da nicht ausgelastet war, machte er sich an Romane, alle ziemlich fett und ausgegoren, nie unter 600 Seiten, Histo-

rienschinken, Liebesromane, heroische Romane, Kaufmannsromane, ja, man kann wohl sagen, er wurde der Fülle Herr und sparte an gar nichts. Er verschwendete und verausgabte sich vollkommen und hatte sich auf diese Weise bald ein Schloß in Essex erspart, über zwanzig Zimmer und mindestens acht Bäder.
Homersham war siebenmal verheiratet, aber die Frauen hielten es nicht aus bei ihm. Er war ihnen vielleicht zu rege und vergeudete keine Zeit im Bett mit ihnen, und das muß man tun, wenn man sie mag. Jedenfalls opferte er sich in diesem Punkt kein bißchen, und das war sein Pech.
Seine letzte Frau, eine gewisse Eliza, geborene Naylor, vergiftete ihn mit einem Pflanzengift in der Remouladensauce für Roastbeef, und er krepierte ziemlich schnell (auch ein Mangel an Zurückhaltung, wie Foolsey einmal bemerkte), hatte aber noch genügend Zeit, vergiftet wie ein Affe auf allen Vieren zu seinem Sekretär aus Birnenholz zu kriechen und eine allerletzte Zeile auf Papier zu kreieren, die da hieß: Der Tod ist – und dann legte er den Griffel weg.
Schade, daß man nie erfuhr, wie der Satz zu Ende gegangen wäre, vielleicht wär's ein zentnerschwerer Satz geworden, der sein ganzes Werk –, aber der Gedanke ist nur eine Spekulation meinerseits.
Wir bekamen jedenfalls den Auftrag, mein Compagnon Harry und ich, und wir versagten auf der ganzen Linie. Es fiel uns nichts ein. Selbst Harry hatte keine zündende Idee. War's doch ein wenig so, als steckte man ein Streichholz in einen Riesenhaufen Mist.
Ich hatte die Ehre, mit dem Lorbeer des editorischen Leerguts, gut ein Kapitänskoffer, den Nachlaß einzufangen, und dazu läßt sich nur eines sagen: Homersham hätte noch mühelos hundert Jahre leben können, und seine Feder wäre nicht eine Minute ins Stocken geraten. Allein seine Projektliste umfaßte unter Brüdern 400 Posten, und alles war wohlgeordnet, wie bei einem Buchhalter, mit Saldo und Debet.

10

Es war eine seltsame Situation da mit dem alten Uhu und eine miese Editionslage dazu; da hockte ein Autor auf seinen Schätzen und wollte nichts hergeben. Im Gegenteil, er wollte sogar noch aus dem Wenigen, was da war, weniger machen und ein paar Sachen rausschmeißen.
Wieder leitete mich der stille Genius des Nekrologskribenten, und ich fing in so einem trauervollen Tonfall an zu sprechen, wie schade und bedauerlich das sei, daß er nichts mehr ans unaufgeklärte Licht der Öffentlichkeit und so, und ob er's mit seiner Moral vereinbaren könne, mit seinen Schätzen so sparsam zu sein, ich sagte beileibe nicht ›geizig‹, so ein Nekrolog muß im-

mer ganz zartsinnig anfangen, ehe der Fußtritt mit der zündenden Idee kommt. Warum, fuhr ich fort, soll einer der besten Essayisten Englands und vielleicht auch Irlands und Schottlands, von den Hebriden ganz zu schweigen, eine derartige Zurückhaltung mit seinen Schriften an den Tag legen, wenn mittelmäßige, drittklassige Schwachköpfe wie Homersham (seine Federn am Kopf richteten sich schon auf) jedes Jahr ein paar Brocken in die Zirkulation brächten, ohne Rücksicht auf Verluste – dieser Satz war mit der ›Zirkulation‹ vielleicht ein bißchen stark, aber mir ging's ja um die Wirkung –, während ein so großer Geist einfach verstockt im Brimston-Exil alles bei sich behielt...

11

In diesem Augenblick kotzte der rote Kater ein bißchen Schaum auf den Flickenteppich vor den Sessel, und meine ganze Intervention ging baden.

Ich hatte seine frühen Essays nie gelesen, d. h. nur einen Teil, nämlich seine Studien über Tiere, und die waren astrein, gut beobachtet, wundervoll distanziert und sogar ein bißchen poetisch. Vor allem die Schweine hatten's ihm angetan, die lobte er wie verrückt und fand sie mehr als menschlich, nur besser irgendwie; an den Ratten hatte er einen Narren gefressen, auf die ließ er nichts kommen, und er hatte seiner Jenemy, das weiß ich aus den frühen Tagebüchern, mal ein asiatisches Rattenpärchen geschenkt, sehr verständige Tiere, leider konnten sie nicht lesen, aber vielleicht war das auch ein Vorzug, sehr possierlich und anstellig, aber seine Frau mochte sie nicht, und es führte natürlich wieder zu Zerwürfnissen.

12

Ich unternahm einen neuerlichen Vorstoß und sagte sehr dezidiert: Leder, Chagrin oder Saffian, wie schön so in einer Reihe, Band I bis Band XII, grün vielleicht mit goldenen Lettern, und ich dachte schon, ich hätte ihn, da sagte er, es lohne sich nicht.

Der Vintage-Port war beinahe alle und die Geschichte schnell erzählt. Da hätte jeder noch so gute und rührige Editor versagt – er hatte seine mittleren Essays und die wissenschaftlichen Aufsätze im Lauf der Jahre vernichtet; verbrannt hatte er sie, sagte man, jedes halbe Jahr ein kleines Autodafé für die Manuskripte, immer im Garten, wenn der Wind günstig stand, auf einem Rost und die Asche verstreut wie die von den Toten. Es war jammervoll, und ich konnte eine Träne der Selbstrührung angesichts dieser Kalamität nur schwer unterdrücken. Eine Reihe von Büchern wär's gewesen, sagte ich, hinten so geschmeidig wie die Rücken schöner Frauen.

Na, und dann sah ich doch wieder einen Zipfel Hoffnung, als er sagte, ich könnte für den Band I seine Tagebücher aus den Jahren 1835 bis jetzt bekommen, immerhin sieben lange Jahre. Was kann man in denen nicht alles denken und notieren. Freilich, viel passiert war nicht, aber so ein großer Geist wie Foolsey seiner hatte bestimmt das Beste daraus gemacht.
Er stand extra auf und ging in ein Nebenzimmer von seiner Bibliothek und schloß eine eiserne Tür auf und ging hinein, blieb eine Weile hinter der geschlossenen Tür, kam wieder hervor und schloß die Tür wieder ab. Wahrscheinlich hatte er sein Erotiklager in dem Raum. Er mochte zwar keine individuellen Frauen mehr, aber die Ausstattung und die Reize gefielen ihm noch immer. Distanz ist ja immer eine gute und vertretbare Sache und bringt einen selten in die Bredouille.
Das Päckchen wog so ungefähr zwei Pfund und war in Ölpapier eingewikkelt, darum eine blaue Kordel mit vier Knoten hintereinander.
O, Sir, sagte ich, was für ein Augenblick.
Weniger wäre mehr, sagte der große Uhu, schenkte mir einen giftigen grüngelben Blick und hockte sich wieder auf seinen Sessel.
Ich fragte, ob die alten Essays drinbleiben dürften.
Sie müßten alle raus, sagte Foolsey, dafür hätte ich ja jetzt seine Diarien, nur die Tieraufsätze, die sollten drinbleiben.
Ich war so gut wie entlassen, das merkte ich, Gascoigne zog sich zurück, und der grämliche Foolsey blieb übrig.
So groß war der Unterschied nicht.
Schon an der Tür, fragte ich mit letzter Kraft nach seinen Projekten, also was er so vorhabe; da reichte er mir stumm ein Blatt, eher ein Blättchen, hauchdünn, im Foolscap-Format, im Französischen wird's Couronne genannt; darauf war ein kleiner Satzblock zu sehen, winzig kleine Buchstaben, als melkten Ameisen unsichtbare Blattläuse in einer Marschordnung. Ich bedankte mich und verwahrte das Blatt zum späteren Gebrauch in meiner Brustinnentasche.
Lebend habe ich Foolsey nie wieder gesehen, exakt 21 Jahre nicht; nach der Enttäuschung mit den Tagebüchern, die meinen Rausschmiß durch Henry Sloop Esq. in die Wege leitete, wär's mir auch zuviel geworden. Als ich die fünf Meilen nach Brimston ging, war ich stockernst wie sonst nie. Der gute Foolsey/Gascoigne hatte da einen üblen Keim gelegt, zuerst als Eindruck und dann später als ein Lebensprinzip, denn sein ewiges ›muß das sein?‹ ging mir nicht mehr aus dem Kopf.
Bei dem Spaziergang hatte ich die erste Vision: Prisk als Herausgeber, wenn sie mich ließen bei meiner Unbildung. Aber ich würde von Gascoigne alles lernen, was es zu lernen gab, und ich stellte mir mit aller Kraft die Gesamt-

ausgabe vor, mochte sie auch nur aus einem einzigen Band bestehen, Tagebücher, 1835 bis 1842. Vielleicht ließen sie mich ein kleines Vorwort oder ein noch kleineres Nachwort schreiben. Erst in der Kutsche nach London kam ich eigenhändig auf die Idee, daß ein Job als Editor nichts Besonderes ist, wenn das Material fehlt.
Dieses Gefühl des Verlustes machte mich nach dem Fiasko mit Gascoigne zu einem so inspirierten Nekrologschreiber. Aber auf die Idee, meine Nekrologe drucken zu lassen, kam ich erst nach der Inspektion des Nachlasses.

13

Die Kutsche war leer, ein paar Kisten mit Wein dümpelten herum, sonst kein anderer Fahrgast; und wohlgemut machte ich das Päckchen mit den Tagebüchern auf, ca. 200 Blätter, hauchdünn und eng beschrieben, alle im Foolscap-Format, unpaginiert. Als ich den Haufen von Blättern endlich vor mir hatte, fragte ich mich sofort: Muß das sein?
Voller Scham über meinen Gedanken und voller Erwartung entzifferte ich die erste Kolonne von Zeilen, dann die zweite und auch die dritte, bis ich am Ende der Seite angelangt war.
Es war keine Enttäuschung, sondern die unwiderrufliche Bestätigung einer Enttäuschung; also auch keine Überraschung, so daß ich mir den trostvollen Konjunktiv erlaubte: Das wäre zu erwarten gewesen, während die Erwartung mit großer Unentrinnbarkeit eintraf und ganz aktuell wurde.
Ich gebe aus diesem Diary nur ein Beispiel, und das mag genügen. Vielleicht gehört dieses Tagebuch wirklich zu den großen europäischen Tagebüchern anderer Geister; vielleicht war der Stil bestrickend, so daß ein großer Gegenstand überhaupt nicht fehlte, denn präzise war's und von einer gewissen beherzten Trockenheit, aber etwas fehlte:

2. Februar 1836
Immer noch nicht die angemessene Menge trotz Reduktion.
Menge trotz Reduktion immer konstant, ausgehend von drei Litern Flüssigkeit pro Tag.
Nach meiner Berechnung per annum 1095 Liter, macht in 60 Jahren 65 700 Liter.
Das ist entschieden zuviel.
Berechnet man die Menge ehelichen Ejakulats auf der nämlichen Grundlage, Webster hat mir einen Stich der großen Pyramide geschickt, Cheops oder auch Chufu, 3500 ante.
Eindruck in der Natur wahrscheinlich besser; Böschungswinkel wie Böschungswinkel falsch; soviel ich weiß 52/52'.
Badewassermenge neu berechnen, sobald der neue Zuber aus London da ist, der 80 Liter faßt.
Will einen Filter einbauen, so daß man das Wasser eine Woche lang benutzen kann.
Ballister Boten schicken, wo seine Waage bleibt. Eine sinnreiche Konstruktion, die man übers Klosettbecken legen kann, um jeden Tag das Gewicht der Ausscheidung exakt festzustellen.
Weniger ausscheiden! Fleisch vermeiden!

Ockham *(an dieser Stelle schlug mein Herz, endlich zeigte sich Gascoigne)* muß nochmal erworben werden; sehr bedauerlich. Meine Ausgabe bei Windon völlig zerfressen, entweder Bücherskorpione oder Würmer, während die Bibel unangetastet, Gott, verstehe einer diese Insekten!

Ich blätterte weiter und weiter bis zum letzten Blatt, immer in der Hoffnung, der reine und klare, wenn auch sparsame Geist hätte sich einmal vom Buchhalterischen gelöst – nichts.
Die letzte Eintragung aus dem Jahr 1841, Land, Brimston, hieß:

Habe Nolans afrikanisches Wüstenschwein in Pension genommen, reizendes, kluges Tier mit dichten Wimpern. Mir scheint, es ist erziehungsfähig, denn das Licht der Vernunft leuchtet so ein wenig in seinen kornblumenblauen Augen.
Es flaniert selbständig in Hof und Garten u. geleitet mich auf meinen Spaziergängen. Sein Grunzen ist mehr als beredt. Ich will es Jenemy nennen, ihr zum Andenken, dachte auch an Theresa, ist aber zu fromm.
Lange Unterhaltungen nach der Arbeit (sic!) über Bacon und die Instanzen, später am Abend über Ockham, Summa Logicae I,63, wie verständig, wie zart ihre Reaktionen, ohne Schwachsinn, Stumpfsinn u. Arg.
Frißt nur Marzipanbrei. Hier darf nicht gespart werden.

November
J. schrecklich krank. Sie hustet und hustet u. ich mach' ihr heiße Umschläge u. Massagen.

Dez.
Sie ist nicht mehr. Mit einem Klagelaut ging sie dahin.
Arbeit und Denken stocken. Keine Zeile geschrieben. Muß das sein? Und wenn, warum dann mir und in Brimston?

An dieser Passage ist nur ein einziges Wort von Interesse, in der 8. Zeile von oben, der Ausdruck ›Arbeit‹ in diesem verqueren Zusammenhang. Foolsey schrieb also doch und ließ was raus, aber warum zeigte er's nicht? Welche Scham bewog ihn, dermaßen zurückhaltend zu sein? Schrieb er heimlich und schmiß alles weg, was er geschrieben hatte? Ich packte das Diary wieder ins Ölzeug und nahm mir das Einzelblatt vor, das er mir zum Schluß überlassen hatte:

PROJEKTE
Über das Vermeiden/Tun als Lassen etc.
Stillehalten, es geht vorbei
Über die Blindheit der Vergeudung
Über einige Modalitäten der Zurückhaltung
Die Wollust der Reduktion
Das Prinzip der reductio (nicht immer sofort offenbar)
Die Kunst des Wegschmeißens

Das Blatt legte ich auch weg und fort, legte es unters Tagebuchpäckchen neben mich auf die Bank, schlief sofort ein und träumte, ich sei ein Blindband, in rotes Saffianleder gebunden, und verständige Schweine blätterten in

mir und wendeten mit ihren Schnauzen Blatt um Blatt und grunzten vor Enttäuschung, weil sie nichts fanden; und dann senkte der produktive Homersham seine Schnauze ins Buch, samt Bart, und las und las und machte sich beinahe voll vor Begeisterung. Als ich vier Meilen später aufwachte, hatte ich feuchte Augen, wie nach einem besonders guten, saftigen Nekrolog.

14

Um den gottverdammten Nachlaß zu finden (›reduction‹ ist ein gutes Wort dafür), stellten wir das ganze Haus auf den Kopf, vom Keller bis zur Dachluke, der Monograph Gravell und ich.

Aber es nützte uns gar nichts, denn alles war sehr aus- und aufgeräumt. Wir untersuchten alle die lieben Plätzchen, an denen schlechte Essayisten etwas aufbewahren würden, so für die Nachwelt, denn das ist ja ihre Natur Nummer zwo: kaum ausgeschieden, schon sakrosankt, wobei sie zur Haufenbildung neigen.

Hier gab's keine Haufen. Weder Foolsey, der treusorgende Schweinevater, noch Gascoigne hatte ein Schriftenhäufchen hinterlassen. Nicht einmal der kleinste private Thesaurus, wie die Griechen so sagen, fand sich in irgendeiner Ecke, nicht ein einziges Stückchen beschriebenes Papier im ganzen Haus.

Der romantische Gravell, der allzu viele gothic novels gelesen hatte, bestand darauf, die Matratze des Totenlagers aufzuschlitzen, natürlich kam nichts dabei heraus als Roßhaar. Wir hoben die Dielenbretter ab, um was zu finden, wieder nichts. Wir nahmen seinen Stollenschrank aus Ulmenholz auseinander, um einem Verdacht auf doppelte Böden und Geheimfächer zu folgen, Fehlanzeige, nichts als Nippes, alles Schweine aus Terracotta oder Bein oder aus Porzellan in allen Größen und Formen. Wir wendeten seinen armen Lebenskrempel um, Schicht für Schicht, aber außer einer ausgestopften Katze förderten wir nichts zutage.

Es war tatsächlich der rote Kater Lamb, und er war auf ein Holzbrettchen genagelt, in einer kontemplativen Haltung, sitzend. Ein Glasauge fehlte, das rechte.

Im oberen Stockwerk war die Ausbeute null, und so gingen wir zurück in die gänzlich ausgefegte Bibliothek, zu den leeren Nußbaumregalen. Auf dem polierten Bibliothekstisch stand nur ein schwarzer, quadratischer Kasten, dem wir weiter keine Beachtung schenkten.

Wenn man nach der Beerdigung eines großen Mannes soviel erwartet und nichts ist da, reduzieren sich auch die geistigen Kräfte. Wir hockten wie betäubt herum, und es war so eine melancholische Stimmung im Raum. Ich

saß auf dem Stuhl, den ich schon vor 20 Jahren benutzt hatte. Da fiel mein Blick auf die eiserne Tür, das Tagebuch fiel mir ein, und ich bat Gravell, nochmal die Scheune umzuwenden. Schließlich hatte Homersham kurz vor seinem Tod (Lunch, Fisch, Gräte und Bolus-ex.) seine 40 Manuskripte – ein paar Romänchen, ein paar Noveletten, die laufenden Agenda in einer üppigen Journalform, jeder Satz fing wahrscheinlich wie in den frühen Dingern mit seinem Ich an – im Steinfundament seiner Scheune versteckt, aber mit einem vierfach hinterlegten Zettel im Haus, das leider abbrannte.
Als Gravell fort war, versuchte ich die eiserne Tür aufzumachen, sie war gar nicht verschlossen. Was ich dann sehen mußte, bestärkte mich in dem Entschluß, meine Tätigkeit als Nekrologschreiber niemals aufzugeben, mich ihr mit allen Kräften fürderhin zu widmen und mich stetig zu vervollkommnen.
Der Raum bestand aus Eisen, das ganze Zimmer war ein übertrieben großer Ofen mit einem Abzug an der Decke, und ich stand auf einem Rost. Unter mir stank es nach verbranntem Papier. An den Wänden klebten kleine Papierpartikel und stäubten traurig vor sich hin bei jedem Atemzug.
Da hatten wir den Nachlaß, nichts als reduction. Ich schickte Gravell nach Licht, um die komplette Bescherung zu sehen. Nach der Menge der Asche mußte Foolsey in seiner endlosen Enthaltsamkeit und Vorsicht mehr als eine halbe Tonne verbrannt haben, und das jedes Jahr, sukzessive, denn wenn er's mit einem Mal abgefackelt hätte, hätte er womöglich das Haus in Brand gesteckt.
In den Grund gebohrt und vernichtet saßen wir noch eine Weile herum, es war ja auch wenig zu tun, und dann konnte man's gleich lassen. Draußen fing es an zu regnen. In der Bibliothek wurde es düster. Der Stollenschrank stand wie betrunken an der Wand und ließ seine Schubladen raushängen. Alle waren so ordentlich und aufgeräumt wie Foolseys Geist.
Gravell wiegte den Schädel hin und her, sein Sujet war im Eimer, jedenfalls das schriftliche, unsterbliche Nachlaßfutter.
Der kleine schwarze Kasten aus Holz hatte übrigens einen Knopf auf der oberen Seite, den ich drückte. Es gab ein schnarrendes Geräusch, der Deckel öffnete sich, eine kleine, ausgezehrte Hand erschien, ergriff den Deckel und schloß ihn wieder. Wenn man den Knopf abermals drückte, machte sie dasselbe einfach nochmal.
Wenn's nicht so ungewöhnlich symbolisch gewesen wäre, und ich hab' gelernt, Symbole zu verabscheuen, wenn sie nicht auf dem Totenacker auftauchen, hätte man sich daran gewöhnen können, weil's so paßte. Der Geist von Gascoigne, oder wie er sich in der anderen Sphäre nennen mochte, schwebte deutlich im Raum.
In London hatte ich dann eine Woche lang Verstopfung, nichts als Verstop-

fung, was natürlich auf die Arbeit schlägt und auch auf den nächsten Nekrolog schlug; er wurde zu lang. Aber ich ließ ihn heraus, wie er gerade kam, so kraft automatischer Lieferung mit Hilfe der Mutter Syntax und Grammatik, ohne einen Gedanken zu verschwenden.
Auf Foolseys Grabstein hätte ich gern noch was Besonderes einmeißeln lassen, so ähnlich wie: F. starb so aufgeräumt wie keiner, Prisk – und diesen Spruch auf eine dünne Stele aus Onyx; aber die Erben waren enorm sparsam und ließen den Spruch draufklieren: pauca, sed matura.

Bibliographie

Jonathan C. Gascoigne (J. C. Foolsey)
Collected Essays
Volume I-III, 3. edition
Winstable & Co.
London 1853

Selected Diaries
Volume I-XII, 1. edition
Edition Namyew & Prisk
Brimston 1871

Der Neid

Zsuzsa Szemes
Ich werde ein Engel

Ich bin unsichtbar. Wieder mal. Ich sitze in der Ecke, in die mich meine besoffene Mutter geschubst hat, weil ich ihr sagte, daß ich Hunger habe. Hör auf! hat sie geschrien, und ich habe aufgehört. Ich hocke da wie der Staub auf dem zersprungenen Lampenschirm, der noch nie weggewischt worden ist. Mein Schwesterlein plumpst mir entgegen, ihr Hintern ist klatschnaß. Wie ich sie hasse! Und auch mein Brüderlein, das mir immer hinterherkriecht. Die beiden stinken den ganzen Tag. Niemand legt sie trokken. Nur wenn die Tante von der Fürsorge zu Besuch kommt. Das geschieht einmal im Monat. Dann sitzen wir alle gewaschen und geohrfeigt auf dem einzigen Bett. Wir wagen kaum, uns zu rühren. Alle haben Angst. Wir vor den Ohrfeigen nach dem Besuch. Meine Mama vor der Tante von der Fürsorge, die die Sozialhilfe kündigen kann – wovon sollen sie dann den Schnaps bezahlen? Die Tante von der Fürsorge fürchtet sich vor meinem Papa, der ihr in Aussicht gestellt hat, sie zu pimpern. Aber auch mein Papa fürchtet sich. Wenn die Tante von der Fürsorge ihn anzeigt, dann muß er seine zwei Jahre auf Bewährung absitzen. Na, wie geht's, wie steht's? fragt die Tante von der Fürsorge. Niemand sagt etwas. Dann wühlt sie in unseren Haaren. Sie sucht. Meine Mama grinst. Heute hat sie uns gebadet. Aber die Tante von der Fürsorge läßt nicht locker. Sie schaut die Hintern meiner verpißten Geschwister an. Unter der dicken Cremeschicht sind die Wunden feucht. Meine Mama ist nervös, kaut an den Nägeln. Mein Papa schaut auf den Hintern der Tante von der Fürsorge, er zappelt dabei und sagt, sie hat einen klugen Arsch. Meine Mama wiehert und hält die Hand vor den zahnlosen Mund. Die Tante von der Fürsorge tut so, als sei sie taub. Sie schüttelt den Kopf und fummelt an dem Pimmel von meinem Brüderlein. Sie zieht die Haut vorwärts und zurück. Mein Brüderlein schreit. – Wie oft soll ich noch sagen, daß dieses unglückliche Kind zum Arzt gebracht werden muß! Es hat eine Vorhautverengung! – Ich habe aber keine! Soll ich mal zeigen? – Mein Papa greift an den Hosenstall und zwinkert der Mama zu. Mein Papa ist sehr witzig! Dann geht die Tante von der Fürsorge schnell weg. Während ihr Trabant davonstottert, wirft mein Papa meine Mama bereits auf den Rücken.

Wir klammern uns an beiden Kanten des Bettes fest, um von dem großen Rütteln nicht runterzufallen. Wir gucken mit großen Augen zu, wie das neue Brüderchen gemacht wird. Verdammt, hab' ich aber gut gefickt, schmatzt mein Papa und schlägt vor Freude meiner Mama auf den Hintern. Wir freuen uns auch. Jetzt kriegen wir sicher was zu essen. Denn hinterher gibt's immer Brot, Speck, sogar Rühreier! Nach dem Fressen fließt Wein und Blut. Denn sie werden beide betrunken und gehen einander an die Kehle. Das interessiert uns aber nicht. Wir haben uns mit Speck und Rühreiern vollgefressen und sind schläfrig. Mein Schwesterlein und mein Brüderlein schlafen ineinander verschlungen unter dem Tisch. Sogar sie wissen schon, daß sie so wenigstens unter den Füßen weg sind. Ich sitze in der Bettecke und bin unsichtbar. Ich weiß schon, wie man sich unsichtbar machen kann. Man bemerkt mich kaum, aber ich seh alles und weiß alles. Und wenn man mich schlägt, dann kann ich meine Hand so schnell vor das Gesicht heben, daß mich möglichst wenig Ohrfeigen erreichen. Ich sehe das aufgedunsene Gesicht meiner Mama. Mein Papa hat ihre Nase zerkratzt. Sie schläft mit offenem Mund, und die Spucke läuft aus dem Mund. Mein Papa knirscht im Traum mit den Zähnen. Aber sonst ist es still. Ich bin unsichtbar, aber ich weiß, ich werde einmal ein Engel. Ich werde ein Engel. Wenn das Schwesterlein und das Brüderlein nicht da wären, dann wäre ich bereits jetzt einer. Seit sie da sind, machen sie alles kaputt. Solange sie nicht da waren, hat mich meine Mama überallhin mitgenommen, aber jetzt muß ich zu Hause bleiben und auf sie aufpassen. Und außerdem, wenn sie schreien, schlägt meine Mama mich. Deshalb schlage ich sie, wenn niemand zusieht... Ich warte so sehr auf morgen. Denn morgen gehen meine Mama und ich in die Kneipe. Dort geht meine Mama mit dem Onkel Gastwirt in den Lagerraum, und ich esse Kuchen und trinke Cola und schaue mir auf Video die japanischen Samuraionkels an, wie sie einander die Kehle durchschneiden. Aber darüber kein Wort zu irgendwem, denn dann gibt es keinen Kuchen und keine Cola mehr. Hier meinen alle, daß meine Mama saubermachen geht. Aber ich habe sie noch nie beim Putzen gesehen, nur beim Stöhnen mit dem Onkel Gastwirt. Dann mag ich, wenn der Onkel Gastwirt mich auf den Schoß nimmt und meine Muschi streichelt. Nur meine Mama ist neidisch. Wenn sie es sieht, schimpft sie mit dem Onkel und sagt: Wenigstens mit der eigenen Tochter wirst du wohl nicht vögeln! Und dann nimmt mich der Onkel Gastwirt vom Schoß und sagt: Du mein goldiges Engelchen und gibt mir noch ein großes Stück Kuchen. Ich mag den Onkel Gastwirt sehr, ebenso wie den Onkel Koch, der Fisch, Fleisch und Langosch brät. Der ist auch ein ganz lieber Onkel, er nimmt mich auf den Schoß und streichelt auch meine Muschi. Ich verstehe bloß nicht, warum er mir

immer seinen Pimmel in die Hand gibt. Und dieser Onkel gibt mir viel Fleisch, Langosch und Schokolade. Wenn mein Papa und meine Mama kein Geld haben, dann gehen sie in die Kneipe, die noch weiter weg ist, zum Schnellfick. Die vielen trinkenden Onkels freuen sich sehr über uns. Alle bringen Bier und Wein an unseren Tisch, und wir lachen viel. Denn hier lachen alle und sind froh. Und während mein Papa das viele Bier und den vielen Wein trinkt, geht meine Mama auf den Hof der Kneipe und stützt sich im Dunkeln an die Wand. Dann kommt ein Onkel und stößt sie von hinten. Dann gibt er ihr Geld, und dann macht ein anderer Onkel mit ihr dasselbe. Dann zählt mein Papa das Geld, und wenn es zu wenig ist, gehen wir noch in die andere Kneipe und fühlen uns wohl. Alle haben uns gern.

So gut ging es mir also, solange ich nicht auf die Kleinen aufpassen mußte. Denn die beiden Großmütter haben sich zerstritten und seitdem passen sie auf ihre Enkel nicht mehr auf. In die Kneipe können wir sie nicht mitnehmen, denn dann liebt niemand meine Mama, und was soll mein Papa dann trinken? Und wenn mein Papa nicht trinken kann, wird er traurig und prügelt. Dann ist es besser, wenn ich unsichtbar bin und aus seinen Augen verschwinde. Dabei liebe ich meinen Papa sehr. Wenn er fragt: Wer liebt mich? Wer ist meine kleine goldige Hure? Wer gibt mir zu trinken, wenn ich alt bin? Dann breitet er seine Arme aus, und ich laufe zu ihm, damit er mich hochhebt und sagt, mein goldiges Engelchen, du bist die einzige Freude deines Vaters. Nur hasse ich es, wenn sich mein Schwesterlein dazwischenschiebt. Sie stößt mich weg, damit er sie hochhebt.

Deshalb möchte ich ganz allein sein, weil, dann kann ich immer meine Mama begleiten wie früher. Und es ist so gut bei dem Onkel Koch in der Kneipe, dort kann ich immer gut essen, und er nennt mich sein Engelchen. Dort mögen mich alle, und wir lachen viel. Und ich mag die Onkels so sehr! Jetzt können wir aber nicht hingehen, denn meine Mama hat wieder einen großen Bauch bekommen. Weder der Onkel Gastwirt noch der Onkel Koch, der immer so viel Fleisch brät, will mit ihr vögeln. Lieber grapschen sie an meiner Muschi herum. Dann wird meine Mama neidisch und sagt, erst wenn ich groß bin. Dabei tut es so gut, und ich mag kein trockenes Brot essen. Auch mein Papa nicht. Er hat zu meiner Mama gesagt, bei dir kann man vor Hunger verrecken. Du könntest auch mal arbeiten gehen, hat meine Mama gesagt, und Papa war sehr beleidigt. Geh zur Fürsorge und hol Stütze! – In diesem Monat geben sie nichts mehr! hat meine Mama geschrien. Dann haben sie sich gestritten und wieder versöhnt.

Dann hat meine Mama ein Laken zerrissen und es ganz fest um den Bauch gebunden. So ist ihr Bauch ganz flach geworden. Dann gingen wir in die Kneipe. Die vielen trinkenden Onkels klatschten in die Hände vor Freude.

Sofort brachten sie meinem Papa Getränke. Uns brachten sie Brot, kaltes Fleisch und Cola. Endlich haben wir uns sattessen können. Mein Schwesterlein und mein Brüderlein schliefen in der Ecke. Ein Onkel nahm mich auf den Schoß. Mit dem Finger wühlte er unter meinem Höschen. Dabei stöhnte er. Dann machte ihn mein Papa an. Du, sagte er, nicht daß du ihn bei ihr reinsteckst. Um Gottes willen, sagte der Onkel. Du weißt doch, Kumpel, ich habe auch so ein liebes Kind. Dann gab er meinem Papa Geld, und der blickte daraufhin zur Seite. Während meine Mama mit den vielen Onkels draußen war, trank mein Papa und spielte Karten. Wir fühlten uns wohl.

Schlecht wurde es erst, als meine Mama vom Hof zurückkam und jammerte. Mein Papa war zunächst sehr wütend, daß sie diesen schönen Abend so kaputtmachte und noch zu wenig Geld verdient hatte. Er erschrak erst, als meine Mama ein Arzt! ein Arzt! schrie. Ein Arzt, ein Arzt, ich sterbe! Ihre Beine und ihre Kleider waren blutig. Du, sagte der Onkel Gastwirt, mach hier kein Theater. Geht zum Teufel! Macht mir das Geschäft nicht kaputt! Er hat uns weggeschickt. Auf dem Weg brach meine Mama zusammen und weinte. Mein Papa schimpfte, warum macht sie so ein Theater, dann aber trug er sie auf dem Rücken nach Hause. Die Nachbarn riefen den Arzt. Ich setzte mich unter den Tisch und wurde wieder unsichtbar, damit mich die Großmutter nicht mitnimmt. Der Onkel Doktor legte meine Mama aufs Bett und zerrte an ihrem Schlüpfer. Meine Mama schrie, der Onkel Doktor brüllte und schimpfte. Was habt ihr gemacht, ihr Tiere! Seht mal, was ihr gemacht habt! Ihr habt es getötet! Und der Onkel Doktor zeigte auf etwas Blutiges. Dann holte der Rettungswagen meine Mama, die Onkels von der Polizei holten meinen Papa. Später kam mein Papa nach Hause, um uns ins Bett zu bringen. Auch die Großmutter und der Großvater kamen rüber. Sie schrien herum. Wo seid ihr gewesen, was habt ihr gemacht? Die Großmutter zerrte mich unter dem Tisch hervor, obwohl ich unsichtbar bin, aber sie wußte es nicht. Was habt ihr gemacht? Nichts! gar nichts! schrie ich. Mein Papa streichelte mir über den Kopf. Mein goldiges Engelchen, sagte er. Sag das zu jedem, sag das immer. Dann kaufe ich dir eine große Puppe. Du bist ein sehr kluges Mädchen, weißt du. Ich sagte ihm, nicht nur eine Puppe, sondern auch Fleisch und Kuchen. Dann schlief ich ein, ich hatte einen schönen Traum, und mein Papa saß neben mir auf dem Bett. Als dann meine Mama zurückkam, hatte sie einen flachen Bauch. Ich freute mich darüber. Wozu noch ein neues Brüderchen? Die beiden anderen sind schon zu viel. Die Tante von der Fürsorge kommt jetzt häufiger. Sie ist immer sehr lieb zu mir. Sie streichelt mir über den Kopf und fragt: Wohin gehst du mit deiner Mama? Was machen deine Mama und dein Papa? Ich wende mich von ihr ab.

Nichts, gar nichts! Dann geht die Tante von der Fürsorge weg. Dann nehmen mich die Mama und der Papa auf den Arm, und ich bekomme ganz viele Schmatzer von ihnen. Mein goldiges Engelchen, sagen sie. Wie klug du bist. Das sagen sie. Und ich weiß, daß sie mich sehr lieben.
Mein Papa war zwei Tage lang ein werktätiger Mensch. Aber er hat es sehr bereut, denn er ist müde davon geworden. Jetzt ruht er sich zu Hause aus, und er säuft und streitet sich mit meiner Mutter. Gestern stritten sich die beiden Großväter und Großmütter. Alle prügelten sich mit allen. Die eine Großmutter schlug der anderen alle Zähne aus, den unteren und den anderen. Mein Brüderlein sah das und kroch unter dem Bett hervor, um die Zähne vom Boden aufzuheben. Dann fiel der eine Großvater auf ihn und drückte ihn tot. Das haben sie aber erst gemerkt, als die Onkels von der Polizei sie zu trennen versuchten. Meine Mama raufte sich die Haare, als sie das Brüderlein sah. Man rannte mit ihm zum Arzt. Vergeblich. Mein Brüderlein war endgültig zu Tode gedrückt. Es wäre so schön, wenn jetzt eine der Großmütter oder ein Großvater auf mein Schwesterlein fallen würde. Dann wäre ich allein. Jetzt bin ich nichts. Wenn mein Schwesterlein sterben würde, dann wäre ich ein Engel.
Wieder war die Tante von der Fürsorge bei uns. Sie hat mich allerlei gefragt. Ich habe aber nichts gesagt. Dann haben sie darüber gesprochen, daß ich schon lange über sechs bin, aber ich brauche noch ein Jahr, bis ich in die Schule gehen kann. Sie ist noch nicht reif, sagte die Tante von der Fürsorge. Und daß man in den Kindergarten gehen muß. Meine Mama freute sich darüber nicht, weil, dann muß sie mir jeden Tag neue Kleider anziehen und mich waschen. Dennoch brachten sie mich in den Kindergarten, denn sonst hätte die Tante von der Fürsorge meinem Papi kein Geld fürs Saufen gegeben. Am ersten Tag habe ich sehr geweint. Ich wollte lieber in die Kneipe zu den vielen lustigen Onkels und dort Fleisch essen. Die Tante im Kindergarten war sehr lieb und streichelte mich. Weine nicht, Kleines, und gab mir viel schönes Spielzeug, das ich noch nie gesehen hatte. Die Tante im Kindergarten brachte uns das Singen bei. Ich lernte das Lied von der Schmusekatze, die die Butter gefressen hat.
Ich habe viele kleine Freunde im Kindergarten. Ich liebe die Tante im Kindergarten, die so gut riecht, und wenn ich mich an sie schmiege, streichelt sie mich. Und es ist gut, daß mein Schwesterlein mir nicht am Hals hängt. Ich spiele mit Tibi und Roland Samurai und gute Fee. Sie lieben mich sehr. Am Nachmittag nach dem Mittagessen schlafen sie neben mir. Roland habe ich bereits gezeigt, was ich unter dem Höschen habe. Tibi bringt mir morgen Kaugummi mit, dann darf er es auch anschauen.
Wenn ich nicht in den Kindergarten muß, gehe ich mit meiner Mama und

meinem Papa in die Kneipe. Dann stellt mich mein Papa auf den Tisch, und ich singe das Lied von der Schmusekatze, die die Butter gefressen hat. Die vielen Onkels freuen sich und lachen. Auch meine Mama und mein Papa sind froh, denn sie bekommen mehr Geld, wenn ich tanze. Ich war nur zwei Wochen im Kindergarten, dann ist mein Schwesterlein krank geworden, und meine Mama hatte keine Zeit, mich hinzubringen. Auch mein Papa hatte keine Zeit, weil, er steht nie vor Mittag auf. Dabei wäre ich so gerne in den Kindergarten gegangen. Mein verpißtes Schwesterlein macht alles kaputt. Soll doch die Großmutter auf sie fallen!

Ich war mit meiner Mama und mit dem Schwesterlein wieder in der Kneipe. Der Onkel Gastwirt und meine Mama sagten, ich soll auf sie aufpassen, damit sie ihnen nicht nachläuft. Ich hab's nicht geschafft, die Hand von meinem Schwesterlein festzuhalten. Während ich auf dem Schoß von einem Onkel saß, ist sie weggelaufen. Sie rannte in den Lagerraum und fand dort meine Mama und auf ihr den Onkel Gastwirt. Mein Schwesterlein brüllte und zerrte an dem Onkel, damit er meiner Mama nicht wehtut. Daraufhin sind alle Tanten und Onkels hingerannt, um zu sehen, was meine Mama und der Onkel Gastwirt machen. Alle lachten und schrien. Vor allem die Frau vom Onkel Gastwirt. Sie hat uns rausgeschmissen. Meine Mama hat mich geschlagen. Ich gab meinem Schwesterlein einen Fußtritt. Jetzt sind alle traurig. Und ich bin nichts. Wann werde ich endlich ein Engel? Auch mein Papa ist wütend. Er hat kein Geld von der Tante von der Fürsorge bekommen. Jetzt muß er arbeiten gehen. Wenn nicht, dann wird er in den Knast gebracht. Deshalb hat er sich mit meiner Mama gestritten. Dann gingen sie in die Kneipe. Ich lief ihnen nach, aber meine Mama gab mir eine Ohrfeige. Hau ab, sagte sie, geh nach Hause. Paß auf dein Schwesterlein auf. Ich weinte sehr.

Heute haben wir nur trockenes Brot gegessen. Ich habe Hunger! Wenn sie mich wenigstens in den Kindergarten gebracht hätten, dort bekomme ich viermal von der Tante etwas zu essen. Oder wenn schon nicht in den Kindergarten, dann wenigstens in die Kneipe zu den Onkels. Liebt mich! Ich schrie, aber niemand hörte es. Wie gut wäre es, mich auf den Schoß eines Onkels zu setzen und dann Fleisch zu essen. Aber es geht nicht. Mein Schwesterlein hängt mir am Hals. Wieder hat sie in die Hose gemacht. Ich hasse sie. Ihretwegen bin ich nichts.

Komm, Schwesterlein. Wir gehen spazieren. Du kriegst Schokolade. Ich halte sie an der Hand. Ich führe sie auf den Hof. Es ist still. Wir kommen zum Baum. An einem Ast hängt ein Strick. Das war früher meine Schaukel. Jetzt hängt mein Papa die Hunde und Katzen daran auf, die hierherkommen. Schau mal, Schwesterlein, was du von mir kriegst. Mein Schwesterlein

lacht endlich. Auch ich lache. Ich stecke ihren Kopf in die Schlinge. Schokolade, sagt sie, Schokolade, Schoko . . ., ich halte mich am anderen Ende des Stricks fest und schaukele. Die Füße von meinem Schwesterlein reichen nicht bis zum Boden. Bist du schon gestorben, Schwesterlein? Ich schaukele noch, und ich singe für sie: Hoppe, hoppe, Reiter . . .! Ich lasse das Ende des Stricks los. Mein Schwesterlein fällt runter. Ich weiß schon, jetzt bin ich ein Engel, ein goldiger kleiner Engel . . .

Deutsch von György Dalos und Elsbeth Zylla

Lebensläufe –
Zeitschicksale

RENATE RIEMECK

ICH BIN EIN MENSCH
Aus einem unbequemen Leben FÜR MICH

228 Seiten, 25 Abbildungen, geb. DM 36,–

Unangepaßte Schülerin und Studentin im Dritten Reich, jüngste Professorin der Bundesrepublik, erstes Opfer eines staatlichen Berufsverbots, als Vormund von Ulrike Meinhof erneut in der Schußlinie, Anthroposophin von Jugend an – das sind einige Stationen im Leben dieser ungewöhnlichen Frau, die für viele eine moralische Institution war.

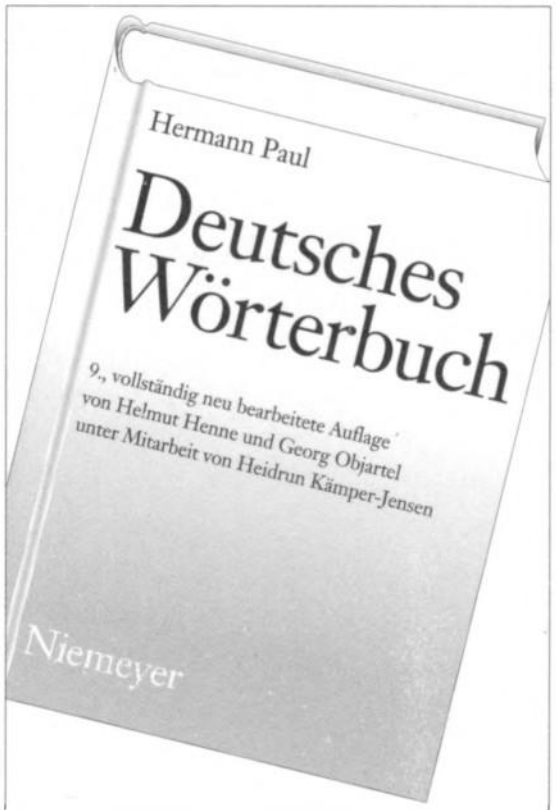
Michail A. Čechov:
Leben und

Begegnungen

Autobiographische Schriften
Aus dem Russischen
360 Seiten, 60 Abb., kart. DM 48,–

Diese Erinnerungen eines der bedeutendsten Schauspieler und Theaterpädagogen unseres Jahrhunderts (Stanislavskij-Schüler, Lehrer von Marilyn Monroe und Ingrid Bergman) sind ein biographisch wie theatergeschichtlich bedeutsames Zeitdokument.

VERLAG Urachhaus
Postfach 13 10 53 · 7000 Stuttgart 1



1992. XXXIX, 1130 Seiten.
Geb. DM 76.–. ISBN 3-484-10679-4

Knapp 100 Jahre nach der Erstauflage von 1897 ist das Paul'sche Wörterbuch nach wie vor eines der zuverlässigsten Nachschlagewerke für das Verständnis der neuhochdeutschen Schriftsprache. Seit der Erstauflage gilt es als Meilenstein der deutschen Sprachwissenschaft und als Standardwerk der deutschen Sprache.
Der neue »Paul« ist das einzige einbändige, neu bearbeitete Wörterbuch des Deutschen, das die Bedeutung der Wörter etymologisch herleitet, historisch entwickelt und literarisch belegt und jetzt auch die Literatur nach 1945 einbezieht.

Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG
Pfrondorfer Str. 6 · D-7400 Tübingen 1

Karin Reschke
Mea culpa

Mia will ihr Frühstück um zehn, bis dahin bin ich mit dem Haushalt fertig. Alles glänzt. Es muß glänzen, damit ich mich wohl fühle. Wie es in Mias Zimmer aussieht – terra incognita. Das Frühstück stelle ich auf den Blumentisch neben ihrer Zimmertür. Erst wenn Mia ihren Kaffee genommen hat, ist sie ansprechbar. Früher wohnte sie in einer besseren Gegend, dann verteuerte sich ihre Wohnung, sie mußte die Zimmerfluchten aufgeben und zu mir ziehen. Anfangs habe ich mich gefreut, sie um mich zu haben, jetzt empfinde ich es nur noch als Zumutung, die täglich größer wird. Vor Jahren hat sie mich noch amüsiert, ihre Allüren, ihre Garderobe, das gehörte zu ihr, war ihr Wesen, ich konnte mich gar nicht satt sehen. Sie war von Verehrern umgeben und einer Seele von Haushälterin, die mittlerweile verstorben ist. Nie mußte meine Schwester einen Finger krümmen im Haushalt, sie kann nicht einmal den Kaffeeautomaten bedienen, geschweige Staub wischen. Daran habe ich nicht gedacht, als ich ihr mein Balkonzimmer anbot, im Gegenteil, ich versprach mir viel Unterhaltung mit ihr, eine Künstlerin muß doch immer was bieten können, auch im Alter.

Meine Schwester Mia war Solotänzerin an der Oper in jüngeren Jahren, während ich mein Leben lang ins Büro ging und eine Ehe mit Fritz führte. Jetzt bin ich schon lange Witwe, habe mein Auskommen und Mia auf dem Hals.

Mia war immer etwas Besonderes. Unsere Mutter verwöhnte sie, die Jüngste von uns dreien. Unser Bruder Leo sieht in Mia bis heute die kleine Schwester, mit der er seine Spielchen treiben kann. Mit mir konnte er das nicht, ich spielte weder mit Leo noch mit Mia, sie waren mir meistens zu kindisch. Als ich kindisch gewesen bin, gab's keinen Leo und keine Mia. Kindisch sind beide geblieben. Leo erscheint jeden Sonntag zum Kaffee, dann sitzen wir in Fritzens Zimmer, eine Flasche Wein wird geköpft, Vorhang auf, Mia gibt ihre Vorstellung. Sie greift mit Vorliebe in die Kinderkiste, veralbert Leo und versucht es auch bei mir. Mia scheut sich nicht, in Ballettschuhen durch Fritzens Zimmer zu pirouettieren, Leo tut begeistert, mir bricht jedes Mal der Schweiß aus. Mia könnte stürzen, sich den Oberschenkelhalsknochen

brechen. Die Sonntage verfluche ich inzwischen, wie ruhig hatte ich es vorher. Dann sitzt Leo bis in die Puppen bei uns, vergißt, daß seine Frau mit dem Abendessen auf ihn wartet, und wenn ich etwas sage, heißt es: Hedy, die Spielverderberin.
Nach dem Frühstück verbringt Mia Stunden vor dem Spiegel. Sie nimmt alle Spiegel in der Wohnung in Augenschein. Die Lichtverhältnisse sind in jedem Raum anders, Mia braucht zum Ankleiden und Schminken jedes Licht, sie sieht nicht mehr so gut, eine Brille stört natürlich, fast kriecht sie in die Spiegel hinein. Ich habe meinen Spiegel schon geopfert, damit Mia nicht ununterbrochen in mein Zimmer rennt, wenigstens mein Zimmer soll nicht nach ihren Schminken und Parfüms riechen, ich ertrage ihre Duftwolken schlecht. Wahrscheinlich wäscht sich Mia nicht richtig, überdeckt ihr Ungewaschensein mit Puder und Parfüm. Ich leide unter Erstickungszuständen, wenn Mia sich parfümiert, sie merkt nicht, daß mir allmählich die Luft ausgeht.
Zwischen elf und zwölf jeden Tag kommt der Blumenbote mit der Rose. Mia erhält jeden Tag eine Rose, der Verehrer liegt längst im Grab, er investierte in seine Verehrung über den Tod hinaus. Die Rosen füllen die Wohnung, sieben Rosen in der Woche, und sie halten lang. Mia stellt überall ihre Rosen auf, eine in ihr Zimmer, eine in die Diele, eine in die Küche, eine ins Bad. Ich dulde ihre Rosen, habe extra Vasen angeschafft, damit wir nicht in Verlegenheit geraten. Manchmal steckt der Bote die Rose in die Tür und verschwindet gleich wieder, manchmal möchte er ein Trinkgeld. Ich gebe ihm etwas, ich schneide auch die Rosen an, stelle sie ins Wasser. Mia arrangiert später die Rosen nach ihrem Geschmack, durch die tägliche Rose ist noch mehr Unruhe in mein Leben gedrungen.
Zwischen zwölf und ein Uhr machen wir unseren Spaziergang. Bevor Mia zu mir zog, war ich schon um neun in den Geschäften und um zehn wieder zu Haus, hatte den ganzen Tag vor mir und konnte ihn mir einteilen, wie ich wollte. Das ist anders geworden. Mia verachtet das Einkaufen in Supermärkten, sie bevorzugt die kleineren Läden, wo alles teurer ist, so sind wir länger unterwegs und geben mehr Geld aus, von der Schlepperei gar nicht zu reden. Mia darf nichts Schweres tragen, ich bin robuster, trotzdem hängen mir die Arme oft bis zum Boden. Mia tänzelt nebenher mit einem Tütchen in der Hand oder einem winzigen Päckchen. Darum habe ich mir angewöhnt, die schweren Sachen einmal in der Woche früh einzukaufen, wenn Mia noch schläft, und die Kleinigkeiten verteilt über die Tage. Doch es kommt vor, daß ich Kartoffeln vergesse, es müssen bestimmte Kartoffeln sein.
Mia zieht noch immer viele Blicke auf sich. Passanten bleiben stehen und starren sie an. In den Geschäften lächeln die Verkäuferinnen hingerissen,

wenn sie fünfzig Gramm Salami verlangt, im Kaufhaus stürzen sich die Damen in der Parfümerieabteilung auf sie, im Bus springen Herren von ihren Sitzen und machen ihr Platz. Mir bietet nie ein Herr seinen Platz an im Bus. Sogar Kinder reißen die Augen auf, glotzen ihr hinterher. Ihre Schönheit ist lange dahin, ihre dahingegangene Schönheit kann es nicht sein, die so viel Aufmerksamkeit erregt. Im Profil ähnelt sie einem alten Raubvogel, ihre Falten um die Augen liegen so tief, als wäre mit einem Messer nachgeholfen worden, auch um Nase und Mund runzelt es, die Schminke hebt die Falten und Runzeln noch hervor, bei Tageslicht sieht man nichts als Falten und Runzeln und einen grellen Mund. Gegen Mia bin ich eine blasse, füllige Erscheinung, ich verwende kein Puder und keinen Lippenstift, ich trage mein Haar normal geschnitten und aus der Stirn. Mia läßt ihr Haar sprießen, es weht um ihren Kopf. Früher zwiebelte sie es im Nacken, aber seit sie von der Bühne wegging, verzichtete sie auf den Ballerinenknoten. Ihr Haar ist noch wie früher, üppig, schwarz, kein grauer Faden darin, und es weht. Ich muß meistens einen Hut aufsetzen, mein Haar hat gelitten, wird weniger, ich kaschiere das wenige Haar mit meinen Hüten.

Mia hat einen leichten Schritt, ihre Fesseln und Waden sind noch in Form, an guten Tagen läuft sie mir davon, dann fliegt der Mantelsaum. Aber sie hat nicht immer gute Tage, immer öfter leidet sie unter Hühneraugen und muß sich Mühe geben in ihren Pumps. Nie würde sie bequeme Schuhe anziehen, sie haßt Altweiberschuhe, im Winter trippelt sie in ihren Czardasfürstinnenstiefeln, die sie schon Jahre besitzt, ein Geschenk ihres Rosenkavaliers. Mia und ihr Kleiderschrank, jedes Kleidungsstück hat seine Vergangenheit, Mia schont ihre Kleider deswegen. Sie gibt ein Heidengeld für Reinigung und Bügelarbeiten aus, sie ist Dauerkundin in einer Änderungsschneiderei, auch die besten Stücke verschleißen mit der Zeit, Mia kann sich von ihren Liebeskleidern und Schuhen nicht trennen. Sie erhält sich ihre Jugend mit ihren Kleidern; schlüpft sie in ihre Liebeskleider und in ihre Czardasfürstinnenstiefel, glaubt sie noch heute über Tische und Bänke tanzen zu können. Sie lebt mit ihren Kleidern, wie ich mit Fritz, meinem Mann, gelebt habe. Die Kleider sind ihre Liebhaber, ihre Ehemänner.

Man muß die Männer so oft wie möglich wechseln, um das Leben zu spüren, sagte sie früher.

Ihren Rosenkavalier, der ihr die Treue hielt bis zuletzt, hätte sie beinahe doch geheiratet, da biß er ins Gras. Mia soll sich ausgeschüttet haben vor Lachen, als er starb. Tagelang sei sie aus dem Häuschen gewesen, auch während der Beisetzung habe sie nur gelacht, ihre Haushälterin mußte sie vom Friedhof wegführen damals. Ich bin nicht eingeladen worden zur Beerdigung, aber Fritz ging hin. Fritz kannte Mias Rosenkavalier aus seiner

Studienzeit, die beiden sind eine Weile befreundet gewesen vor unserer Ehe. Fritz war ein anhänglicher Mensch, außerdem wollte er Mia in dieser schweren Stunde beistehen.
Nie wieder will ich etwas von Mia sehen und hören, sagte Fritz nach der Trauerfeier, sie hat sich unmöglich aufgeführt.
Mias Auftritte waren Gesprächsthema Nummer eins in der Familie, ganz gleich, ob sie in einer neuen Choreographie die Hauptrolle tanzte oder mit ihrem Benehmen schockierte. Die Jüngste in der Familie mußte das enfant terrible abgeben, dafür sorgten Mutter und Leo, sie förderten Mias Launen und delektierten sich an ihnen.
Unsere Spaziergänge oder kleinen Einkäufe am Mittag enden oft in Mias Lieblingscafé am Park. Bei gutem Wetter will sie im Freien sitzen und Schokolade schlürfen. Selbstverständlich lade ich sie ein. Ich habe ein besseres Auskommen als meine Primaballerina und kann mir die kleinen Extras leisten. Trotzdem frage ich mich hin und wieder, warum Mias Einkommen so dürftig ausfällt. Sie hat viel Geld verdient als Solistin, ihre Gagen haben uns seinerzeit vom Stuhl gerissen. Davon ist nichts mehr übrig, Mia hat das Geld mit Händen und Füßen ausgegeben, an Sparen fürs Alter mochte sie nicht denken. Auch war sie nie festes Ensemblemitglied, sie wollte frei sein für viele Engagements, und später, als sie nicht mehr tanzen konnte, hat sie es versäumt, eine Schule mit ihrem Namen zu gründen. Noch später hat sie mir eingestanden, wie sehr sie ihren Beruf gehaßt habe, schon mit zwanzig haßte sie ihren Beruf, aus Haß auf ihren Beruf verlangte sie das Äußerste von sich. Zu Tode wollte sie sich tanzen früher, sagte sie, zu Tode schinden beim täglichen Training. Daß es nicht so weit kam, verdankt sie ihrem Rosenkavalier. Er bewahrte sie vor dem Zusammenbruch, verfrachtete sie rechtzeitig auf seine Kosten für Monate in ein Sanatorium, was sie bis heute anders sieht.
Er bewahrte mich davor, eine bessere Altersversorgung zu ergattern, sagt sie. Hätte ich weitergemacht, wäre ich irgendwann bereit gewesen, mich fest anstellen zu lassen, schon aus Bequemlichkeit, sagt sie, dann sähe es finanziell rosiger aus.
Wir sprechen von Zeit zu Zeit über die vergangenen Zeiten, über Mias vergangene Zeiten. Andere Zeiten als Mias existieren für sie nicht. Ich habe mich längst damit abgefunden, in Mias Vergangenheit mit herumzuwühlen. Die Querelen am Theater kenne ich zur Genüge, die Eifersuchtsdramen, die Augenauskratzereien um wichtige Rollen; wenn nur die Hälfte von Mias Erzählungen stimmt, wäre ich an ihrer Stelle damals aus dem Fenster gesprungen.
Um zwei Uhr mittags stehe ich in der Küche und bereite unser Mittagessen.

Mia liegt in ihrem Zimmer auf dem Kanapee, hört die Nußknackersuite oder Sacre du Primtemps, ihre Glanzrollen. Mia braucht ihren Tschaikowsky, er muß ihr Zimmer schwängern, ihre Kleider müssen wippen, ihre Fußspitzen zucken. Zum Essen kommt sie in ihrem Kimono, auch ein Verehrermodell, lässig schiebt sie die weiten Ärmel über die Ellenbogen, ihre Unterarme sind mager wie bei einem Kind, Mia entwickelt sich zurück körperlich. Ich erschrecke jedes Mal beim Anblick ihrer Ärmchen und Salznäpfe, ich möchte nicht wissen, wie sie nackt aussieht. Sie ißt mit gutem Appetit, sie stopft in sich hinein, was ich ihr koche, und nachmittags nascht sie in ihrem Zimmer, ich höre das Knistern des süßen Papiers. Würde ich all diese Mengen vertilgen, wäre ich ein Faß, käme durch keine Tür mehr. Nach dem Essen zieht sie sich zurück. In den Sommermonaten liegt sie den ganzen Nachmittag auf dem Balkon in der Sonne, vielleicht rühren die vielen Falten in ihrem Gesicht vom Sonnenbaden, sie kann stundenlang in der Sonne brüten, ihre Haut wird dunkler und dunkler, manchmal erinnert sie mich an einen Pygmäen mit ihrem wilden, schwarzen Haar, manchmal an eine Backpflaume. Dann stelle ich verwundert fest, daß Mia aus der Art geschlagen ist. Weder unsere Mutter, noch unser Vater, noch Leo haben mit ihr Ähnlichkeit, von mir einmal abgesehen. Zwischen unserer Mutter, unserem Vater und Leo entdecke ich immer wieder verwandte Züge, Mia paßt da nirgends hinein. Mia muß von einem anderen Planeten stammen. In der Schule wurde Mia Bastard gerufen, Leo sprang für sie in die Bresche, ich habe mich geprügelt für meine Schwester. Bastard konnten wir nicht auf uns sitzen lassen, Mia durfte kein Straßenköter sein. Unser Vater liebte sie am meisten von uns dreien, und Mutter sah immer das Außergewöhnliche in ihr. Zur Rettung der Familienehre habe ich dann eines Tages unsere italienische Großmutter erfunden, die italienische Großmutter war dann plötzlich ein Adelsprädikat und Mia aus dem Schneider. Eine italienische Großmutter, das paßte damals, die schwarzen Augen, die dunkle Haut, das schwarze Haar, ihre Neigung zum Theatralischen. Arme Mia, armer kleiner Bastard.

Am späteren Nachmittag spielen wir siebzehn und vier. Fritz wäre versöhnt mit Mia, könnte er uns sehen an seinem Tisch im Herrenzimmer. Er war ein leidenschaftlicher Skatspieler, an diesem Tisch sind berühmte Partien ausgetragen worden.

In jeder Spielkarte, die wir in die Hand bekommen, entdecken wir uns selbst wie in einem Spiegel, sagte Fritz einmal. Wir verwandeln jede Spielkarte sofort in eines unserer Spiegelbilder, jede Spielkarte muß eines unserer Spiegelbilder ausspielen, ohne daß die anderen Mitspieler es bemerken.

Mia spielt aus Höflichkeit ein, zwei Runden mit mir. Ich habe das Nachmittagsspiel angeregt, weil wir noch etwas gemeinsam tun sollten am Tag,

außer spazierengehen. In Fritzens Zimmer fühlt sich Mia nie wohl, ausgenommen am Sonntag, wenn Leo kommt.
In dieses Zimmer gehört ein Mann, sagt Mia. Ohne Mann ist dieses Zimmer unerträglich. Mias Sonntagsvorstellungen in Fritzens Zimmer sind nicht nur für Leo gedacht oder weil Mia partout Spaß haben will, sie überspielt mit ihren Tanzeinlagen das Dumpfe, Düstere des Zimmers. Mia möchte es heller haben im Zimmer am Sonntag, Mia möchte nicht erinnert werden an Fritz, weil Leo da ist. Leo und Fritz haben sich nie ausstehen können, und Mia liebte sowohl unseren Bruder Leo als auch Fritz, meinen Mann, beide Lieben kann sie nicht vereinbaren in diesem Zimmer. Sobald Leo am Sonntag das Herrenzimmer betritt, gerät sie außer Rand und Band, fuchtelt bühnenreif mit ihren Armen und wirft die Beine. Leo führt sie zum Sessel, setzt sich zu ihr auf die Lehne, und beide versinken ineinander, als sähen sie sich zum ersten Mal. Er ist auch nicht mehr der Jüngste, trotzdem läßt er sich jedes Mal von Mia wieder anstacheln.
Fritz hat sich von Mia ebenfalls anstacheln lassen in diesem Zimmer. Das ist fünfundzwanzig Jahre her, Mia war nicht kleinlich, was ihre Eroberungen anging, ihre Liebeserfolge stellte sie genauso groß heraus wie ihre Bühnenerfolge, jeder sollte sie bewundern und daran teilhaben. Ich sehe es immer wieder vor mir, wenn wir spätnachmittags siebzehn und vier spielen, Szenen wie im Kino, die ganz große Leidenschaft, nur war ich die Leidtragende und mußte die bittere Pille schlucken. Nachher habe ich Fritz die Episode mit Mia verziehen, er kroch ja auf allen vieren zu mir zurück, weil Mia ihm wegen einer neuen Affäre den Laufpaß gab.
Abends essen wir nichts mehr, wir trinken in der Küche ein Glas, Mia grinst über meine Zettelwirtschaft, dann will sie für sich sein in ihrem Zimmer. Sie bleibt lange auf, schwelgt in ihren Kleidern. Ich sehe sie öfter von meinem Fenster auf dem Balkon herumwippen in ihren Kostümen; abends hört sie Debussy oder Sibelius. Ich habe sie gebeten, die Musik leiser zu stellen, wegen der Nachbarn, wahrscheinlich genügt ihr das Rauschen im Lautsprecher als musikalische Untermalung ihrer niemals endenden Kostümproben.

Mia beschwert sich seit einigen Tagen, daß ihr Frühstück entweder zu zeitig oder zu spät auf dem Blumentisch steht. Ich kann es nicht ändern, da ich zu bestimmten Zeiten am Morgen beim Arzt sein muß. Sie braucht dadurch länger mit dem Aufstehen, fast den halben Vormittag. Wenn der Blumenbote klingelt, bin ich meistens wieder zurück, habe eingekauft auf dem Weg von der Praxis nach Hause. Mia würde dem Blumenboten auch nicht aufmachen. Sie knausert, für die Trinkgelder bin ich zuständig. Die Rosen sind jetzt besonders schön, überall duftet es, und ihre Köpfe leuchten. Mia de-

koriert sie mit großer Sorgfalt, meine Wohnung ist durch die Rosen freundlicher geworden.
Unsere Spaziergänge werden kürzer, Mia muß dauernd stehen bleiben, bis zum Parkcafé schafft sie es dann nicht mehr, ihre Füße versagen, wahrscheinlich sind's die Hühneraugen. Seit ich wieder in Behandlung bin, bereitet mir das Kochen mehr Mühe, ich strenge mich an, daß wir pünktlich essen, schon um weniger Tschaikowsky hören zu müssen. Es ist hochsommerlich warm, die Linden blühen, Mia genießt ihren Balkon, nachmittags ist es still in der Wohnung. Fritz wußte früh von meiner Lindenempfindlichkeit im Sommer, er wollte trotzdem in diese Wohnung.
Diese Wohnung und keine andere, sagte er. Die Linden sind himmlische Bäume, sie werden dir nicht wehtun.
Sie tun mir nicht weh, sie nehmen mir den Atem, während sie blühen. Fritz konnte das nie verstehen. Ich habe Mia das Balkonzimmer abgegeben, damit sie wenigstens etwas von den Linden hat. Das Balkonzimmer war früher Gift für mich zur Zeit der Lindenblüte, obwohl es das schönste, das geräumigste Zimmer in der Wohnung ist. Meine Zimmerfenster halte ich geschlossen, lasse die Jalousien herunter. Blühende Linden und Sonne sind zuviel. Bevor Mia zu mir zog, bin ich ausgerissen zur Lindenblütenzeit, in die Berge gefahren oder an die See. Jetzt fahren wir im Herbst in die Berge, auf Mias ausdrücklichen Wunsch, an die See will sie nicht, sie verträgt den Wind nicht. Allein wegzufahren, wage ich nicht, Mia könnte die Wohnung verkommen lassen, ich hätte keine ruhige Minute.
Im Herrenzimmer atme ich auf, halte die Vorhänge geschlossen, das Licht liegt matt auf dem Tisch. Mia mischt die Karten. Wir trinken Tee, Mia besteht auf dem Fünfuhrtee, dabei hat sie Schwierigkeiten mit dem Einschlafen, aber Tee muß sein. Sie sieht bleich aus, unter ihrer Lederhaut zeigt sich ein fahler Schimmer. Sie lächelt. Ihr Lächeln hebt meine Stimmung ein wenig. Man kann nicht den ganzen Tag mit hängenden Backen und verkniffenem Mund herumlaufen, andererseits auch nicht immer strahlen. Mia strahlt schon lange nicht mehr. In ihrer alten Wohnung, als ihre Haushälterin noch lebte, hat sie die Ärmste mit strahlendem Lächeln hin und her gehetzt. Niemand konnte Mias Lächeln widerstehen, selbst die Haushälterin schien glücklich über Mias Lächeln. Jetzt ertappe ich mich, wie mir leichter wird ums Herz, sehe ich Mia lächeln. Vielleicht findet sie allmählich Gefallen an unserem Spiel. Der Sommer in Fritzens Zimmer war schon früher eine Wohltat. Zur Lindenblüte bin ich seit Mias Einzug in Fritzens Zimmer gezogen, kampiere auf seiner unbequemen Chaiselongue. Mia gewinnt die erste Runde. Plötzlich verschwindet ihr Lächeln wieder. Ich mische die Karten für die nächste Runde. Mia sagt:

Kannst du dir deine Spritzen nicht am Nachmittag geben lassen, Hedy, dann könnte ich dich begleiten.
Das wäre unsinnig, Mia. Die Spritzen sollen mir tagsüber Erleichterung verschaffen, nicht abends und nachts, da habe ich nichts davon.
Versuch es trotzdem, sagt Mia. Mir zuliebe. Ich kann schon nicht mehr ausschlafen, weil du so früh zur Behandlung gehst und alles durcheinanderkommt.
Ich habe nichts dagegen, wenn du dir dein Frühstück auch mal selber zubereitest, Mia.
Du hast versprochen, für mich zu sorgen, Hedy. Also bemüh dich.
Als ob ich mich nicht bemühte, Schwesterchen.
Ich bin nicht dein Schwesterchen, Hedy, ich bin deine Schwester.
Schon gut, Mia, reg dich nicht auf.
Die Spritze am Nachmittag würde dich liebenswürdiger machen, sagt Mia und gewinnt die zweite Runde.
Zu einer dritten haben wir Lust und Laune verloren.

Nachmittags sind die Straßen noch voller als am Morgen, außerdem steht die Luft wie eine ausgebrannte Fackel, es stinkt, meine Augen brennen. Ohne Sonnenbrille wär ich ein Maulwurf in der Wüste. Mia nimmt mich gut gelaunt am Arm. Ihr fällt es scheinbar wieder leichter, im dicksten Verkehr das Unmögliche zu vollbringen, durchzuatmen und schmerzfrei auszuschreiten. Wie schnell die jeweiligen Befindlichkeiten wechseln. Jetzt rennen wir nachmittags in die Praxis, sie unterbricht ihr Sonnenbad meinetwegen, wirft sich in Schale, ach könnte ich doch gerührt sein und mich freuen. Sie rollt sogar den Einkaufswagen hinter sich her, das verhaßte Vehikel.
O Fritz, was habe ich mir da aufgehalst.
Sie erblüht in neuer Frische und verströmt Jasminduft, ich mache schlapp. Während ich im übervollen Wartezimmer hocken muß, geht sie vergnügt ins Parkcafé auf meine Rechnung, bis ich sie wieder abhole. Ich gäbe was drum, mir in Ruhe daheim eine Patience legen zu können. Unsere Nachmittage am Spieltisch sind vergessen, wir kommen zu spät nach Hause vom Arzt.

Dann kommen wir aus dem Tritt. Mia steht noch später auf als sonst. Ich sitze in der Küche, kritzle auf meine Zettel und warte, daß ihre Tür geht. Schon zweimal hat sie das Frühstück verweigert, unsere Spaziergänge am Vormittag fallen ins Wasser. Das Mittagessen rührt sie nicht an. Ich höre sie nicht mehr in ihren Pralinenschachteln kramen. Auf dem Balkon läßt sie sich kaum noch blicken. Der Liegestuhl steht zusammengeklappt gegen die Brüstung. Die Musik hat aufgehört. Ich muß sie überreden, mich am Nach-

mittag zum Arzt zu begleiten. Das Parkcafé meidet sie seit neuestem, sie wartet auf mich in der Praxis und schleppt sich durch die Straßen. Ich weiß nicht, woran ich bei ihr bin, was sie wieder ausheckt. Oder wird sie jetzt krank? Leo hat für den Sonntag absagen müssen, auch aus Gesundheitsgründen. Vielleicht macht sie deshalb Sperenzien. Auf meine Fragen erhalte ich keine Antwort. Wenn Mia maulfaul ist, sinkt das Barometer. Dennoch fühle ich mich fast wieder auf dem Damm, die Spritzen helfen, meine Kräfte kehren zurück. Der Himmel bezieht sich, es ist über Nacht kühler geworden. Bald kann ich zurück in mein Zimmer, bald auch auf die Spritzen verzichten.
Ich muß Mia dazu bringen, ein wenig zu essen, sie darf nicht vom Fleisch fallen, das macht bei den Ärzten keinen guten Eindruck. Schon im letzten Jahr hat ihr der Kurpfuscher an unserem Urlaubsort geraten, ein paar Gramm zuzunehmen. Mia war immer sehr schlank, als Kind konnte man ihre Rippen zählen, und jetzt erst recht. Ich koche ihre Lieblingssuppe, die Küche duftet nach Kerbel. Die Küchentür lasse ich offen, damit der Kerbelduft in ihr Zimmer zieht und sie Appetit bekommt. Sie lehnt die Suppe ab, irgend etwas muß passieren.

Wenn man darauf wartet, passiert nichts. Vielleicht habe ich mir auch zuviel Sorgen um Mia gemacht. Sie ist ein Stehaufmännchen, trotz ihrer zarten Statur. Nach fünf Tagen Hungerkur kommt sie in die Küche gekrochen und verlangt eine Haferschleimsuppe. Sie setzt sich im Nachthemd an den Küchentisch, als hätte sie fünf Tage lang einen Bügel verschluckt. Ihre Stimme ist dünn, erschreckend. In der Küche stehen ihre Rosen, ich habe sie gesammelt in einer Vase, was Mia sofort beanstandet. Kaum rühre ich die Haferschleimsuppe, zupft sie an den Rosen, entblättert die Köpfe. Der Küchentisch verwandelt sich in einen Blütenblätterteppich, die Stiele sehen erbärmlich aus. Ich lasse Mia gewähren, setze ihr die Haferschleimsuppe vor. Sie schlürft den Teller leer wie eine Katze und verzieht sich danach in ihr Zimmer. Als der Blumenbote kommt, nehme ich die Rose samt Verpackung und lege sie Mia vor die Tür. Wer Rosenköpfe zerfleddert, ist wieder obenauf.
Dennoch stimmt mit Mia etwas nicht. Sie will zu den unmöglichsten Zeiten essen. Meine Tageseinteilung, die Mahlzeiten betreffend, paßt ihr nicht mehr.
Ich esse, wenn ich Hunger habe, sagt sie.
Ihre Stimme hat wieder Farbe bekommen. Sie macht sich seit neuestem den ganzen Tag zurecht und erscheint nachts in meinem Zimmer, will unbedingt warm essen, und ich muß ihr dabei Gesellschaft leisten, natürlich das Essen

vorher anwärmen. Wir sitzen nachts in der Küche, Mia verschlingt die Reste vom Tage – ich koche ja für zwei –, sie trinkt Wein, hält mir Vorträge, was ich zu tun und zu lassen habe.
Du bist eine Spießerseele, Hedy, sagt sie immer wieder. Dein Leben läuft nach der Uhr. Jeden Abend ziehst du deine Uhr auf, um bloß nicht zu sterben. Wir sterben, merkst du das nicht, jeden Tag kommt das Sterben näher, und du bereitest seelenruhig das Essen vor, dreimal täglich.
Sollen wir vielleicht verhungern, während wir jeden Tag ein bißchen sterben, Schwesterchen?
Du bringst mich auf die Palme mit deinem Schwesterchen, Hedy.
Sie hat wirklich einen gesunden Appetit nachts, ich würde keinen Bissen herunterkriegen und vor allem nicht schlafen können mit vollem Bauch. Ich verstehe Mia nicht mehr, gar nichts mehr. Sie bringt mich aus dem Konzept. Erst hungert sie eine dreiviertel Woche für nichts und wieder nichts, dann frißt sie nur noch nachts. Was ist als nächstes dran? Ihre Ausfälle gegen mich mögen ja noch angehen, so war sie immer, ausfällig gegen jeden, warum soll ich die Ausnahme sein? Aber Tag und Nacht auf dem Sprung, das halte ich nicht lange aus, vielleicht zündet sie bald die Bude an. Ich ertappe mich beim Streichhölzerverstecken, bete, daß sie keine in ihrem Zimmer hat, denn ihr Zimmer kann und will ich nicht betreten. Früher in ihrer alten Wohnung war ihr Zimmer die reinste Bühnenkulisse. Sie drapierte jedes Möbelstück mit den vielen Requisiten, die sie gesammelt hat über Jahrzehnte. Man konnte nirgends hintreten, ich durfte, wenn ich sie besuchte, manchmal einen Blick auf all den Plunder werfen. Ihre Haushälterin durfte nichts anrühren beim Saubermachen, es muß ein Kunststück gewesen sein, Mias Heiligtum von Staub freizuhalten. Ihre Fenster müßten geputzt werden. Dreimal im Jahr bestelle ich den Fensterputzer, Mia verrammelt regelmäßig ihre Tür, sie will keine geputzten Fenster.
Ich mache das Fenster auf, dann sehe ich genug, sagt sie.
Immer wieder beuge ich mich ihren Wünschen, allmählich verzweifle ich an meiner eigenen Tatkraft. Man müßte sie bei Gelegenheit ins Bad einsperren und dann loslegen in ihrem Zimmer. Ich bringe es nicht fertig, träume schon vom Saubermachen, weil ich auch nicht mal mehr den Elan habe, meine Ordnung aufrecht zu erhalten. Jede Nacht stehe ich stramm, Mia braucht augenscheinlich keinen Schlaf mehr und ist nachts munterer denn je. Tagsüber höre ich sie in ihrem Zimmer, manchmal singt sie, manchmal spielt sie ganz leise ihre Platten. Ich gehe auf allen Vieren herum, schleppe mich morgens irgendwie aus dem Haus, kaufe ein, erwarte dann den Blumenboten. Die Rosen nehme ich jetzt in mein Zimmer, Mia kümmert sich nicht mehr um sie, würde sie vertrocknen lassen im Papier. Mein Zimmer duftet

nach den Rosen, nachts muß ich sie zwischen die Fenster stellen oder in Fritzens Zimmer, da vergesse ich sie oft und finde sie nach Tagen. Faulige Rosen sind ein Graus, nicht nur für meine Nase. Leo ist bettlägrig geworden, seine Frau hat mir eine Karte geschickt, ich wage gar nicht, Mia davon zu erzählen, wer weiß, was sie daraus macht.

Ich muß einen Entschluß fassen, will ich mein eigener Herr bleiben. Mias Launen vertrage ich auf die Dauer nicht. Mir fehlt der Stoizismus ihrer Haushälterin, außerdem lehne ich es ab, für Mia die Haushälterin zu spielen. Leider spiele ich sie schon eine Weile, das muß jetzt ein Ende haben. Nur wie soll das Ende aussehen? Ich gehe meine Zettel durch, mit dem Rest meiner Vernunft sehe ich, daß ich längst aus dem Gleis gekommen bin. Ich weiß nicht, welchen Tag wir haben, was ich heute kochen soll, wie meine Zeit rumbringen. Mia läßt sich tagsüber nicht blicken, sie übt sich im Unberechenbarsein. Jedes Wort aus ihrem Mund enthält einen Angriff auf mich, damit ist jetzt Schluß. Meine Zettel beweisen, da steht es schwarz auf weiß, Mia will mich verrückt machen, vielleicht nicht absichtlich, es ist ihre Art, die mich verrückt macht. Bevor ich den Kopf verliere, muß ich ihn wenigstens noch einmal sinnvoll gebrauchen.
Mia muß mit ihrem Plunder aus dem Haus. Ich laufe ja schon wie sie herum. Mit wirren Haaren, in Strumpfhosen und Bademantel, sogar Pantöffelchen aus Tigerfell habe ich mir irgendwann gekauft. Mia geht in ein Heim, es gibt Künstlerheime, da gehört sie hin.
Den ganzen Tag telefoniere ich mit Altenheimen. Ich habe das Telefon in Fritzens Zimmer gestellt, Mia kann nicht zuhören, sie soll vor vollendeten Tatsachen stehen und ausziehen, wenn es sein muß, auf meine Kosten. Es vergehen Stunden, ehe ich an eine richtige Adresse gerate. Die Heimleiterin am Apparat sagt mir, ich müsse mit meiner Schwester vorsprechen, über ihren Kopf hinweg könne ich nicht entscheiden. Entmutigt lasse ich den Hörer sinken. Mit Mia reden, ich sehe das Fiasko vor mir. Vielleicht sollte ich den Spieß umdrehen, Mia versauern lassen, nachts mein Zimmer abschließen. Ich könnte Mia sagen, Mia, ich verreise, und meinen Koffer packen.

Ich fahre mit dir, sagt Mia. Wir waren so lange nicht verreist. Du siehst gut aus, Hedy, sagt sie, richtig gut, nicht mehr so bieder.
Sie lacht, sitzt in Fritzens Zimmer, als hätte sie alles mitbekommen, die Verehrerrosen neben sich, und lacht.
Endlich wirst du auf deine alten Tage mutig, sagt sie. Legst diese gräßliche Frisur ab, diese Schreckenskleider, die alle alten Weiber tragen. So gefällst du

mir, Hedy, woher hast du diesen wundervollen Rock, die gemusterten Strümpfe? Ich habe so etwas vorher nie an dir gesehen.
Entgeistert starre ich sie an, dann den Rock, die Strümpfe.
Die Sachen waren in meinem Schrank, sage ich, sie sind uralt.
Um so besser, lacht Mia. Ich kann mich auch nicht von meinen alten Kleidern trennen. Machen wir eine Reise, Hedy.
Mitten in unsere Reisevorbereitungen, die mich wieder Hoffnung schöpfen lassen, platzt die Nachricht von Leos Schlaganfall. Ich habe nicht verhindern können, daß Mia die Post aus dem Kasten holt und den Brief von Leos Frau, an uns beide adressiert, als erste liest. Sie nimmt die Nachricht gefaßt auf und fährt fort, ihre Reisekleider zu sortieren.
Ich habe es kommen sehen, sagt sie. Leo ist der Typ, der von einem Schlaganfall getroffen wird. Wir fahren trotzdem, Hedy, können ihm sowieso nicht helfen und seiner Frau die Hand halten, das liegt mir nicht.
Mia ist wie umgewandelt, sie sagt Sätze, die von mir stammen könnten. Ich wäre niemals zu Leo ins Krankenhaus gegangen, einen Schlaganfall-Leo will ich nicht in Erinnerung behalten müssen, wenn ich mich an Leo erinnern möchte, dann lieber so, wie ich ihn kenne. Wir schicken Blumen ins Krankenhaus und Genesungswünsche, unserer Reise steht nichts mehr im Wege.

Die Wege des Menschen sind sonderbar, unsere Reise kann nicht stattfinden, weil Mia unglücklich gefallen ist beim Herumklettern in ihrem Kleiderschrank. Sie stürzte von der Trittleiter und brach sich den Schienbeinkopf, eine bessere Stelle konnte sie sich gar nicht aussuchen. Sie liegt jetzt auch im Krankenhaus. Jeden Tag gehe ich zu ihr, sie wird Monate liegen müssen mit ihren alten Knochen, an eine gemeinsame Reise ist vorerst nicht zu denken.
Ich habe es geschafft, ihr Zimmer aufzuräumen, die Fenster putzen zu lassen, ohne ihren Krimskrams anzutasten. Jetzt stehen alle Türen offen in meiner Wohnung, und die tägliche Rose bringe ich ihr immer nachmittags. Anschließend gehe ich ins Parkcafé und genieße heiße Schokolade, wieder zu Hause lege ich mir meine Patience, wie früher, als Mia noch nicht bei mir wohnte. Leo wird nicht wieder gesund werden, er ist halbseitig gelähmt, kann nicht sprechen und braucht Hilfe rund um die Uhr, seine Frau will ihn in ein Pflegeheim einweisen lassen. Sie kann den schweren Mann nicht heben, sagt sie.
Eines Nachmittags fragt Mia im Krankenhaus:
Weißt du noch, die Sache mit den Weidenkätzchen, Hedy?
Nein, Mia, was für Weidenkätzchen?

Weidenkätzchen sollte ich einatmen, du hast es mir befohlen, Hedy, ganz früher. Ich mußte sie überall reinstecken, in die Nasenlöcher, in die Ohren, in den Hintern, ich mußte sie sogar schlucken, erinnst du dich? Du wolltest sehen, was geschieht, wenn alle Löcher gestopft sind.
Mia lacht.
Ich hab's nie vergessen, Hedy, auch die Stricknadeln nicht und den Häkelhaken, um die Weidenkätzchen aus meiner Nase wieder herauszufischen, damit ich nicht ersticke. Du hast die Nadeln genommen, Hedy, ich war schon blau im Gesicht.
Du träumst, Mia.
Macht nichts, Hedy, ist ja lange her, aber ich dachte, du wüßtest es noch.
Mea culpa, Schwesterchen.
Ich bin nicht dein Schwesterchen, Hedy.
Schon gut, Mia.
Im Parkcafé danach bestelle ich einen Cognac extra, trinke auf mein Wohl, freue mich zum ersten Mal, seit Mia bei mir wohnt, daß ich auch nicht so ohne gewesen sein kann früher, Weidenkätzchen in der Nase, schade, daß es im Herbst keine Weidenkätzchen gibt, ich hätte glatt ein Experiment an ihr versucht.
Vielleicht im Frühjahr, wenn Mia wieder auf den Beinen ist.

Cotta's Bibliothek der Moderne

128 Seiten, Pappband
18,– DM / öS 140,–

Ein Kleinstadtroman aus der Zeit der russischen Revolution und des Bürgerkriegs, Satire und Elegie zugleich, Ausdruck einer russischen Empfindungsweise, die dem Vergangenen um so sehnsüchtiger nachhängt, je mehr sie seine Illusionen und Verklärungen durchschaut. Unter dem weiten, leeren Himmel der südöstlichen Steppen liegt das Städtchen Goguljow, ein Ballungsgebiet des Suffs und der Langeweile.

Der Chronist, ein kulturbeflissener Buchhalter in einer Tuchhandlung, führt die Feder wie ein stoischer Philosoph, mit einer Art verzweifelter Würde.

118 Seiten, Pappband
18,– DM / öS 140,–

Ein Polizeirevier. In pausenlosen Verhören wird ein Mann in die Enge getrieben: Richard, der Dachdecker, der seine Frau umgebracht haben soll.
Das quälend-spannende Protokoll einer Untat führt mitten ins Herz einer flämischen Kleinstadt.

Hugo Claus als Krimi-Autor. Figuren, die dem Kummer von Flandern entstiegen sein könnten, zu einer Geschichte mit verblüffendem Schluß zusammengeführt.

Klett-Cotta
Postfach 10 60 16, 7000 Stuttgart 10

Die Trägheit des Herzens

Keto von Waberer
Das Weiß im Auge des Feindes

Das ›Glashaus‹ nannten es einige Kollegen, und Dietrich, der in Amerika gearbeitet hatte, sprach vom ›Pool‹.
»Laß dir eine aus dem Pool kommen«, sagte er beim Mittagessen in der Kantine zu Elmar, als dieser über die Unordnung in seinen Karteikästen klagte. Sie waren beim Nachtisch angekommen: kirschrote Götterspeise mit einem Schleier aus Vanillesauce. Dietrich ließ seine auf dem Teller etwas zittern, ehe er mit dem Löffel zustieß.
Elmar ging jeden Morgen durch den verglasten Raum, in dem es um diese Stunde noch wuselte und zwitscherte. Die jungen Frauen lachten und sprachen durcheinander, zogen die Schutzhüllen von ihren Schreibmaschinen und befingerten ihre Computer. Alle waren blond. Der Chef hatte sie ausgewählt, ›handverlesen‹, wie er sagte, obgleich er seine eigene Sekretärin hatte, Frau Sabine Blücher, eine verläßliche Kraft in stahlblauen Kostümen, vernünftigen Schuhen und mit dem kaum wahrnehmbaren Geruch nach Tabakseife. Sie war es auch, die über den ›Pool‹ herrschte. Wenn sie vorbeizog, die Mappe an die Brust gedrückt, auf dem Weg ins Allerheiligste, beugten sich all die blonden Köpfe eilfertig über ihr Tagewerk. An Frau Blücher mußte man sich wenden, wenn man eines dieser Geschöpfe um sich haben wollte, für ein paar Stunden in dem schalldichten Kubus des eigenen Büros. ›Sabinchen‹ nannte man sie, aber nur hinter ihrem Rücken. Sie zu verärgern wäre fahrlässig gewesen.
Elmar schlenderte durch den hellen Raum, jeden Morgen, ein kleines Lächeln um die Lippen und die Hände in den Hosentaschen wie einer, der im Park lustwandelt. Er wußte wohl, was für einen Eindruck er auf die Blüten in diesem Gewächshaus machte.
Sein Bart hinterließ auch nach dem Rasieren einen kleinen bläulichen Schatten um sein kräftiges Kinn und auf den Wangen, sein schwarzes Haar gebändigt und straff zurückgekämmt, seine Augen aber ungezähmt. Seine Augen mit ihren dichten Wimpern hatte er von seiner armen Mamà geerbt. Melancholische nougatbraune Augen mit leicht geschwollenen Lidern. Seine arme Mamà, er dachte selten an sie. Als Kind hatte er sie geliebt und

mitgeweint, wenn sie sich über ihn beugte und ihre langen Haare und Tränen sein Gesicht kitzelten. Sie weinte schnell und oft, und genauso oft und schnell lachte sie oder sang sie, »Heimweh«, sagte sie zu ihm, wenn sie traurig war, und zog eine Grimasse, aber er ahnte schon damals, daß sie ihm nicht die Wahrheit sagte. Sie zeigte ihm Photos aus dem Land, in das sie sich zurücksehnte. Photos mit dunstigem Sonnenlicht auf üppigen Pflanzen. Über seinem Bett hatte ein großes Photo von einer wimmelnden Hafenpromenade gehangen, ein Palmenrondell, Straßenverkäufer und Frauen mit großen Hüten. Abends, ehe er einschlief, war er oft auf diesem Platz spazierengegangen.

Er lächelte über die Köpfe der jungen Frauen hin, groß wie er war, und öffnete sacht die Tür zu seinem Büro. Der letzte Blick, den er nachlässig zurückwarf, zeigte ihm, daß alle ihm nachgeblickt hatten – mit Wohlgefallen, das erkannte er daran, wie rasch sich alle Blicke von ihm lösten, ehe er die Tür hinter sich schloß.

Frau Blücher teilte ihm Margot zu. Sie hatte einen schönen runden Hintern unter ihrem grauen Rock, wenn sie sich niederhockte, um in den unteren Schubladen herumzuhantieren. Elmar ließ beim Telephonieren kein Auge von ihr, und das entging ihr nicht. Sie erinnerte ihn an eine Osterglocke, ihr Haar umgab ihr Gesicht wie Blütenblätter. Sie wurde rot, als sie seinen Kaffee in die Untertasse schwappen ließ, sie benetzte, ehe sie sprach, die Lippen mit der Zunge. Als er anbot, sie heimzufahren, es war spät geworden, stimmte sie zu; als er ihr in die Jacke half, streiften seine Finger über ihren Hals; als sie die Treppe hinuntergingen, stießen sie zweimal zusammen. Im Wagen rückte sie von ihm ab, ließ aber ihr Knie dort, wo seine Hand den Schaltknüppel bewegte. Er war verliebt in sie, ja, er war verliebt in die Art, wie sie beim Sprechen rasch mit den Augen zwinkerte und wie sie, wenn er sie etwas fragte, zuerst den Kopf senkte und darüber nachdachte. Er sah sie schon liegen in seinem Bett mit der schwarzweiß gemusterten Bettwäsche. Alles schien so leicht zu laufen wie eine geschickt angestoßene Kugel auf dem Billardtisch. Fast machte es ihm Angst.

Sie dirigierte ihn in eine Wohngegend, die ihm fremd war. Als sie aussteigen wollte und sich bedankte, faßte er ihre Hand. Margot, gottlob war ihm ihr Name wieder eingefallen, Margot. Sie fiel ihm um den Hals wie ein Kind und küßte ihn. Sie küßte ihn nicht wie ein Kind. Das duftende Blumenmädchen verschwand und machte einem anderen Bild Platz, das Elmar mit Grauen durchrieselte und ihn erstarren ließ. Es war kein deutliches Bild, dazu ließ er es gar nicht erst heranwachsen, er kannte es, es war ihm vertraut wie das dumpfe Hämmern in der Stirn vor einer Kopfgrippe, wie das Kribbeln im Rachen, ehe man sich übergeben mußte. Was wollte sie von ihm?

Ihre Arme schienen ihn packen zu wollen, ihr Mund versuchte ihn zu ersticken. Das Erstaunen, mit dem sie ihm feuchtäugig entgegenblinzelte, als er sich freigekämpft hatte, war gespielt. Sie hatte einen Anschlag geplant auf seine Rationalität, auf seine Bewegungsfreiheit, auf seine Fähigkeit zu arbeiten, Erfolg zu haben, auf sein friedliches Leben – auf alles. Elmar hörte die vertraute Panikmusik in seinen Ohren jaulen wie nervöse, außer Rand und Band geratene Flöten und Fiedeln. Nur jetzt nicht den Kopf verlieren und Unbedachtes sagen oder tun!
Er zwang sich, ihr die Hand auf den Kopf zu legen und zu lächeln. »Kindchen«, sagte er, »Kindchen.« Das war immer gut.
Jetzt hatte sie auch schon von ihm abgelassen und war zurückgeschmolzen in ihr Pepitajäckchen. Wenn sie das Kindchen war, so mußte er der sensible Erwachsene sein, das erwartete sie von ihm, er konnte es an ihrer Miene ablesen: Mit ›Papa‹ ins Bett, das ja, aber nur, wenn dieser seinen Segen gab. Er gab ihn nicht.
»Verzeihen Sie, Margot, Sie sind so ... wie sage ich, so jung und frisch, und ich bin auch nur ein Mensch ... Sie verstehen. Aber ich bin nichts, gar nichts für so etwas, obwohl die Idee verführerisch wäre, das ja ...«
Sie hörte schon nicht mehr zu.
»Tun Sie doch nicht so, als ob Sie wer weiß wieviel älter wären als ich.«
Sieh da, so wollte sie ihm kommen! »Wir sind Kollegen«, sagte er und schaltete den Motor an. »Hinaus mit Ihnen!«, das letzte ganz locker und mit einem kleinen auffordernden Schwung in der Stimme.
Sie stieg aus, beugte sich zu seinem Fenster und sagte: »Vielen Dank fürs Heimbringen, Herr Küpper«, und dann stackelte sie davon, zum verglasten Haustor. Ihr Hintern unter dem Rock bewegte sich bei jedem Schritt. Nicht irgendwie so, als sei sie auf dem Rückzug, sondern so wie eine Aufforderung: »Follow me!«
Fast hätte er es getan.
Das beischlafwillige Affenweibchen fiel ihm ein, das er vor ein paar Tagen im Fernsehen gesehen hatte. Es gab dem Paviangebieter mit erhobenem Hintern das traditionelle Zeichen seiner Bereitwilligkeit, der aber reagierte nicht. Er hielt auf seinem Schoß das Kind eines anderen, ranghöheren Weibchens, bei dem er sich einzuschmeicheln gedachte. Er hatte nicht reagiert, wohl aber Elmar auf seinem Sofa. Stundenlang hatte es ihn umgetrieben nach dieser Szene. Nein, er wünschte nicht das Affenweibchen in seinen Schoß zu ziehen, sondern eines jener flirrenden sonnenbeschienenen Wesen aus dem Glashaus. Welches? Das wußte er nicht. Alle. Sie waren kaum zu unterscheiden für ihn: eine einzige Frau, deren Hingabe nach Honig und Blütenstaub schmecken mußte.

Elmar kannte diesen Zustand, mit dem er im Auto zurückblieb, ganz furchtlos jetzt und ganz sehnsüchtig. Die halbe Nacht würde wieder draufgehen. Er fuhr los.
Seine Mutter saß an einem Cafehaustisch, und unter ihrem großen weißen Hut leuchteten ihre Augen: zwei samtige Stiefmütterchen. Sie schaute dem Mann auf den Mund, der ihr gegenüber seine Zigarre befeuchtete. Der Mann war nicht sein Vater. Elmar, die Nase nahe der Tischplatte, mit Eis im Mund und einem steifgestärkten Hemd, das ihn am Hals juckte, sah, wie sich der Körper der Mutter zu dem Mann hinüberwölbte: die prallen Segel eines Bootes, das im Wind liegt. Es war, als hielte der dünne Stoff des Sommerkleides ihr Fleisch nur mit Mühe zurück. Ihr Fleisch, das honiggelb war und bräunlich an den Stellen, wo es sich zusammenschob, unter den Achseln, in der Halsbeuge.
Elmar hielt den Wagen an neben dem Park und atmete die Luft der Laubbäume und des nahen Sees ein. Er war müde und erleichtert, entkommen zu sein, und er dachte wehmütig an sein einsames Bett, in dem er liegen würde, bald, den Kopf wirbelnd von üppigen Bildern einer nicht endenden Umarmung und Verflechtung, die ihn forttrug und verschlang, um ihn später auszuspucken, gestrandet und keuchend.
Kleines Flittchen, dachte er, hat wohl geglaubt, ich wäre so leicht rumzukriegen. Frau Blücher würde ihm morgen ein neues Fräulein zuteilen. Er würde sie diskret wissen lassen, daß ihm diese junge Dame nicht kompetent genug erschienen war.

Lizzi trug Jeans und Pullover, und ihre Haare waren an den Seiten kurz geschnitten und auf dem Oberkopf aufgestellt wie dichtes helles Pampasgras. Sie gab gut acht, ihm nicht in die Augen zu sehen, wenn er ihr Anweisungen erteilte, und sprach nur das Nötigste. Ihre Finger mit den abgekauten Nägeln rührten ihn auf unerklärliche Weise, und er hatte Lust, sie an der Hand festzuhalten, wenn sie ihm ein Aktenstück vorlegte, und ihre Handflächen zu küssen.
Er verwickelte sie schließlich in ein Gespräch über das Wohlergehen seiner Fuchsiastöcke auf dem Fensterbrett. Sie hatten Blattläuse, und er sah andächtig zu, wie Lizzi die Blättchen auseinanderbog, befühlte und die grünen Läuse ohne Ekel zwischen den Fingerkuppen zerdrückte. Ja, er machte ihr den Hof, auf seine Weise und über Tage. Sie schien nichts davon zu bemerken und arbeitete willig, und ohne nach rechts und links zu schauen, an der Ordnung seiner Fachbücher und Zeitungsausschnitte. In der Kantine sah er zu, wie sie sich mit Bedacht Salat und Milch auswählte, wie sie sich setzte, wie sie lachte, wie sie sich ins Haar fuhr. Er hatte sie längst geheiratet, hatte

drei Kinder mit ihr, lebte mit ihr in einer hellen Altbauwohnung mit Bäumen vor dem Fenster. Abends, wenn er aus dem Büro kam, verkroch er sich wortlos in ihr. Sie brauchten keine Worte. Lizzi wußte immer, wie ihm war und was er wollte.
Beim Ausflug der Belegschaft führte er sie zwischen den Weidenbüschen hindurch, weg von den anderen, um ihr einen Frauenschuh zu zeigen. Er hätte ihn gerne für sie abgepflückt, etwas an der prallen Selbstgenügsamkeit dieses ›Blütenstandes‹ – sie nannte es so – erregte und irritierte ihn. Er hätte gerne seine Faust um diese Blüte geschlossen und gefühlt, wie die ›zarte Fülle‹ – auch das waren ihre Worte – zwischen seinen Fingern zu Schleim wurde.
Abends in der Kneipe, erhitzt und mit wirren Gedanken, saß er neben ihr am Tisch und fühlte sich vor Liebe schwer und süß wie die Baklawa-Rauten, die vor ihm auf dem Teller in glitzerndem Sirup schwammen.
In seiner Wohnung zog er sich sofort völlig nackt aus, um sich den Rückzug zu versperren. Sie wartete und stand am Fenster vor seinen Kakteen. Alles lief wunderbar. Er streifte ihr Kleid ab, ihre weißen Unterhosen. Sie schloß die Augen, und er trug sie zum Sofa. Er küßte ihre Lider, ihren Haaransatz, er legte sein Gesicht auf ihre Brust und fühlte ihre Finger in seinem Haar.
»Vögle mich«, flüsterte sie. Es war wie ein kalter Regenguß. Er fror plötzlich und machte sich los, um ins Bad zu gehen und heiß zu duschen. Er saß auf dem Rand der Wanne und betrachtete seine Zehen, die sich in den Flausch des Teppichs krallten. Als sie an die Tür klopfte, ließ er das Wasser laufen. Es war lauwarm, und er setzte sich hinein. Irgendwann später hörte er die Wohnungstür zufallen. Er bürstete sich die Fußnägel, schnitt sie, prüfte die Nägel der Hände, wischte Seifenflecken von den glänzenden Hähnen. Als er später nackt und naß durch die leere Wohnung ging, kam der Geruch der blühenden Lindenbäume durchs offene Fenster.
Einmal hatte er vor seiner Mutter nackt getanzt, er mußte damals vielleicht vier Jahre alt gewesen sein. Er hatte auf dem Muster des Teppichs die komplizierten Figuren der verschlungenen Ranken nachgetanzt. Für sie. Er hatte auch für sie gesungen dabei, ganz leise und immer atemloser vom Tanzen. Sie hatte auf dem Sofa gelegen und gelacht. Sie blieb nicht. Sie trug schon das glänzende Kleid für den Abend draußen. Das Mädchen kam und zog ihm seinen Schlafanzug über den Kopf. »Halte meinen Fuß, bis ich einschlafe, das macht sonst meine Mamà«, sagte er, und sie hielt seinen Fuß, aber es wirkte nicht; schließlich verlor sie die Geduld mit ihm und ging hinaus, um sich ein Glas Cola zu holen.

Elmar fragte sich, ob die Mädchen sich über ihn unterhielten. Wenn sie es taten, so dämpfte es ihre Willfährigkeit ihm gegenüber nicht. Vielleicht hatten sie ja Wetten abgeschlossen, wer es bei ihm schaffen würde. Vielleicht führten sie Buch über seine Nachstellungen, vielleicht lächelten sie über ihn, aber warum eigentlich? Er war ein Mann mit Vernunft und Lebensart. Sollte er sich mit einer Frau einlassen, die nicht zu ihm paßte? Sollte er die armen Dinger im Glauben lassen, er habe etwas Ernstes mit ihnen vor, wenn er gottlob immer noch rechtzeitig erkannte, daß dem nicht so war?
»Sie wollen uns angeln«, sagte Dietrich. Er drückte Mayonnaise auf seine russischen Eier. »Sie wollen versorgt sein, einen Mann, einen Namen und ein Bankkonto haben. Da haben die ganzen Jahre Feminismus nichts dran verändert. So sieht die junge Generation aus. Sieh dich vor!«
Drüben steckten die Mädchen die Köpfe zusammen. Die eine, die mit dem roten Band im Haar, hatte sich im Lift an ihn geschmiegt, daß es seine Art hatte, die mit dem Silberblick hatte ihm eine Fluse vom Revers genommen, am Morgen, als er durch die morgendlich zwitschernden Computer schlenderte. Sie hatte sich viel Zeit gelassen damit und ihn angesehen, als erwarte sie einen Orden für ihre Tat.
Wenn er jetzt zwischen den Tischen durchging, gab er gut acht, daß ihm niemand in den Weg kam, um Körperkontakt mit ihm herzustellen. ›Bodycheck‹ nannte es Dietrich und lachte unmäßig.
»Welche hast du für dich ausgewählt?« fragte Elmar, bemüht, lässig zu klingen.
»Keine«, rief Dietrich, »keine! Meinst du, ich will mir das Leben zur Hölle machen?«
»Wieso?« Elmar schöpfte Mut, aber Dietrich winkte ab. »Hier im Büro – hör mal!« Er war also kein Leidensgenosse.

Als er krank war, eine kleine Angina, schickten sie ihm eine Laura, sie mußte neu sein, er konnte sich nicht an ihre Frisur erinnern. Ein Kopf voller langer gekräuselter Haarsträhnen, jede stand für sich. Sie brachte Papiere zur Unterschrift und ein Körbchen mit Obst von der Belegschaft.
Sie setzte sich auf den Bettrand und fragte ihn, ob sie etwas für ihn tun könne. Die Dreistigkeit so eines Angebots nahm Elmar fast den Atem. Jetzt, in seinem fiebrigen, dünnhäutigen Zustand erkannte er, daß alles ein Komplott war, man wollte ihn zu Fall bringen. Er konnte ahnen, wer alles eingeweiht war. Laura hatte einen engen Pullover an, mit nichts drunter. Sie stand auf, als er sich unter die Decke verkroch, und sagte sehr höflich, aber etwas gelangweilt: »Videokassetten? Selterswasser? Oder vielleicht Bücher?... Sabinchen hat mich beauftragt...«

»Für Sie doch bitte Frau Blücher«, sagte Elmar und richtete sich auf.
Als sie ging, blieb ein Geruch von Obst im Zimmer zurück, und Elmar betrachtete die Äpfel unter der Klarsichtfolie mit wachsendem Appetit. »Es geht mir besser«, dachte er, und später dachte er »abgeschmettert« und machte sich daran, sich selbst zu trösten, unter der Bettdecke und mit einem kleinen Lächeln um den Mund, das er kannte und schon öfter im Spiegel beobachtet hatte, bei solchen Gelegenheiten.

Nun, da er die Lage erkannt hatte und Vorsicht walten ließ, durchmaß er morgens das Glashaus wie einer, der hastig einen Fluß überquert; zwar fühlte er das Zerren der Strömung, zwar stolperte er gelegentlich, aber er machte sich mutig, kalt und unverletzlich. Er richtete seine Augen auf das andere Ufer: die Tür zu seiner Zelle. Wenn er jetzt Hilfe brauchte, bat er Frau Blücher um eine Überstunde. Das konnte er, das ging, sie hatte ihm das schon angeboten, wenn die jungen Dinger, wie sie es auszudrücken pflegte, mit einem kleinen Runzeln der Nase, also wenn diese jungen Dinger noch nicht versiert genug waren, die komplizierten Vorgänge im Verwaltungswesen zu überschauen.
Elmar hatte einen Sieg errungen über seine Triebe, und das machte ihn übermütig. Der tückische Anschlag des Fleisches auf Leben und Karriere war von ihm abgewehrt worden. Und er gratulierte sich selbst zu seinem kühlen Kopf. Aber es war ihm nicht möglich, dieses zufriedene Gefühl eines Staatsmannes, der ein Attentat gerochen und vermieden hat, über den ganzen Tag auszudehnen. Er beneidete Dietrich um sein ›festes Verhältnis‹, wie dieser es nannte, ›sein Programm‹.
»Ich habe heute abend mein Programm«, sagte er und ließ augenzwinkernd wissen, daß er nach einem hitzigen Konferenztag abends die Entspannung einer bewährten Dame in Anspruch zu nehmen gewohnt war. Einer Dame, die Verständnis zeigte für sein schweres Leben als aufsteigender Angestellter und die parat stand, wenn es ihm gelang, Zeit für sie zu erübrigen.
Elmar, dem dergleichen immer dringlicher fehlte, verbrachte seine Abende in wechselnden Zuständen des Jagdfiebers, der Einsamkeit, der Frustration und der Angst. Angst machten ihm vor allem seine fleischlichen Bedürfnisse, die ihm oft den Schlaf raubten, und auch der Schlaf, wenn er endlich kam, gab keine Sicherheit, seine Träume entsetzten ihn. Sie waren von einer grellen und widerwärtigen Deutlichkeit. Nicht einmal Dietrich wagte er davon zu erzählen.
An dem Abend, als Frau Blücher ihn zu einem kleinen Empfang anläßlich ihres zehnjährigen Firmenjubiläums zu sich bat, überlegte er lange, ob er nicht krank werden sollte. Die Vorstellung all der jungen Damen, die in Frau

Blüchers kleiner Wohnung herumstehen würden, die Gläser in der Hand, löste eine gelinde Panik bei ihm aus, als wolle man ihn in ein Haifischbecken stoßen. Er bezwang sich nur mit großer Anstrengung.
Er hielt sich den ganzen Abend erfolgreich im Dunstkreis der Kollegen und erkannte mit Genugtuung, daß diese Männer, wie kühn sie auch in der Kantine geklungen hatten, hier als einträchtiger Pulk zusammenblieben und sich darauf beschränkten, den Damen vielsagende Blicke zuzuwerfen und sich gegenseitig zuzunicken.
Vielleicht lag alles an der wohltuenden Gegenwart von Sabinchen. Mit leichter Hand fügte sie auch die Mädchen zu einer Gruppe zusammen und pendelte gastgeberinnenhaft zwischen den beiden Fronten hin und her. Elmar bewunderte die dekorativ angeordneten Häppchen und lobte im Chor mit seinen Verbündeten den Wein, den Champagner, den Kaffee. Er trank mehr, als das sonst seine Art war, und fand sich um drei Uhr morgens mit einemmal allein und mit gelockerter Krawatte auf dem Teppich sitzend, ein Schinkenbrot in der Hand.
Frau Blücher – zum erstenmal sah er sie mit leicht aufgelöster Frisur und ohne Schuhe – leerte Aschenbecher in einen blauen Müllsack. Er betrachtete gewohnheitsmäßig ihren Körper unter dem lockeren Seidenkleid und ihre Waden, die dicht vor seiner Nase hin und her glitten. Nicht übel, dachte er, und wartete nervös auf das Gefühl der Beklemmung, das in ihm aufsteigen würde, sobald die hellen Waden vor ihm Halt machen würden.
Er hob den Blick und sah, daß er am Sideboard vorbei und um den Sessel herum mit vier Sprüngen an der offenen Tür sein konnte und daß nur zwei Schritte ihn sodann von der Wohnungstür trennten. Er machte sich daran aufzustehen, den Mund voll Schinken und Brotkrumen. Er suchte nach einem netten Satz, mit dem er seinen Abgang begleiten könnte.
Sabinchen stellte im Gang den Plastiksack neben die Eingangstür, staubte ihre Hände ab und schob den Riegel vor.
Elmar war schon halb aufgestanden und kämpfte mit dem Gleichgewicht. Sabinchen fing ihn auf und drückte ihn sanft zurück auf den Teppich. Ein schöner Teppich, sicher nicht billig, grüne Efeuranken auf blaurotem Grund.

Viktor Jerofejew
Schenkas Thesaurus

»Tacitus hat recht«, hatte Schenka gesagt. Er stand wieder deutlich vor mir. »Sie sind wirklich Menschenhasser, die Christen. Sie dulden keinerlei Eigeninitiative, nur korrekt sterben darf man. Keine Kindheit. Nicht Leben, sondern Tod wurde mir verordnet. Sie hat gern an den Ohren gerissen. Überhaupt an allem. Darum stehen sie auch ab. Pädagogische Maßnahmen.«
»Aber kann man denn von dieser *Betschwester* auf alle anderen schließen?«
»Sie war eine schlichte Seele, hat alles ausgeplaudert. Unterwerfung, Demut, Ehrfurcht und langgezogene Ohren.«
Danke. Aus Warschau tauchten meine amerikanischen Freunde auf, die herzlichste Grüße von Schenka ausrichteten. Mein Danke war ihnen zu schlapp. Was ist los? – wunderten sich die Yankees (polnischer Abstammung übrigens). Polens nicht erwiderte Liebe zu Amerika.
Da die Geschichte (groß geschrieben), wie sie auch weitergehen mochte, für mich sozusagen beendet war, ich mich auf eine andere (groß geschrieben) nicht mehr einlassen werde und der Treibstoff versiegt war, langweilte ich mich.
Ihren Worten konnte man entnehmen, daß er aufgeblüht war und sich vermehrt hatte. Vier kleine Mädchen. Kein einziger Junge. Warum nur sind diese Amerikaner immer so anstrengend enthusiastisch? Eine gemeinsame Idee ist die Garantie für Enthusiasmus. Ha, auch euer Propeller wird bald zu Bruch gehen.
Irgendwann mal hatten wir Seite an Seite gekämpft. Ich muß in diesem hoffnungslosen Kampf doch irgendwas Schönes an mir gehabt haben, denn sie drückte sich trotz der ach so gelungenen Ehe immer auf besondere Weise an mich, wenn sie sich dem nicht strafbaren Minimalismus unserer Wiedersehens- und Abschiedsküsse hingab. Dann reisten sie für immer ab; wir weinten – das heißt, wir lebten.
Indessen begann sie, dezent herausgeputzt, die Zeichen meiner Langeweile deutend, mir vorzuspinnen, ich befände mich auf dem Olymp, ihre Zahl aber sei Legion, doch damit kann man mich heutzutage nicht mehr kaufen;

während ich im kühlen und bitteren Meer von Biarritz badete, versäumte ich die jüngsten Gefechte und meine letzte historische Chance, zwischen den Halbnackten im friedlichen Sand des Strandes liegend, der nicht im geringsten reagierte, nur die Fahnen über den Köpfen der Eisverkäuferinnen standen stramm, aber dafür faßte ich wieder Mut, denn ich hatte die gemeinsame Idee zurückgewonnen, und da war alles zu Ende. Die Geschichte hatte sich zusammengeballt.
Die Langeweile sah trügerisch aus wie Hochmut, ich schämte mich und sagte über meinen Olymp, er sei beschissen. Womit ich alle, eingeschlossen mich selbst, in Verlegenheit brachte. Wir erstarrten wie kleine Eidechsen.
Und was ist nun mit Schenka? Wie geht es ihm? Man hört, er habe vom Schauspieler zum Schriftsteller umgesattelt, na ja, darin hat er sich früher schon versucht, hat immer schon seine Ideen verbreitet.
Was bin ich für ein hinterhältiges Schwein, dachte ich mit einem gewissen Entzücken über mich selbst, was bist du bloß für ein selten ausgekochtes Schwein.
In einer schlampig gemachten Warschauer Zeitschrift stieß ich auf seine, wie es dort hieß, *sensationelle* Novelle. Das heißt, einen Roman über die Warschauer Luxusnutten. Eine einzige Verstopfung mit wüstem Slang, eine Kanalisationskatastrophe, ein mißratenes Decamerone. Da schmachten zu »Sylwester« die Nutten nach ihren Kunden, schimpfen über den Neujahrskarneval, weil sie deswegen vorübergehend nichts zu tun haben, und tauschen Erfahrungen aus. Reichlich unglaubwürdig, erklärte ich den verschreckten Amerikanern. Und überhaupt. Handel mit gewaschenen Geschlechtsorganen mag ich nicht.
Irgendwie vermehren sich die Polen auf dieser Welt wie die Karnickel. Ich weiß gar nicht, warum ich angerufen habe. Ich war ja schließlich nicht in Paris, um mich mit Polen zu treffen. Ich bin erstaunlich taub gegenüber der polnischen Kultur. Ich habe keine blasse Ahnung davon, obwohl ich so tue als ob. Ich habe nichts gelesen, ihre Geschichte kenne ich nicht, König *Batory*, weiß nicht genau, wie man den schreibt, wofür er berühmt ist, interessiert mich auch nicht. Ich bin nach Warschau gefahren, als man nirgendwo anders hingelassen wurde, um in den Abfällen von Europa zu wühlen, mir schien das dort eine Fundgrube zu sein.
Heute ist es amüsant, ihre Zuckungen zu beobachten. Aber damals lief Schenka mit stolzgeschwellter Brust umher, die Jeansjacke mit Mao-Tsetung-Abzeichen auf dem nackten Körper. Ich hätte nie gedacht, daß das möglich ist. Durch Schenka, den Führer, fiel bei mir der eine oder andere Groschen. In kleinem Maßstab natürlich, ganz allmählich, aber immerhin. Durch dieses idiotische Abzeichen.

Jetzt trug er wieder eine Jeansjacke, aber die Brust war nicht nackt, und die Jacke hatte eine andere Größe. Damals war er schmächtig, damals, mit dem Abzeichen. Mit seinen Erinnerungen an die rachitische Kindheit. Und nun war er seinem Vater ähnlich. Mir wurde ganz mulmig. Damals sah er nervös und gestreßt aus; er versuchte sich durchzuboxen. In barbarischem Französisch bestellte er zwei Bier, dann noch zwei und zog zwei zerknüllte Franc-Scheine aus der Jackentasche. Auch ich hatte seitdem zugelegt. Im Lichte von – Verzeihung – Glasnost. Das Café war laut und eng. Er schrie quer über den Tisch, daß er in einem Vorort wohne und seine Familie nur aus Weibern bestehe, Ewka nicht arbeite, sie aber keine Not leiden, daß er nicht nach Warschau zurück wolle, weil Polen Scheiße sei. Polen sei immer schon Scheiße gewesen, und jetzt sei es eher noch schlimmer geworden, da habe er nichts verloren. Ich pflichtete ihm bei, wenn auch etwas reserviert, und brüllte zurück, ich sei nur auf Durchreise in Paris, flöge nach New York, von dort gehe es dann für einen Monat nach Los Angeles, ich hätte verschiedene Dinge zu tun, tja, ich sei richtig *światowy* geworden, weltläufig, genau wie er, *very international.*

Schenka war aus irgendeinem Grund erfreut und überhaupt irgendwie begeistert über unsere Begegnung, zog ein dickes Notizbuch hervor und versorgte mich mit einer Menge Telefonnummern, die mit 213 anfingen. Das waren alles irgendwelche hollywoodnahen Polen, die sich mit den Ellenbogen im Presse- und Filmbusiness durchgekämpft hatten, die ich jedoch niemals anrief, da ich ihre Telefonnummern in einen Pariser Mülleimer warf, weil ich kein Bedürfnis verspürte, in Los Angeles irgendwelche Polen zu treffen. Auch auf Los Angeles hatte ich keine besondere Lust, dieses abgrundtiefe Apfelsinenparadies, ich hatte eine ungute Vorahnung, aber egal. Na, laß hören, schrie ich freundschaftlich, wie geht's denn deiner vollbusigen Ewunja. Schenka wollte mich stehenden Fußes zu sich nach Hause abschleppen, aber das hatte mir gerade noch gefehlt. In Paris wird der Mensch sehr schnell träge, läuft wenig und fährt wenig. Vor allem nicht in die Vorstadt.

Das war auch zu ›Sylwester‹ gewesen, in der Warschauer Wohnung, als in der Küche hinter dem Kühlschrank Ewkas Brüste Gottes Sonne erblickten. Aber sie war selbst schuld, das heißt nicht schuld – sie wollte das einfach. Es gibt unter den Polinnen so eine Sorte. Die sind sehr bumsfreudig. Vielleicht sind sie die bumsfreudigsten innerhalb der weißen Rasse, mit der schwarzen kenne ich mich nicht aus. Sie tropfen nur so von allein. Und Schenka mit seinem Mao Tse-tung und seinem Gemüt, schlicht wie Bigos, schaute verdrießlich drein.

Wir saßen auf dem Fußboden und sangen einheimische Protestlieder. Die

jungen Leute damals in Polen waren klasse, nicht nur, was die Bumsfreudigkeit betraf. Im Vergleich mit unseren schwerfälligen Trotteln waren sie um zwei Generationen, um nicht zu sagen einige Jahrhunderte weiter entwickelt. Das Fehlen der Renaissance in Rußland hatte heftige Auswirkungen.

Der Flur Europas begann in der Mitte der Brücke, die über den kahlen Bug gespannt war. Auf der anderen Seite fingen die Kinder kleine Fische, die Jeans aus heimischer Produktion bis zu den Knien hochgekrempelt. Auf unserer Seite hielten sich die Soldaten mit ihren Maschinengewehren versteckt.

Pan prokurator ma racje
Mamy w Polsce demokracje...
(Der Herr Staatsanwalt hat immer recht
Wir haben in Polen Demokratie...)

Um Mitternacht kroch die ganze Bande unter den Tannenbaum. Ewka, die bei mir saß, hatte ein dänisches Kartenspiel geschenkt bekommen. Damals war Dänemark auf diesem Gebiet die führende Großmacht, und Ewka freute sich an der Hochglanzvierfarbschweinerei. Ich kenne Mickiewicz kaum, aber mir scheint, daß er klüger war als sein russischer Freund Puschkin. Andererseits sind die Polen ein untalentiertes Volk, das von seiner unglückseligen Geopolitik erschöpft ist wie vom Onanieren.

Ewkas Vater, ein kleiner Parteiapparatschik mit typischem Meckischnitt, riet Schenka, an die Universität zu gehen, da er in seinem zukünftigen Schwiegersohn einen ausgezeichneten Kämpfer gegen die Hydra der polnischen Kirche sah (95 Prozent Symphatisanten, wenn nicht mehr). Ewunja stopfte russischen Kaviar in sich hinein und fuhr einen eigenen »Käfer«. Ich habe mit dreiundachtzig Weibern geschlafen, bekannte Schenka. Ich war verblüfft über seine Offenherzigkeit.

Die Herrschaft der Roten schien sogar in Polen ewig zu sein. Ewka zeigte mir zärtlich eine dänische Karte mit einem leckenden Mädchen, das verschwitzt und von oben bis unten mit Sperma bekleckert war. Also wirklich, daß sie diese Dänin so weit gebracht haben..., dachte ich. »Und du, hast du es *so* gern?« fragte sie mich, noch bevor sie meinen Namen kannte. Die weichen Konturen der polnischen Felder beruhigen die Nerven. Störche. Trauerweiden. Störche. Ewka war keine Ausnahme. Trotz der familiären kommunistischen Vertrautheit kannte sie die Russen nicht und fürchtete sie. Daß sie den Halbrussen Schenka geheiratet hatte, war nach polnischen Maßstäben eine Heldentat.

In ihrer Frage lag viel Wärme und Leichtigkeit, der Wodka tat ein übriges. Solch ein Verhalten ist in den Gegenden östlich des Bug unbekannt. »Und

du?« fragte ich, ein wahrhaftiger Iwan, geradeheraus und ausweichend zugleich. »Sehr«, nickte sie ohne jede Verlegenheit.
Das Blut pochte in meinen Schläfen. »Auch ich bin Russe«, sagte Schenka auf polnisch zu mir, hager und nervös wie ein zu Hoffnungen Anlaß gebender Schauspieler. Er hatte einen ganz und gar nicht russischen Gang, seine Körperbewegungen waren nicht russisch, seine Brust war wie ein Wagenrad. Als Schenka meine Zweifel oder vielleicht meine Gleichgültigkeit oder zumindest mein sehr begrenztes Interesse klar erkannte, erklärte er mir, er suche seinen russischen Vater, und zwar schon seit vielen Jahren.
Mit einem Glas Jarzębiak gingen wir in die Küche. Wir kippten eine Menge von diesem Ebereschenschnaps in uns hinein, und sie zeigte uns, hinter den Kühlschrank gequetscht, sehr freundschaftlich ihre gepflegten Brüste, welche ich mit ihrer Billigung vorsichtig berührte. Etwas später versuchte ich sie dazu zu bringen, mit mir ins Treppenhaus zu kommen, oder in den Keller, oder nach draußen, wo es lächerlich wenig Schnee gab, ein Witz gegen unsere Schneewehen und Filzstiefel, und in der feuchten Luft roch es gar nicht wie bei uns, es roch nach anderem Benzin. Schenka bedeckte mit einer sachlichen Geste ihre Brüste und schleppte sie ab aufs Klo, aus dem sie nach etwa zwanzig Minuten, glückselig strahlend, wieder herausschwebte. Ich drängte mich nicht auf.
Schenka und ich beschlossen, Freunde zu sein.
An der runden Theke einer Künstlerbar, die gerade in Mode war, erzählte er mir die Geschichte seiner verunglückten Kindheit. Sie war wie eine Furie zur Beerdigung gekommen, hatte Schenka mit einem Seufzer angeschaut und ihn angewidert mitgenommen. Bis zum Ende ihres Lebens hatte sie gefunden, die Schwester sei mit Absicht gestorben, um ihr dieses dreijährige Miststück auf den Hals zu laden.
Ich fragte ein paar kluge Polen, wem sie lieber ihre Tochter zur Frau geben würden: einem Deutschen, einem Juden oder einem Russen (alle drei Nationen sind ungeliebt und von ihrer Religion her fremd). Die Russen waren die absoluten Verlierer: alle wollten ihre Tochter einem Russen weniger gern anvertrauen als einem Juden.
Sie sperrte ihn in der stinkenden Toilette ein. Sie machte alle möglichen idiotischen Dinge mit ihm, sie zwang ihn, Gebete zu lernen, und wenn er sie nicht auswendig konnte, beschmierte sie ihm die Wangen und den Hals mit Kot. Er entwickelte Initiative und Unternehmungslust. Die Tante liebte Sauberkeit und schlichte, ausgebesserte Kleidung, sie verachtete fremden Luxus, liebte die kleinen Dinge und haßte die Macht des Volkes.
»Also, alter Freund, der Kommunismus ist besser. Wegen dem kann man sich wenigstens erschießen, man kann aufhören zu sein, aber hier ist es

verboten, sich zu erschießen, alle Gedanken sind von außen und oben zu sehen, da kann man sich nicht verstecken.«
»Trotzdem Vorsicht.« Mich fröstelte.
Pani Kasia weigerte sich, uns eine weitere Portion Wodka zu bringen.
»Was braucht ihr noch Wodka, panowie? Hört euch doch an, ihr redet ja schon russisch!«
»Wir sind Russen!« kicherte ich.
»Laß mich zufrieden!« regte sich pani Kasia auf, eine liebe kleine fette pani.
»Sinnlos«, sagte Schenka und winkte gutmütig, aber resigniert ab. »Die Tante hat mich soweit gebracht, daß ich mit Vergnügen die Martyrien der Urchristen studiert habe, besonders die der Urchristinnen. Die Leiden der Großmärtyrerin Anastassia haben mir sehr gefallen. Schon mal gehört?«
»Woher denn!« rief ich flehend.
»Ein reiches und schönes Aas! Übrigens waren sie alle reich und schön... Man hat verschiedene Methoden versucht«, deklamierte Schenka wie ein Schauspieler, »um sie zur Verleugnung ihres Glaubens zu bewegen, aber alle blieben erfolglos. Und da wurde ihr eine schreckliche Strafe zuteil...« Er stockte und sah mir mit seinen kleinen Augen direkt in die Augen. »An vier Pfähle fesseln, Feuer daran legen und lebendig verbrennen.«
Wir gingen den nächtlichen Novy Świat entlang. Zaghafte sozialistische Neonbeleuchtung. Dieses ewige Einenkopfkürzermachen war manchmal ziemlich unappetitlich; Schenkas Phantasie käute diese Geschichten ohne jeden Enthusiasmus wieder, wie fade Bouletten aus der Kantine, aber manchmal wurde auch ein Leckerbissen aufgetischt: »Zum Beispiel die drei durch Beten und mütterliche Ermahnungen gestärkten Jungfern, von denen die älteste zwölf Jahre alt war...« Schenka wurde von nächtlichen Pollutionen gequält.
Schenka lebte sich in Ewkas Familie ein; er erholte sich von seiner Kindheit. Er wollte, daß ich seinen Vater suchte. Ich versprach es ihm, unternahm aber nichts. Es juckte ihn fürchterlich, den Vater zu finden.
Na, was ist, fragte ich ihn in Paris, hat man rausgefunden, wer Iwan Sergejewitsch umgebracht hat? Das wird man nie rausfinden, sagte er. Schreib doch über deinen Vater, sagte ich, das ist ein sehr viel interessanteres Thema als Prostituierte. Schenka runzelte die Stirn. Was Ewka betrifft, so versagt mein Gedächtnis. Sie hatte gerade die Kleine schlafen gelegt. Schenka bei Dreharbeiten. Die neue Wohnung mit düsterer Küche, trotz Papa. Wir tranken Tee. Ich begann wohl, nach ihrer Hand zu greifen, aber dann scheint doch nichts passiert zu sein. Als sie mich vor die Tür setzte, strich sie mir

über die Wange. Über seine sowjetischen Kanäle fahndete Ewkas »Mecki« diplomatisch nach Schenkas Vater. Eilig wurde für Schenka eine Reise besorgt, die in Leningrad begann.
Eine bleierne warme Nacht. Das polnische Konsulat, das auf »Meckis« Empfehlung Schenka Obdach gewährte, war verrammelt und verriegelt. Nur der schläfrige Milizionär hielt sich mühsam in seinem Büdchen auf den Beinen. Mit heftiger Atemnot kämpfend, näherte sich Iwan Sergejewitsch dem schwarzen Gitter. Der Posten warf sich ihm auf seinen geschwollenen Beinen in den Weg. Rühren Sie ihn nicht an, heulte der polnische Schenka auf. Die Polen haben weitaufgerissene Augen. Was Rußland betrifft, so übertreiben sie alle infolge einer korrekten historischen Gnosis. Zwei weinende Schatten, deren Finger sich durch das Gitter hindurch ineinander verflochten, standen bis zum Morgen da und küßten einander die Hände.
Mit Schenkas armseligem Rucksack im Gepäck fuhren sie glücklich wie Jungverheiratete mit dem ersten Zug nach Moskau ab.
Das Kindchen steckte ihr einen wundervollen Ring an den Finger und sagte zu ihr: »Du sollst keinen irdischen Bräutigam kennen.« Katharina erwachte mit unsäglicher Freude im Herzen.
Aus dem Väter-Urväter-Kartenspiel wurde kein operetten- oder opernhafter, ja nicht einmal ein balletthafter Holzkopf hervorgezaubert, hier wurde nicht Verstand, noch Dummheit geboten, nein – ein Vater. Der Beweis: brutal, grobschlächtig, starrköpfig, geradeheraus. Wie einen Grünschnabel hatte man Schenka zum Spaß nach Leningrad verfrachtet, und dann, in Moskau, ging es erst richtig los: nach dem Abendessen mit Kristallgläsern, Kognak, gedörrtem Stör, marinierten Pilzen, Pastete (Iwan Sergejewitsch, der Könner, hatte sie selbst gebacken) – man trank ordentlich – wurde gleich am ersten Abend (wozu Zeit verlieren?) zum Dessert die väterliche Beichte aufgetischt.
Ich denke an Augustinus, der sagte: »Ich will mich all meiner begangenen Schandtaten und der fleischlichen Verderbtheit meiner Seele nicht darum erinnern, weil ich diese liebte, sondern weil ich Dich, mein Gott, lieben will.«
Er fesselt mich bis heute noch so sehr, daß ich, wenn es auch meiner (im Grunde) zufälligen Erzählung zum Schaden gereichen sollte, seinen Gedanken, der allmählich die Intonation eines Gebetes annimmt, bis zu Ende zitieren werde: »Erfreue mich, Herr, Du untrügliche Freude, Freude des Glücks und der Ruhe, nimm mich zu Dir, der ich mich in Zerstreuung und Zerrissenheit von Dir, dem Einzigen, abgewandt und mich in Vielem verloren habe. Irgendwann einmal in meiner Jugend brannte mein Herz, sich an

der Hölle zu sättigen, meine Seele fürchtete nicht, dicht zu bewachsen vom Unkraut finsterer Liebe, meine Schönheit welkte dahin, und ich bin Fäulnis geworden vor Deinem Antlitz.«
Nach jeder Begegnung mit Augustinus bin ich, wie soll ich es ausdrücken, *dizzy* (ich weiß nicht, ob mich jemand versteht). Aber egal. Im Unterschied zum Bischof von Hippo erinnerte sich die russische »Fäulnis« ihrer begangenen Schandtaten mit großer Begeisterung.
Nach dem Krieg war er in Litauens Wäldern auf Jagd nach Partisanen gegangen und hatte aus ihnen Beefsteaks gemacht.
»Ich war ein Gott!« rief Iwan Sergejewitsch aus, knallrot im Gesicht. »Alles hab ich gemacht: gefoltert, genötigt, entehrt, angeworben, verurteilt, gezüchtigt, gequält, bestraft.«
Er benutzte wie ausgesucht sämtliche Verben, die von den Grundsätzen menschlicher Ethik ausgeschlossen werden.
Übrigens war hier was faul: die Beichte geriet viel zu abstrakt und unmotiviert, lauter Verben. Sie war ein einziges Umgehungsmanöver gegenüber der schönen Wortkunst. Er konnte nicht einmal vernünftig erzählen, beklagte sich Schenka später, keinerlei einprägsame Details. Klar war nur, daß er viele kurz und klein geschlagen hat.
Die Untalentiertheit des Erzählens beunruhigte mich, weil ich sie für ein Indiz hielt. Nicht weil es sie nicht gäbe, haben die Farben nicht gereicht, überlegte ich, sondern weil diejenigen, die sich zum Ziel gesetzt haben, Schenka *in seine Schranken zu weisen,* unfähig sind zu kunstvollen Lügengeschichten. Die ganze Quälerei präsentierte sich eher als Mahnung denn als Bild und geriet daher nicht sonderlich überzeugend.
Die Logik des Sujets verlangte, Schenkas Empfängnis zu sichern. Wie aus der Erzählung Iwans des Schlächters hervorging, trat sehr bald der Schatten der Vergeltung auf den Plan. Als sie im Sturm irgendeine Hütte mit wie üblich bärtigen Partisanen nahmen, bekam er endlich eine Kugel in den Bauch.
Wenn ich nicht zu träge wäre, könnte ich seine hervorquellenden Augen beschreiben, wie er sich an den Bauch greift, er hat einen Schock, er versteht überhaupt nichts, er läuft linkisch, wie mechanisch los mit seinem Bajonett, die Hände voller Blut usw. Im Lazarett kommt er wieder zu sich.
Dann die Krankenschwester, aus irgendeinem Grund Polin, farblos, dörflich, eingeschüchtert, prosowjetisch, die sich dann nichtsdestoweniger in schwangerem Zustand in Polen wiederfindet.
Wer hat sie dorthin gelassen, wie ist sie dorthin geraten, wo doch laut der Erklärungen des sogenannten Vaters Liebe im Spiel war? Natürlich hat er in Gegenwart des Sohnes die Liebe hervorgehoben, doch was ist männliche

Liebe anderes als die träge und unstete Bevorzugung einer Frau vor vielen anderen?
Kurzum, unser Menschenschinder stirbt nicht. Zosia pflegt ihn gesund. Zosia stinkt nach Desinfektionsmitteln wie ein altes Flugzeug der Aeroflot. Irgendwo in der Wäschekammer oder vielleicht gar unter dem verrotteten Vordach haben sie ihren Roman, und der Vater hat seinen Spaß an der Überlegenheit über das gegenstandslose Trockenholz der genesenden Kameraden.
Als Iwan Sergejewitsch halbwegs wieder auf den Beinen war, verlegte man ihn nach Sibirien: jedenfalls vergossen Zosia und er ein paar Tränen, als sie sich trennten (nach der einen Version; nach der anderen verabschiedeten sie sich nicht einmal voneinander).
Von seinem Dienst als Lageraufseher (o Gott, noch so eine abgeleierte Platte!) erzählte er überhaupt nichts (es hat ihn ja auch keiner gefragt), aber ein Dossier über ihn gab es offenbar, und gleich nach Stalins Tod wurde er aus den Staatsorganen entfernt (möglicherweise für seinen Dissidentenkontakt zu einer Ausländerin – in dem Fall haben wohl wirklich, falls es hier angebracht ist, von Wirklichkeit zu sprechen, die durchlöcherten Kampfgenossen nachgeholfen, die seinen Erfolg bei der zwar farblosen, aber noch nicht gar so alten Fotze nicht verknusen konnten – oder aber für seine Greueltaten gegenüber der litauischen Bevölkerung oder auch für dieses zweifache, gleichwertige Verbrechen).
In seinem weiteren Leben erhielt er den Dienstgrad eines Revisors und befaßte sich mit der Bekämpfung von Unterschlagung, was ihm als unehrlichem Menschen ermöglichte, herrlich und in Freuden zu leben, wenn auch im Verborgenen (seine Wohnung im scheußlichen Moskauer Bezirk Koptewo erschien mir wie eine finstere Festung, vollgestopft mit Möbeln, unausgepackten Kisten, Kühlschränken, Fressalien. Und mit Brillanten, fügte Schenka hinzu).
Als Iwan Sergejewitsch seine wenig kunstvolle Beichte vor dem gewonnenen Sohn beendet hatte, fiel er plötzlich und unerwartet schluchzend ins andere Extrem:
»Wirst du mir verzeihen, mein Sohn?«
»Ich verzeihe dir, Papa!« antwortete Schenka, der ziemlich gebügelt war, wie aus der Pistole geschossen.
»Wie kann man mir bloß so einfach verzeihen?« Iwan Sergejewitsch schlug unzufrieden die Hände zusammen. »Ich habe schließlich drallen Litauerinnen den Revolver in die Fotze gesteckt und losgeballert...«
»Entsetzlich! Entsetzlich!« Schenka griff sich an den Kopf. »Aber so waren die Zeiten, Papa. Krieg.«

»Unsere Sache war gerecht, mein Sohn.«
»Verstehe.«
»Ich habe litauischen Säuglingen den Kopf an einem Zaun eingeschlagen!«
Schenka ächzte.
»Warum das, Papa?«
»Um besser gegen den Faschismus zu kämpfen.«
»Ja ja, verstehe.«
»Ich habe unschuldige Ackerbauern in die Gaskammern geschickt!«
»Hatten die Kommissare etwa Gaskammern?« fragte Schenka verblüfft.
»Wir hatten alles«, sagte Iwan Sergejewitsch traurig.
»Papa«, sagte Schenka, »wer immer du bist, ich bin froh, daß ich dich gefunden habe.«
Mit Tränen in den Augen küßte er dem Vater die rechte Hand.
»Dann laß uns vor der Ikone beten«, sagte Iwan Sergejewitsch, und seine Augen blitzten. Er zerrte Schenka ins Nebenzimmer, wo er auf die Knie fiel und Schenka nötigte, neben ihm niederzuknien. Schenka, vom Katholizismus vergiftet, weigerte sich.
Als Resultat dieser Unstimmigkeit, die, wie ich vermute, die Grundlagen des Vergeltungsprogrammes zerstörte (Schenkas Gutmütigkeit etwa?), trat eine Verzögerung ein, eine Art *time-out* zum Überdenken der Fortsetzung. Als sich die Zeit wieder in Bewegung setzte, riß Schenka den Mund auf.
»Familienbesitz!« sagte der Vater stolz. »Das ist die einzige Frau, die ich liebe.«
Auf Schenka blickte die schmerzerfüllte Matka Boska in Form einer kostbaren russischen Ikone herab. Der Goldbeschlag war mit Edelsteinen besetzt und strahlte wie das Fest des Schutzheiligen selbst.
»Welches Jahrhundert?« fragte ich Schenka.
»Fünfzehntes.«
»Bist du religiös, Papa?«
»Sehr«, war die leise Antwort.
»Verzeih ihm«, bat Schenka leidenschaftlich die orthodoxe Madonna und sank auf die Knie. »Verzeih einem sündigen alten Mann.«
Schenka hatte immer davon geträumt, reich zu sein. Iwan Sergejewitsch köderte ihn mit seinem Einverständnis, *sie* außer Landes zu bringen. Ich reiste hin und wieder mit meinem Dienstpaß nach Polen, um dortige Russischlehrer, die sich nebenbei mit Otter-, Nerz- und Kaninchenfellen befaßten, in meiner Muttersprache fortzubilden. Vater und Sohn bemühten sich auf einmal wie verrückt um meine Gunst und schoben mir fortwährend löffelweise schwarzen Kaviar in den Mund.

Ich sagte nicht nein, doch innerlich lehnte ich kategorisch ab. Unterdessen spazierten sie Arm in Arm durch den Alexandergarten und besuchten die Tretjakow-Galerie.
Nachdem sie am dritten Tag die »Ausstellung der Errungenschaften der Volkswirtschaft der UdSSR« besucht hatten, kniete Schenkas Vater vor dem Schlafengehen vor der Ikone nieder und ließ die Hosen herunter.
Seine Bauchfalten waren von den unregelmäßigen Spuren des Gummibandes verwundet. Neben seinem Bauchnabel hatte der Hosenknopf wie ein prähistorischer Vogel in einem Stein einen Abdruck hinterlassen. Sein Blick ähnelte plötzlich dem eines ungezogenen Jungen. »Mach mit!«
Bei diesem Vorschlag wurde Schenka ganz still. »Ja«, durchzuckte es Schenka, »es stimmt, was sie bei uns in Polen sagen: Bei den Deutschen verlierst du deine Freiheit, bei den Russen deine Seele.«
»Na los, machen wir's zusammen!«
»Ich will nicht!«
»Meinst du, das ist Lästerung?«
Heute, nach vielen Jahren, scheint mir, daß ich den fernen Sinn dieser Frage verstehe. Hätte Schenka »ja« gerufen, wäre wahrscheinlich noch alles gut gegangen. Statt dessen empfand er ein beschämendes Gefühl der Erregung – eine Reaktion auf seinen übermäßig heftigen Ekel.
Dem ungezogenen, aufgedunsenen Revisor, der mit der Gottheit in seiner eigenen Sprache kommunizierte, konnte das nicht verborgen bleiben. Das Revisorenauge sieht alles. Schenka nahm Reißaus und versteckte sich im Badezimmer. Iwan Sergejewitsch machte ganz ganz schnell seine Liebeserklärung.
»Tja, ein Onanist...« Jedenfalls erzählte Schenka mir diese lustige Geschichte als Kuriosum.
Dann... was war dann? Dann wurde ohne Verzögerung ein radikaler Zug gemacht. Am folgenden Abend tranken sie reichlich. Sie stolperten über die Teppiche, stießen sich an den Möbeln und Türen.
»Na los, vertragen wir uns«, schlug Iwan Sergejewitsch vor.
»Gut«, sagte Schenka.
»Wer bist du eigentlich?« fragte Iwan Sergejewitsch.
»Das weißt du selber«, sagte Schenka.
»Weiß ich nicht«, antwortete Iwan Sergejewitsch störrisch.
»Was willst du?« fragte Schenka.
»Liebe«, sagte Iwan Sergejewitsch. Er begann zu weinen. »Du meinst, mir tut es um die Ikone leid? Sie gehört dir. Da, nimm sie. Aber mich solltest du auch nicht vergessen. Fällt dir das schwer, oder was?«
»Ich vergesse dich nicht«, stammelte Schenka starr vor Entsetzen.

Wie jeder zu Hoffnungen Anlaß gebende Schauspieler war er doppelt gepolt. Er hatte seine kleinen Erfahrungen, auf die er selbstverständlich stolz war. Andererseits hieß es verkaufen und zu leben anfangen. Kurzum, er antwortete dem Vater nicht direkt träge, aber auch nicht deutlich (was willst du eigentlich? und überhaupt?), und ich, der ich weder an diesen besoffenen Dialog noch an die dagestanischen Teppiche, über die sie gestolpert sein wollen, und nicht einmal an die vorhergegangene Eruption vor der Ikone besonders glaube – *an nichts von alledem*, mich schmerzt es fortzufahren ...

Nachdem Schenka also dezent abgelehnt hatte, legte er sich schlafen und träumte von der Ikone. Nachts kam der Vater zu ihm. Teilweise wieder nüchtern, übel nach gealtertem, abgetragenem Körper riechend, erschien er.

Wie gern wollte ich von einer anderen Begegnung schreiben, gebt mir eine andere! Der unbeugsame »Knecht der KPdSU«, überzeugter Kirchgänger, dessen zweifelnder Sohn sich wiedergefunden hat ... Es folgt der Appell des Sohnes. Eine rührselige, wahre, richtige Geschichte mit Auszeichnung für Standhaftigkeit im Geiste. Warum waren die kanonisierten Herzen dieser fröhlichen Märtyrerinnen (falls ich was verstanden habe) nicht groß genug, um Rache in jene Liebe, nach der es Schenka so dürstete, umzuschmieden, um *die Liebe zu multiplizieren?* Wer gibt mir die Antwort? Niemand, niemals (ich verstehe, die Kräfte sind ungleich verteilt, und ich stehe dumm da, doch ich kann mich nicht beherrschen).

Schenka erwachte von einem seltsamen Gefühl. Iwan Sergejewitsch – aus irgendeinem Grund trug er eine Brille und Büroärmelschoner – war damit beschäftigt, ihn sorgfältig zu wichsen, und als er bemerkte, daß Schenka sich bewegte, murmelte er leise:

»Warte, du bist gleich soweit.«

Schenka beschloß, daß er das alles nur träumte, machte eine heftige Bewegung, um den unmöglichen Traum zu verscheuchen, doch dadurch war es auch schon passiert, und er wachte vollends auf. Iwan Sergejewitsch leckte sich die Lippen ab. Seine Gesichtshaut war welk, er war ein kranker Mann. Plötzlich, blitzartig hatte Schenka begriffen und versetzte dem Vater gnadenlos einen Tritt ins Gesicht, sprang auf, packte seine Kleider, der Vater lief mit zerschlagenen Lippen hinter ihm her:

»Deine Ikone!«

Noch vor Tagesanbruch stand Schenka auf der Straße, nahm sich ein Taxi und eilte zu seinem einzigen Freund, den er sich in dieser schrecklichen russischen Stadt angeschafft hatte. Er konnte sich lange nicht beruhigen. Er lief rastlos in der Wohnung auf und ab, kochte in der Küche Kaffee, rauchte und stöhnte vor sich hin.

Was für eine ungute Geschichte. Er hatte seinen eigenen unappetitlichen Orgasmus verschlafen.
Am Morgen rief Iwan Sergejewitsch an: Schenka sei verschwunden. Ob er vielleicht bei mir sei? Der verwundete Lustmolch sprach mit aufgeregter, süßlicher Stimme. Schenka riß mir den Hörer aus der Hand und begann obszön zu fluchen, wobei er russische und polnische Wörter durcheinanderbrachte, wie das die Polen meistens tun.
Er wird sich an dir rächen, sagte Schenka, und er irrte nicht. Iwan Sergejewitsch verbreitete das Gerücht, wir hätten uns zwei Huren aus Gorki angelacht und frönten kollektiver Ausschweifung. Ich stellte mich ihnen als Pole vor, aber dann war es mir sehr lästig, den Akzent aufrechtzuerhalten. Wir boten ihnen die Vorräte aus meinem Kühlschrank an, hauptsächlich Geschenke von Schenkas Vater.
Die kleine hatte flache, bewegliche Brüste (sie sahen aus wie Krevetten), bei der zweiten waren sie groß und schön, sie bedeckte sie verschämt mit einem dunkelblauen Kopftuch, das mit weißen Freundschafts-Parolen bedruckt war. Schenka riß sich sofort alle Kleider runter und begann auf einem Bein zu hüpfen; sie kicherten. »Er ist nicht groß, aber technisch in Ordnung«, erklärte Schenka. »Und vor dem da müßt ihr überhaupt keine Angst haben«, sagte er über mich. »Er ist impotent, aber er versteht es, sich als gutmütiger Ficker zu tarnen. Zeig mal, was da bei dir baumelt.« Die Mädels kicherten schon wieder los. Schenkas Sinn für Humor brachte mich ganz durcheinander, ich war beleidigt und folgte nicht gleich seiner Aufforderung.
Sie riefen irgendwo an. Von irgendwoher tauchte eine dritte auf. Die wurde auch sehr schnell überredet, die Bluse auszuziehen, und die zweite bat mich, mit ihr nichts weiter zu machen, denn sie sei noch klein. Die dritte guckte lange vom Sessel aus zu, wie die anderen tanzten, und sagte mit jugendlicher Baßstimme: originell. Sie war wohl die Schwester von einer der beiden anderen, ich glaube, von der zweiten. Dann gingen die Mädels ins Badezimmer und kamen in Handtücher gehüllt zurück. Dann ließen sie die Handtücher fallen. Die dritte rührte sich überhaupt nicht mehr von ihrem Sessel. Zu dem Zeitpunkt hatte Schenka sich bereits besoffen. Er verschwand mit der ersten, dann kam er wieder und schlief auf dem Diwan ein. Da fingen die beiden ersten Mädchen an, sich gegenseitig an den Brüsten zu berühren und diese mit unverhohlenem Interesse zu untersuchen. Dann berührten wir alle, außer dem schlafenden Schenka, die Brüste der dritten, mehr aber nicht. Dann hatte die dritte genug von dieser Ausschweifung, sie gähnte herzhaft, ihr Gesichtchen legte sich in Falten, und rasch schlief sie im Sessel ein. Ich ging mit der zweiten ins Schlafzimmer, und wir taten dort alles außer zu bumsen. Dann klopfte die erste an die Tür und bat darum, ohne Faxen in unserem

Bett einfach schlafen zu dürfen. Morgens erwachte ich neben dem großen, schmächtigen Mädchen aus Gorki, wir fanden Gefallen aneinander und begannen uns ernsthaft, wie Verliebte, mit ihrer schmalen und dunklen Scham zu befassen, wobei wir immer weiter und tiefer vordrangen; die erste half uns dabei, indem sie schmachtend seufzte und meine Eier betastete, bis ich entdeckte, daß wir alle drei blutverschmiert waren. Da blieb der Schmächtigen nichts übrig, als zu gestehen, daß sie erst zum zweiten Mal im Leben, und daß das erste Mal nicht geklappt hätte. Sie war Frau geworden mit einem Pseudopolen, dessen Akzent am anderen Morgen mir nichts dir nichts wie weggeblasen war, so wie das in Filmen vorkommt, und niemand wunderte sich über diesen Umstand. Dafür begeisterte mich die Jungfräulichkeit der schmächtigen Hure, und ich wollte ihr gern etwas Nettes sagen, ihr ein Geschenk mit auf den Weg geben oder einfach irgend etwas ausrufen. Als sie ihren blutigen Bauch waschen gegangen war, wollte ich mich eigentlich an die erste ranmachen, aber die erklärte in der entscheidenden Sekunde, sie müsse pinkeln, verschwand und tauchte nicht wieder auf, ich fand die Freundinnen in der Badewanne, auf dem Fußboden lag mein kaputter Braun-Elektrorasierer herum, und die dritte war überhaupt ganz früh schon gegangen, sie war mit dem Türschloß allein fertiggeworden. Die Schmächtige machte in der Badewanne einen ausgesprochen feierlichen Eindruck. Wir brieten uns sechs Spiegeleier und verschlangen sie mit Vergnügen, während wir freundschaftlich vereint unser gemeinsames Leben planten. Schenka stand spät auf, er hatte Kopfschmerzen und nörgelte. Wir konnten das nicht gutheißen. Er lief ziellos umher.

Irgendwo in Nischni Nowgorod lebt ein Mädchen mit blutverschmiertem Bauch. Oder bist du irgendwo anders hingefahren, mein Täubchen, aber wohin? Nach den Spiegeleiern trennten wir uns auf immer. Das Pinkeln der ersten, vielleicht auch deren Mitleid, hatte mich gerettet.

Schenka hatte sich mit Syphilis infiziert, er ließ sich in Warschau behandeln. Sein Vater erfuhr von der Syphilis und gab mir an allem die Schuld. Er verbreitete einen schrecklichen Klatsch über mich. Ewunja fand auch, ich sei an allem schuld, und kündigte mir in Abwesenheit endgültig die Freundschaft auf.

Als Schenka geheilt war, kam er wieder nach Moskau, fuhr nach Koptewo und schlug Iwan Sergejewitsch in die Fresse, weil der seine Frau angerufen hatte. Außerdem verlangte er die Ikone als Schadenersatz. Der gedemütigte Vater versprach sie ihm, bat aber um etwas Zeit. Schenka wohnte still bei mir, noch immer verschreckt wegen der Syphilis, und wartete auf die Ikone. Der Vater kam uns besuchen. Er zog im Flur seine Schuhe aus und saß auf dem Sesselrand, die Füße in den himbeerroten Socken untergeschlagen. Er

brachte uns Pralinen und Kognak. Wir nahmen den Tribut gnädig an. Aber trinken wollten wir nicht mit ihm: Wir ekelten uns.
Für *ihren* Export bot Schenka mir Dollars an. Ich wollte nichts davon hören. Überhaupt fürchtete ich mich ein wenig vor Dollars. Eines Tages kam Schenkas Vater, und noch bevor er die Schuhe ausgezogen hatte, sagte er, daß man tagsüber, während er auf der Arbeit gewesen sei, seine Wohnung ausgeplündert und die Ikone mitgenommen habe. Schenka brach in ungläubiges Gelächter aus. Iwan Sergejewitsch schlug vor, zu ihm zu fahren und sich zu vergewissern, in seinen Augen standen Tränen. Ich überlebe das nicht, flüsterte er immer wieder auf dem Weg zu seiner Wohnung. Die Tür war aufgebrochen. Das Geschirr zerschlagen. Scherben auf dem Fußboden. Die Brillanten verschwunden. Die Ikone weg. »Ich habe alles verloren.« Wir schwiegen. »Das war gezielt«, sagte der Vater dumpf. »Einer, der mir nahesteht.« »Du hast keine Freunde«, sagte Schenka. »Lüg nicht so!« Der Vater schwieg. »Das warst du selber, du Hurensohn!« brüllte Schenka wild los. Er drehte auf einmal durch. Der Vater begann zu weinen, vor lauter Gekränktheit wahrscheinlich. Schenka zuckte die Achseln. Wir gingen.
Ich begleitete ihn zum Flughafen Scheremetjewo. Er hatte sich schon mit dem Gedanken abgefunden, daß ihm die Ikone durch die Lappen gegangen war, er blickte nur mürrisch drein. »Scheißland«, sagte er zum Abschied, »das hier ist ja noch schlimmer als Polen.«
Etwa ein halbes Jahr später wurde ich vorgeladen, und gleich ging es los mit dem Druck, mit diesen Psychomethoden aus dem letzten Jahrhundert, die sie so gut beherrschen. Das Gezücht der russischen Belletristik. Ich mag diese Dinge nicht. Ich dachte, es wäre wegen der schwarzen Ikone. Ich hatte keine Ahnung. Sie hatten meine Telefonnummer im Notizbuch von Schenkas Vater entdeckt, den man im Nordkaukasus, wo er als Revisor unterwegs gewesen war, aus dem Zug gestoßen hatte. Der Nordkaukasus rief bei mir Sodbrennen hervor, mir sind Leute, die leicht blutunterlaufene Augen haben, unangenehm. Ihre goldenen Münder sind mir unangenehm.
Von dem Wohnungseinbruch wußte der Untersuchungsrichter nichts. »Soweit ich das beurteilen kann, war er ein finsterer Typ«, bemerkte ich. Er stimmte mir zu. Ich kam mit ein paar Allgemeinplätzen davon, ohne die mir bekannten Einzelheiten auspacken zu müssen. Letzten Endes war ich ja sowas wie Schenkas Freund. Der Untersuchungsrichter wartete geduldig, daß mir die Informationen von selbst entschlüpften. Sie taten es nicht. »Gefällt sie Ihnen?« fragte der Untersuchungsrichter, als er bemerkte, daß mein Blick auf seine kleine Remington fiel, die schon antiquarischen Wert haben mußte. »Ein Klasseding!« »Ein Journalist hat mir mal tausendzweihundert geboten.« Zwei Typen, die ein Stück Weißbrot mampften, stürmten lärmend

und ohne vorher anzuklopfen ins Zimmer. Der Untersuchungsrichter zog nervös seine Pistole unter der Achsel hervor. »Wir wollen eine Meldung machen«, sagten die Typen kauend. »Raus!« kläffte der schmächtige (irgendwie sind bei mir alle schmächtig) Untersuchungsrichter, während er die Waffe wieder einsteckte. Die beiden verdrückten sich kauend. Ich verdrückte mich ebenfalls, mit der Remington unter dem Arm, zufrieden. »Vielleicht hat er sich selber rausgestürzt?« schlug ich ihm zum Schluß noch vor. »Weiß der Kuckuck«, erwiderte der Untersuchungsrichter.
Wir sitzen in dem lauten, engen Café am Montparnasse.
»Sind deine Kinder getauft?«
»Ja, wieso?« wunderte sich Schenka über meine Frage.
»Also hat Tacitus nicht recht?« spöttelte ich.
»Welcher Tacitus? Ach, der! Na ja, Ewka wollte das natürlich.«
»Und Tacitus?«
»Das hier ist ein anderes Leben, alter Freund. Das hier ist Paris. Russische Fragen haben hier nichts zu suchen.«
Er hatte Moos angesetzt, das Haar war licht, er begann seinem Vater zu ähneln, es fehlte nur noch das väterlich Sowjetische. »Haben sie rausgefunden, wer ihn umgebracht hat?« setzte ich die russischen Fragen fort. »Rausgefunden? Nie werden sie das.« Schenka verzieht den Mund. »Und was ist mit der Ikone?« »Für die Ikone, alter Freund, hab ich mir hier eine Wohnung gekauft. Obwohl – von wegen 15. Jahrhundert! Mit Ach und Krach habe ich sie verkaufen können. Fahren wir? Ewka wird sich freuen.« »Ich muß morgen nach Amerika fliegen«, sage ich. »Ich muß ausschlafen.«
Da gab er mir die Telefonnummern der Polen in Los Angeles, ich notierte sie mir, und auf der Straße umarmten wir uns.
»Soll ich dich mal überraschen?« fragt Schenka.
»Bitte«, erwidere ich ohne besondere Begeisterung.
»Weißt du, wer meinen Vater um die Ecke gebracht hat?«
»Na?«
»Rat mal«, lacht er.
»Nein«, sage ich.
Er sieht mich fast herausfordernd an. »Hast du's wirklich nicht begriffen?«
»Du bist ein Mythomane«, sage ich. »Du warst doch damals gar nicht in der Sowjetunion.«
»Immer wenn ich die Augen zumachte, sah ich, wie mein Sperma ihm von den Lippen tropft. Jede Nacht. Das war unangenehm, alter Freund. Davon wollte ich mich befreien.«

Aus dem Russischen von Beate Rausch

ROWOHLT
BERLIN

Sachbücher von Opfern und
über Täter der Staatssicherheit

Dreht Euch nicht um . . .

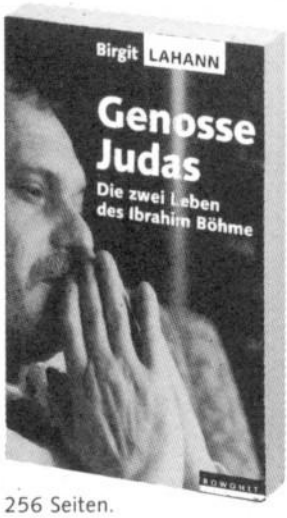
. . . wenn die Stasi geht um

■ Über Honecker, Mittag und Schalck-Golodkowski, drei Schlüsselfiguren des SED-Regimes – der Nachfolgeband des Bestsellers "Tatort Politbüro. Die Akte Honecker".

416 Seiten.
Kartoniert.DM 29,80

■ Peter Przybylski, Tatort Politbüro. Die Akte Honeker
432 Seiten. Kartoniert.
DM 29,80

■ Stern-Autorin Birgit Lahann schrieb das Portrait eines Agent provocateur, der viele Gesichter hatte: Ibrahim Böhme, Medienstar und charismatischer Mitbegründer der DDR-SPD, war einer der erfolgreichsten inoffiziellen Mitarbeiter der Staatssicherheit.



256 Seiten.
Kartoniert. DM 32,–

■ Hans Joachim Schädlich versammelt in «Aktenkundig» Schriftsteller und Bürgerrechtler, die ihre Stasi-Akten eingesehen haben. Sie enträtseln die Geheimnisse ihrer Vergangenheit und zerreißen das Gewebe aus Lüge und Verrat, in das der SED-Staat sie hatte einspinnen wollen.

288 Seiten.
Kartoniert. DM 29,80

■ Michael Müller/Andreas Kanonenberg,
Die RAF-Stasi-Connection
256 Seiten. Kartoniert.
DM 29,80

■ Jochen von Lang,
Erich Mielke. Eine deutsche Karriere
304 Seiten. Gebunden.
DM 39,80

■ David Gill/Ulrich Schröter,
Das Ministerium für Staatssicherheit. Anatomie des Mielke-Imperiums
528 Seiten. Kartoniert.
DM 36,–

Anmerkungen der Redaktion

Irene Dische, Jahrg. 1952, amerikanische Schriftstellerin, lebt in Berlin.

Axel Hacke, Jahrg. 1956, schreibt für die *Süddeutsche Zeitung* und lebt in München. Zuletzt erschien von ihm *Der kleine Erziehungsberater* (München).

Herta Müller, geb. 1953 in Nitzkydorf/Rumänien, lebt seit 1987 in Deutschland, gegenwärtig in Hamburg. Soeben erschienen der Roman *Der Fuchs war damals schon der Jäger* (Reinbek) und die Essay-Sammlung *Eine warme Kartoffel ist ein warmes Bett* (Hamburg).

Rolf Schneider, Jahrg. 1932, Schriftsteller, lebt in Schöneiche bei Berlin.

István Eörsi, Jahrg. 1931, Lyriker, Dramatiker, Essayist, lebt in Budapest. Zuletzt erschien von ihm *Erinnerung an die schönen alten Zeiten* (Reinbek).

Ljudmila Petruschewskaja, Jahrg. 1938, Erzählerin und Dramatikerin, lebt in Moskau. Auf deutsch erschien 1991 ihre Erzählung *Meine Zeit ist die Nacht. Aufzeichnungen auf der Tischkante* (Berlin).

Paul Parin, 1916 in Slowenien geboren, ist Psychoanalytiker, schreibt Essays, Erzählungen und Erinnerungen, lebt in Zürich. Zuletzt erschien sein Bericht *Es ist Krieg und wir gehen hin. Bei den jugoslawischen Partisanen* (Berlin).

Reinhard Kaiser, Jahrg. 1950, lebt als Übersetzer und Schriftsteller in Frankfurt am Main. 1991 erschien sein Roman *Der kalte Sommer des Doktor Polidori* (Frankfurt).

Ingomar von Kieseritzky, Jahrg. 1944, Schriftsteller, lebt in Berlin. Zuletzt erschien von ihm der Roman *Der Frauenplan* (Stuttgart).

Zsuzsa Szemes, geb. 1950, arbeitetee u. a. als Kesselheizerin, Krankenschwester, Bibliothekarin; lebt in Budapest. »Ich werde ein Engel« ist in Ungarn bisher noch nicht veröffentlicht.

Karin Reschke, Schriftstellerin, lebt in Berlin. Im Frühjahr 1993 erscheint ihr neues Buch *Das Lachen im Wald* (Frankfurt).

Viktor Jerofejew, Jahrg. 1947, Romancier und Essayist, lebt in Moskau. Zuletzt erschien von ihm der Erzählungsband *Leben mit einem Idioten* (Frankfurt).

Keto von Waberer, Schriftstellerin, lebt in München. Zuletzt erschien von ihr *Fischwinter*, Erzählungen (Köln).

Kursbuch 111 **In Sachen Erich Honecker** erscheint Februar 1993

Kursbuch 112 **Städte bauen** erscheint Mai 1993

Vorschauen auf diese Nummern enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 64 und 65.

Adler, Alexander: Sturm über dem Islam *Kursbuch 104*, 1991; S. 171
Afheldt, Horst: Die neue Nachkriegszeit *Kursbuch 105*, 1991; S. 13

Banac, Ivo: Die Nationalitätenfalle *Kursbuch 102*, 1990; S. 147
Bartels, Daghild: Design-Mythos. Die Verheißungen des neuen Mobiliars *Kursbuch 106*, 1991; S. 1
Behr, Hans-Georg: Wiener Wirrungen *Kursbuch 102*, 1990; S. 139
Behr, Hans-Georg: An der deutschen Friedensfront *Kursbuch 105*, 1991; S. 89
Bentmann, Reinhard: Geschichtsdesign. Die Verwandlung des Stadtraums zur guten Stube *Kursbuch 106*, 1991; S. 33
Bertram, Christoph: Pax Americana Akt II *Kursbuch 105*, 1991; S. 37
Bierwisch, Manfred: Wissenschaft im Realen Sozialismus *Kursbuch 101*, 1990; S. 112
Bommarius, Christian: Rechtsstaat DDR *Kursbuch 101*, 1990; S. 99
Bommarius, Christian: Neue Rechte für neue Bürger *Kursbuch 107*, 1992; S. 8
Brunotte, Ulrike: Herakles, das Chaos und die Arbeit *Kursbuch 108*, 1992; S. 135
Büttner, Christian/Wirtz, Michaela: Heldenwahl. Welche Vorbilder hat der Nachwuchs? *Kursbuch 108*, 1992; S. 123
Busche, Jürgen: Des Deutschen Vaterland *Kursbuch 104*, 1991; S. 105
Busche, Jürgen: Das gewinnende Lächeln. Charisma und Politik *Kursbuch 108*, 1992; S. 106

Čačinović-Puhovski, Nadežda: Jugoslawien – ein Nachruf *Kursbuch 107*, 1992; S. 171
Carstensen, Regina: Fassadenkorrektur *Kursbuch 106*, 1991; S. 53

Dalos, György: Ungarn – ein Jahr nach dem Weltuntergang *Kursbuch 102*, 1991; S. 65
Dalos, György: Kleiner Führer durch die neuen Parteien *Kursbuch 103*, 1991; S. 107
Dalos, György: Straßenschilderkampf *Kursbuch 104*, 1991; S. 136
Dalos, György: Man muß nicht Held sein, wenn man nicht will *Kursbuch 108*, 1992; S. 22
Dalos, Rimma: Der Abschied von meiner russischen Seele *Kursbuch 103*, 1991; S. 69
Dawson, Layla: Die deutsche Schule der Schweißer und Black & Decker-Werker *Kursbuch 106*, 1991; S. 111
Demski, Eva: Der Hund ist klüger als du *Kursbuch 109*, 1992; S. 101
Dieckmann, Friedrich: Die Schnelligkeit der Schildkröte. Ansichten eines Gesamtkunstwerks *Kursbuch 101*, 1990; S. 35
Dietz, Barbara: Rußland ist groß und Moskau noch mächtig *Kursbuch 103*, 1991; S. 93
Dietz, Barbara: Der Drang aus dem Osten. Völkerbewegung in der ehemaligen Sowjetunion *Kursbuch 107*, 1992; S. 156
Diner, Dan: Den Westen verstehen. Der Golfkrieg als deutsches Lehrstück *Kursbuch 104*, 1991; S. 143
Dische, Irene: Die Freßhexe *Kursbuch 110*, 1992; S. 3
Domdey, Horst: Feindbild: BRD *Kursbuch 109*, 1992; S. 63

Eichwede, Wolfgang: Vom Oktober zum Februar. Rußlands Weg in die Moderne *Kursbuch 105*, 1991; S. 187
Eisel, Ulrich: Die Schuld, die Heuchelei, die Korruption. Gedanken über die Deutschen und einen Christen *Kursbuch 109*, 1992; S. 111

Eörsi, István: Vom Loch in der Tasche des Lügners. Ungarische Verdrängungen *Kursbuch 102*, 1990; S. 75
Eörsi, István: Going West? *Kursbuch 104*, 1991; S. 129
Eörsi, István: Monolog aus dem Bett *Kursbuch 110*, 1992; S. 67
Erdheim, Mario: Fremdeln. Kulturelle Unverträglichkeit und Anziehung *Kursbuch 107*, 1992; S. 19

Fritz-Vannahme, Joachim: Mitterands Machtträume *Kursbuch 105*, 1991; S. 99

Galli Zugaro, Emilio: »Die Barbaren kommen«. Gespräch mit Piero Bassetti über Einwanderung und Invasion *Kursbuch 107*, 1992; S. 120
Garton Ash, Timothy: Einmal Jalta und Zurück *Kursbuch 102*, 1992; S. 1
Grasskamp, Walter: Das gescheiterte Gesamtkunstwerk. Design zwischen allen Stühlen *Kursbuch 106*, 1991; S. 67
Grefe, Christiane: Nach dem Krieg die Katastrophe. Die ökologischen Kosten *Kursbuch 105*, 1991; S. 45
Grill, Bartholomäus/Matthies, Volker: Chaosmacht Afrika? *Kursbuch 105*, 1991; S. 153
Grözinger, Gerd: Die Verbesserung des Volkswillens *Kursbuch 104*, 1991; S. 85
Gudkow, Lew D.: Die Dämmerung der Freiheit *Kursbuch 103*, 1991; S. 51

Hacke, Axel: Die Abfuhr *Kursbuch 110*, 1992; S. 15
Heider, Ulrike: »Eine Nation vor Gott«. Die amerikanischen Intellektuellen im Golfkrieg *Kursbuch 105*, 1991; S. 73
Hinrichs, Reimer: Patient DDR *Kursbuch 101*, 1990; S. 57
Höbel, Wolfgang: Unorganisierte Maßnahmen. Theatersplitter aus der DDR *Kursbuch 101*, 1990; S. 125
Holbein, Ulrich: Denkmalspflege in Literatopia *Kursbuch 108*, 1992; S. 151

Jahn, Hubertus F.: Mein letzter Abend in Leningrad *Kursbuch 103*, 1991; S. 6
Jerofejew, Viktor: Der russische Riß *Kursbuch 103*, 1991; S. 45
Jerofejew, Viktor: »Rußland lieb' ich, doch diese Lieb' ist seltsam« *Kursbuch 103*, 1991; S. 123
Jerofejew, Viktor: Schenkas Thesaurus *Kursbuch 110*, 1992; S. 165
Joedecke, Rainer: Willkommen in Hoyerswerda *Kursbuch 107*, 1992; S. 69

Kästner, Erich: Der Handstand auf der Loreley *Kursbuch 108*, 1992; S. 1
Kaiser, Reinhard: Die Schreie *Kursbuch 110*, 1992; S. 101
Kallscheuer, Otto: Zwischen Gottes Wort und Volkes Stimme *Kursbuch 104*, 1991; S. 37
Kallscheuer, Otto: Fremde Götter oder die Grenzen der Toleranz. Ein Vexierbild *Kursbuch 107*, 1992; S. 51
Karsunke, Yaak: Fünf sarkastische Sonette *Kursbuch 109*, 1992; S. 97
Kerneck, Barbara: Pension Olympia – zwischen Heimat und Heimat *Kursbuch 107*, 1992; S. 143
Kerneck, Barbara: Der letzte Heros. Über das Fortleben des Jurij Gagarin *Kursbuch 108*, 1992; S. 2
Kertész, Imre: Galeerentagebuch 1980 *Kursbuch 109*, 1992; S. 9
Kieseritzky, Ingomar von: Reduction *Kursbuch 110*, 1992; S. 109

Koenen, Krisztina: Prinzipienloser Frieden. Über das Osteuropabild der Westdeutschen *Kursbuch 102*, 1990; S. 12
Konrád, György: Die Melancholie der Wiedergeburt *Kursbuch 102*, 1990; S. 25
Kordonski, Simon: Der sowjetische Mensch als Objekt des Mitleids *Kursbuch 103*, 1991; S. 74
Król, Marcin: Neues Vaterland oder Vaterland der Enterbten? Die Krise der polnischen Identität *Kursbuch 102*, 1990; S. 99
Kramer, Jane: Familie Schmidt. Ein Brief aus Deutschland *Kursbuch 109*, 1992; S. 19

Laederach, Jürg: Die Umschuldung *Kursbuch 109*, 1992; S. 1
Leggewie, Claus: Solidarität – Warum sie nicht funktioniert und trotzdem klappt *Kursbuch 104*, 1991; S. 67
Leggewie, Claus: Kurze Geschichte der Roten Hand. Ansichten zum Politischen Design *Kursbuch 106*, 1991; S. 141
Lévy, Bernard-Henri: Rückblick auf den Sozialismus. Mitteleuropäische Reisenotizen *Kursbuch 101*, 1990; S. 156
Lewinson, Alexei: Kasernenterror. Zur Soziologie der »Dedowschtschina« *Kursbuch 103*, 1991; S. 139

Mai, Ekkehard: Verklärung. Zur Ikonographie des Heldenbildes *Kursbuch 108*, 1992; S. 88
Margolina, Sonja: Die ungeborene Zivilisation *Kursbuch 103*, 1991; S. 1
Margolina, Sonja: Die Taucherkrankheit *Kursbuch 109*, 1992; S. 43
Maron, Monika: Zonophobie *Kursbuch 109*, 1992; S. 91
Matthies, Volker/Grill, Bartholomäus: Chaosmacht Afrika? *Kursbuch 105*, 1991; S. 153
Matussek, Matthias: Empfang bei Hofe. Lüpertz, Tizian & Co. *Kursbuch 108*, 1992; S. 113
Michel, Karl Markus: Die Menschheitsfalle *Kursbuch 104*, 1991; S. 23
Michel, Karl Markus: Zierat, Fetisch, Bluff. Eine Revue des schönen Scheins *Kursbuch 106*, 1991; S. 151
Michel, Karl Markus: Heldendämmerung. Die Schicksale der Grandiosität *Kursbuch 108*, 1992; S. 63
Möller, Wolfgang: Entfremdung. Eine Heilungsgeschichte *Kursbuch 101*, 1990; S. 67
Müller, Alois Martin: Gute Form und richtiges Leben. Das lange Ende einer Illusion *Kursbuch 106*, 1991; S. 87
Müller, Herta: Eine Fliege kommt durch einen halben Wald *Kursbuch 110*, 1992; S. 25

Nádas, Péter: Armer Sascha Anderson *Kursbuch 108*, 1992; S. 163
Nujkin, Andrei: Achtung, die »Zweiten« kommen! *Kursbuch 103*, 1991; S. 160

Parin, Paul: Wenn jetzt kein Has' kommt *Kursbuch 110*, 1992; S. 89
Petersen, Asmus: Fire and forget *Kursbuch 105*, 1991; S. 59
Petruschewskaja, Ljudmila: Auf Gott Eros' Wegen *Kursbuch 110*, 1992; S. 73
Pollack, Martin: Zurück in die Vergangenheit. Der Nationalitätenhader im verschwindenden Osteuropa *Kursbuch 102*, 1990; S. 54

Rathenow, Lutz: Ein Scheitern auf höchstem Niveau *Kursbuch 101*, 1990; S. 141
Rausch, Beate: Moskauer Winter *Kursbuch 103*, 1991; S. 39
Reck, Hans-Ulrich: Arm, aber ehrlich. Nachsichten zum DDR-Design *Kursbuch 106*, 1991; S. 95

Reck, Hans-Ulrich: J'accuse – J'affirme. Der Intellektuelle zwischen Ästhetikwahn und Selbstbezichtigung *Kursbuch 109*, 1992; S. 173
Reich, Jens: Was haben wir getan? Die Intelligenz und die sanften Revolutionen *Kursbuch 107*, 1992; S. 169
Reschke, Karin: Mea culpa *Kursbuch 110*, 1992; S. 141
Rheinz, Hanna: Flucht vor dem Anderssein. Noch eine deutsche Wiedervereinigung *Kursbuch 101*, 1990; S. 150
Ritter, Henning: Auf dem Rückweg von der Politik *Kursbuch 104*, 1991; S. 13
Ruppert, Wolfgang: Ulm ist tot. Es lebe Ulm! Rückblick auf die Hochschule für Gestaltung *Kursbuch 106*, 1991; S. 119

Sauer, Sabine: Was bleibt. Forschungen in der Leipziger Universitätsbibliothek. Ein Bildbericht *Kursbuch 101*, 1990; S. 74
Sauer, Sabine: Ad acta. Unter dem Dach des Berliner Bezirksgerichts Mitte. Ein Bildbericht *Kursbuch 104*, 1991; S. 77
Sauer, Sabine: Kunst am Bau. Ein Bildbericht *Kursbuch 106*, 1991; S. 59
Sauer, Sabine: Des Glückes Unterpfand. Ein Bildbericht *Kursbuch 109*, 1992; S. 53
Sauerland, Karol: Die Wiedervereinigung als europäische Herausforderung *Kursbuch 109*, 1992; S. 161
Schädlich, Hans Joachim: Die Sache mit B. *Kursbuch 109*, 1992; S. 81
Scherrer, Jutta: Vom schwierigen Weg in die Demokratie. Laute Gedanken zu Rußlands neuer Vergangenheit *Kursbuch 103*, 1991; S. 178
Schiffauer, Werner: Die Fremden in der Stadt. Modelle sozialer Organisation *Kursbuch 107*, 1992; S. 35
Schmähling, Elmar: Gesucht: eine Aufgabe für die NATO *Kursbuch 105*, 1991; S. 133
Schmid, Thomas: Last Exit Popper? Warum sich die Demokratie so schlecht mit Demokratie verträgt *Kursbuch 104*, 1991; S. 1
Schmid, Thomas: Die Eingeschlossenen von Jalta *Kursbuch 109*, 1992; S. 149
Schneider, Peter: Die Ahnenforscher *Kursbuch 101*, 1990; S. 132
Schneider, Rolf: Hoffart I-IX *Kursbuch 110*, 1992; S. 37
Schröder, Hans-Henning: Die Sowjetunion – ein hochgerüsteter Verlierer? *Kursbuch 105*, 1991; S. 121
Schumann, Harald: Selbstentmachtung der Politik. Die programmierte Krise des EG-Systems *Kursbuch 107*, 1992; S. 177
Seiler, Manfred: Der tapfere innere Held *Kursbuch 108*, 1992; S. 35
Siegl, Elfie: Perestroika-Rätsel *Kursbuch 103*, 1991; S. 151
Smoltczyk, Alexander: Der Rasta und die Marseillaise. Frankreich und seine Ausländer *Kursbuch 107*, 1992; S. 111
Sontheimer, Michael: Schlachtfelder werden zu Marktplätzen. Das Krisengebiet Südostasien *Kursbuch 105*, 1991; S. 167
Spengler, Tilman: Lenins Hirn. Erste Folge *Kursbuch 101*, 1990; S. 177 / Zweite Folge *Kursbuch 102*, 1990; S. 189 / Dritte Folge *Kursbuch 103*, 1991; S. 189
Spengler, Tilman: Alle glückliche Familie *Kursbuch 107*, 1992; S. 1
Spengler, Tilman: Vor dem Fall *Kursbuch 110*, 1992; S. 45
Stasig, Stig: Moskauer Einsichten. Ein Bildbericht *Kursbuch 108*, 1992; S. 27
Stephan, Cora: Im Drüben fischen *Kursbuch 104*, 1991; S. 115
Szemes, Zsuzsa: Ich werde ein Engel *Kursbuch 110*, 1992; S. 133
Szilágyi, Lenke: Neues aus Transsylvanien. Ein Bildbericht *Kursbuch 102*, 1990; S. 91

Tabor, Jan: Die Bat'a-Welt. Eine tschechische Komödie *Kursbuch 102*, 1990; S. 117
Toporow, Viktor: Nach der Niederlage *Kursbuch 103*, 1991; S. 21
Treumann, Rudolf A.: Dieses langweilige Land *Kursbuch 101*, 1990; S. 84
Tugendhat, Ernst: Das Friedensproblem heute *Kursbuch 105*, 1991; S. 1

Waberer, Keto von: Das Weiß im Auge des Feindes *Kursbuch 110*, 1992; S. 157
Wagner, Bernd: Anti-Klage *Kursbuch 109*, 1992; S. 129
Wagner, Richard: Mythendämmerung *Kursbuch 102*, 1990; S. 45
Wagner, Richard: Für eine Linke ohne Sozialismus *Kursbuch 104*, 1991; S. 55
Wagner, Richard: Der nationale Wanderstiefel. Minderheiten in Osteuropa *Kursbuch 107*, 1992; S. 133
Weber, Waldemar: Nach Osten – nach Westen? Zur Lage der russischen Kultur *Kursbuch 103*, 1991; S. 114
Weck, Michael: Der ironische Westen und der tragische Osten *Kursbuch 109*, 1992; S. 133
Weingart, Peter: New World Order – alte Ordnung in einer neuen Welt *Kursbuch 104*, 1991; S. 155
Weiss, Maurice: Die Kinder der Perestroika. Ein Bildbericht *Kursbuch 103*, 1991; S. 83
Welzk, Stefan: Das blaue Wirtschaftswunder *Kursbuch 101*, 1990; S. 1
Will, Herbert: Größenwahn. Sich selbst ein Held sein *Kursbuch 108*, 1992; S. 47
Winkelmann, Annette: Kein gelobtes Land. Juden in der Sowjetunion *Kursbuch 103*, 1991; S. 129
Wirtz, Michaela/Büttner, Christian: Heldenwahl. Welche Vorbilder hat der Nachwuchs? *Kursbuch 108*, 1992; S. 123
Wischenbart, Rüdiger: Das Wunder von Laibach *Kursbuch 102*, 1990; S. 167
Wolkogonow, Dmitri A.: Das Verblassen der Roten Armee. Ein Interview von Barbara Kerneck *Kursbuch 105*, 1991; S. 111
Wyss, Beat: In der Kathedrale des Kapitalismus *Kursbuch 106*, 1991; S. 19

Zucker, Renée: Marktplatz Berlin *Kursbuch 102*, 1990; S. 179
Zylla, Elsbeth: Haßregister *Kursbuch 101*, 1990; S. 22
Zylla, Elsbeth: Requiem für die Helden der Arbeit *Kursbuch 108*, 1992; S. 11

LUIGI PINTOR

Servabo

Erinnerung am Ende des Jahrhunderts

Luigi Pintor, einer der angesehensten Linken in Italien, erzählt seine Lebensgeschichte in Bildern, Ereignissen und Erfahrungen, ganz ohne Namen, Orte, Daten.
Er erzählt sie, um herauszufinden, wie eigen eine Lebensgeschichte überhaupt sein kann. Was an ihr ist eigen, was von der Zeit bestimmt? Eben das findet Interesse und ist mit der Grund, warum dieses schmale Buch in Italien innerhalb weniger Monate über fünfzigtausend Leser gefunden hat:
Einem ungewöhnlichen Mann zuzuhören, der seine höchst seltsame Lebenskurve gelassen als eine sehr fremdbestimmte erzählt.

»Pintor ist ein Meister der epigrammatischen Konzentration; er erreicht mit einem minimalen Aufwand maximale Wirkungen.«
Alice Vollenweider, Neue Zürcher Zeitung

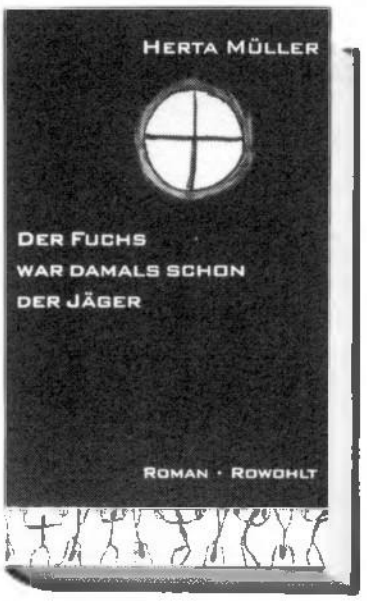
Aus dem Italienischen von Michael Becker und Petra Kaiser.
Quart*buch*. Schwarzes Leinen.
112 Seiten mit Abbildungen und einem Glossar
für die deutsche Ausgabe, DM 19.80

Wenn Sie mehr über unsere Bücher wissen wollen – schreiben Sie uns eine Postkarte. Wir schicken Ihnen dann unseren jährlichen Almanach *ZWIEBEL*:

Verlag Klaus Wagenbach, Ahornstraße 4, 1000 Berlin 30

Wagenbach

Literatur im Herbst '92



Diktatur

Rumänien zur Zeit der Ceaucescu-Diktatur: In der allgegenwärtigen Bedrohung und Angst versuchen die Lehrerin Adina, die Fabrikarbeiterin Clara und der Musiker Paul zu überleben. – Herta Müller, eine der herausragenden Autorinnen deutscher Sprache, verbindet in ihrem Roman poetische Bildmächtigkeit und rhythmische Prosa zu einer einzigartigen Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus.

Herta Müller
Der Fuchs war damals schon der Jäger. Roman
288 S. Geb. DM 36,–

Volks-Trauer

Eine Art Staatsbegräbnis findet in Wiesbaden für drei Selbstmörder statt. Es wird ein Fest nationaler Versöhnung, es ist die Anerkennung der Verdienste der RAF um den Zusammenhalt der Nation. Die Romangroteske «Himmelfahrt eines Staatsfeindes» ist das dritte, abschließende Buch über den ‹Deutschen Herbst› von Friedrich Christian Delius.

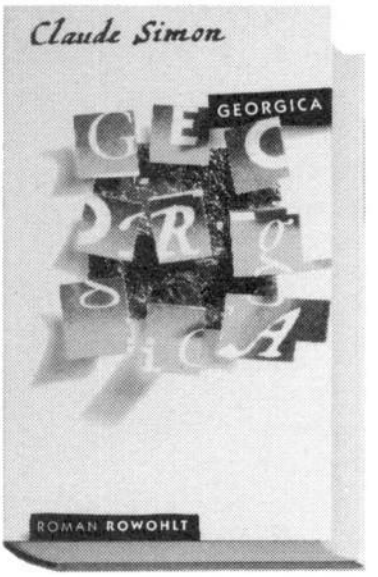
F. C. Delius
Himmelfahrt eines Staatsfeindes. Roman
368 S. Geb. DM 39,80

Foto: Isolde Ohlbaum

Herta Müller

Zeitenreise

Ein napoleonischer General, ein Engländer im Spanischen Bürgerkrieg, ein Mann während Frankreichs Zusammenbruch in Flandern: Diese drei Personen erleben in verschiedenen Epochen und



in Zeiten des Aufruhrs und der Gewalt Ereignisse, die sich zu wiederholen und zu überlagern scheinen. – In «Georgica» läßt der Literaturnobelpreisträger Claude Simon die großen Themen seines Werkes zusammenfließen: Natur und Geschichte, der Mensch und der Krieg als die Zerstörung der Kultur.

Claude Simon
Georgica. Roman
Deutsch von Doris Butz und Tresy Lejoly
480 S. Leinen. DM 58,–

Rowohlt

ROWOHLT
BERLIN

Literatur und Sachbuch
von jüdischen Autoren

Das Überleben überleben

■ Auf der Suche nach dem Mörder seines Großvaters in Theresienstadt gerät der Journalist Peter Finkelgruen immer

tiefer in die Verstrickungen der deutschen Geschichte. Sein ebenso spannender wie subtiler Bericht ist ein beklemmendes Zeugnis gegen die Totalität des Vergessens.
176 Seiten. Kart. DM 28,–

■ Heda Margolius Kovály, Eine Jüdin in Prag. Unter dem Schatten von Hitler und Stalin. Aus dem Amerikanischen von Hans-H. Harbort. 256 Seiten. Gebunden. DM 36,–

■ Kertész' Kaddisch gilt einem Kind, das es nie geben wird. In einem kunstvollen Monolog begründet der Erzähler seine Absage, nach Auschwitz Leben zu reproduzieren. «Ein beklemmend schönes Buch» (Neue Zürcher Zeitung) über die Schwierigkeiten, das Überleben zu überleben.

Aus dem Ungarischen von György Buda und Kristin Schwamm.
160 Seiten. Geb. DM 28,–

■ Barbara Honigmann, Eine Liebe aus nichts. 108 Seiten. Gebunden. DM 24,–

■ Einer der Großen der mitteleuropäischen Literatur ist wiederzuentdecken, ein Schriftsteller der verlorenen Generation zwischen Kafka und Kundera: Jiří Weil. Seine

Beschreibungen der gespenstischen und erniedrigenden Absurditäten im besetzten Prag gehören zu den bedeutendsten Werken über den Holocaust.
Aus dem Tschechischen von Eckhard Thiele. 288 Seiten. Gebunden. DM 36,–

ROWOHLT
BERLIN

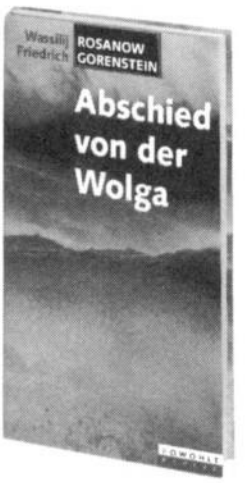
Russische Literatur

«Im Abschiedsblick liegt immer Bitterkeit»

■ Exzentrische Grenzgänger, Käuze und Tagträumer sind die Helden dieser bildhaften Prosa. Denn sie sind «die Normalen in einer verrückten Welt» (Tolstaja). Mit ihrer magisch-leuchtenden

Sprache durchdringt sie das Grau-in-Grau des sowjetischen Alltags und enthüllt «die einfachen Sünden der Lieblosigkeit, die tödlich sein können.» *(FR)*
Aus dem Russischen von Sylvia List. 160 Seiten. Gebunden. DM 32,–

■ Für den Kulturkritiker Wassilij Rosanow (1856 - 1919) war der mythenumwobene Fluß noch das «Mütterchen Wolga», der «russische Nil», Symbol für die Fruchtbarkeit und die Kraft des Volkes. Für den Schriftsteller Friedrich Gorenstein, Jahrgang 1932, mündet die Wolga in



Westberlin, dem Ort seines Exils. Die Wolga: ein sterbender Fluß, eine bedrohte Kulturlandschaft.
Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Sonja Margolina.
204 Seiten. Geb. DM 32,–

■ Die Familie ist die Welt. Eine andere Welt gibt es nicht. Die Familie ist die Hölle. Ihre Überlebensdevise heißt: eine gegen alle. Petruschewskajas Erzählung ist das

Psychogramm einer gedemütigten und vom ewigen Mangel erschöpften Frau, deren einzige Privatsphäre ihre nächtlichen Phantasiereisen sind: die «Aufzeichnungen auf der Tischkante».
Aus dem Russischen von Antje Leetz. 160 Seiten. Gebunden. DM 28,–

Lieferbare Kursbücher

Kursbuch 101 **Abriß der DDR** September 1990

Mit Beiträgen von: Stefan Welzk / Elisabeth Zylla / Friedrich Dieckmann / Reimer Hinrichs / Wolfgang Möller / Sabine Sauer / Rudolf A. Treumann / Christian Bommarius / Manfred Bierwisch / Wolfgang Hobel / Peter Schneider / Lutz Rathenow / Hanna Rheinz / Bernard-Henry Lévy / Tilman Spengler

Kursbuch 102 **Mehr Europa** Dezember 1990

Mit Beiträgen von: Timothy Garton Ash / Krisztina Koenen / György Konrád / Richard Wagner / Martin Pollack / György Dalos / István Eörsi / Lenke Szilágyi / Marcin Król / Jan Tabor / Hans-Georg Behr / Ivo Banac / Rüdiger Wischenbart / Renée Zucker / Tilman Spengler

Kursbuch 103 **Rußland verstehen** März 1991

Mit Beiträgen von: Sonja Margolina / Hubertus F. Jahn / Viktor Toporow / Beate Rausch / Viktor Jerofejew / Lew D. Gudkow / Rimma Dalos / Simon Kordonski / Maurice Weiss / Barbara Dietz / György Dalos / Waldemar Weber / Annette Winkelmann / Alexei Lewinson / Elfie Siegl / Andrei Nujkin / Jutta Scherrer / Tilman Spengler

Kursbuch 104 **Weiter denken** Juni 1991

Mit Beiträgen von: Thomas Schmid / Henning Ritter / Karl Markus Michel / Otto Kallscheuer / Richard Wagner / Claus Leggewie / Sabine Sauer / Gerd Grözinger / Jürgen Busche / Cora Stephan / István Eörsi / György Dalos / Dan Diner / Peter Weingart / Alexander Adler

Kursbuch 105 **Krieg und Frieden** September 1991

Mit Beiträgen von: Ernst Tugendhat / Horst Afheldt / Christoph Bertram / Christiane Grefe / Asmus Petersen / Ulrike Heider / Hans-Georg Behr / Joachim Fritz-Vannahme / Dmitri A. Wolkogonow / Hans-Henning Schröder / Elmar Schmähling / Bartholomäus Grill u. Volker Matthies / Michael Sontheimer / Wolfgang Eichwede

Kursbuch 106 **Alles Design** Dezember 1991

Mit Beiträgen von: Daghild Bartels / Beat Wyss / Reinhard Bentmann / Regina Carstensen / Sabine Sauer / Walter Grasskamp / Alois Martin Müller / Hans-Ulrich Reck / Layla Dawson / Wolfgang Ruppert / Claus Leggewie / Karl Markus Michel / Jens Reich

Kursbuch 107 **Die Unterwanderung Europas** März 1992

Mit Beiträgen von: Tilman Spengler / Christian Bommarius / Mario Erdheim / Werner Schiffauer / Otto Kallscheuer / Rainer Joedecke / Alexander Smoltczyk / Emilio Galli Zugaro / Richard Wagner / Barbara Kerneck / Barbara Dietz / Nadežda Čačinovič-Puhovski / Harald Schumann

Kursbuch 108 **Heroisierungen** Juni 1992

Mit Beiträgen von: Erich Kästner / Barbara Kerneck / Elsbeth Zylla / György Dalos / Stig Stasig / Manfred Seiler / Herbert Will / Karl Markus Michel / Ekkehard Mai / Jürgen Busche / Matthias Matussek / Christian Büttner und Michaela Wirtz / Ulrike Brunotte / Ulrich Holbein / Péter Nádas

Kursbuch 109 **Deutschland, Deutschland** September 1992

Mit Beiträgen von: Jürg Laederach / Imre Kertész / Jane Kramer / Sonja Margolina / Sabine Sauer / Horst Domdey / Hans Joachim Schädlich / Monika Maron / Yaak Karsunke / Eva Demski / Ulrich Eisel / Bernd Wagner / Michael Weck / Thomas Schmid / Karol Sauerland / Hans Ulrich Reck

Georges-Arthur Goldschmidt

Der unterbrochene Wald

Aus dem Französischen von Peter Handke

»Der leisen Stimme des Gewissens folgend«
setzt Georges-Arthur Goldschmidt
›Die Absonderung‹ *fort.*

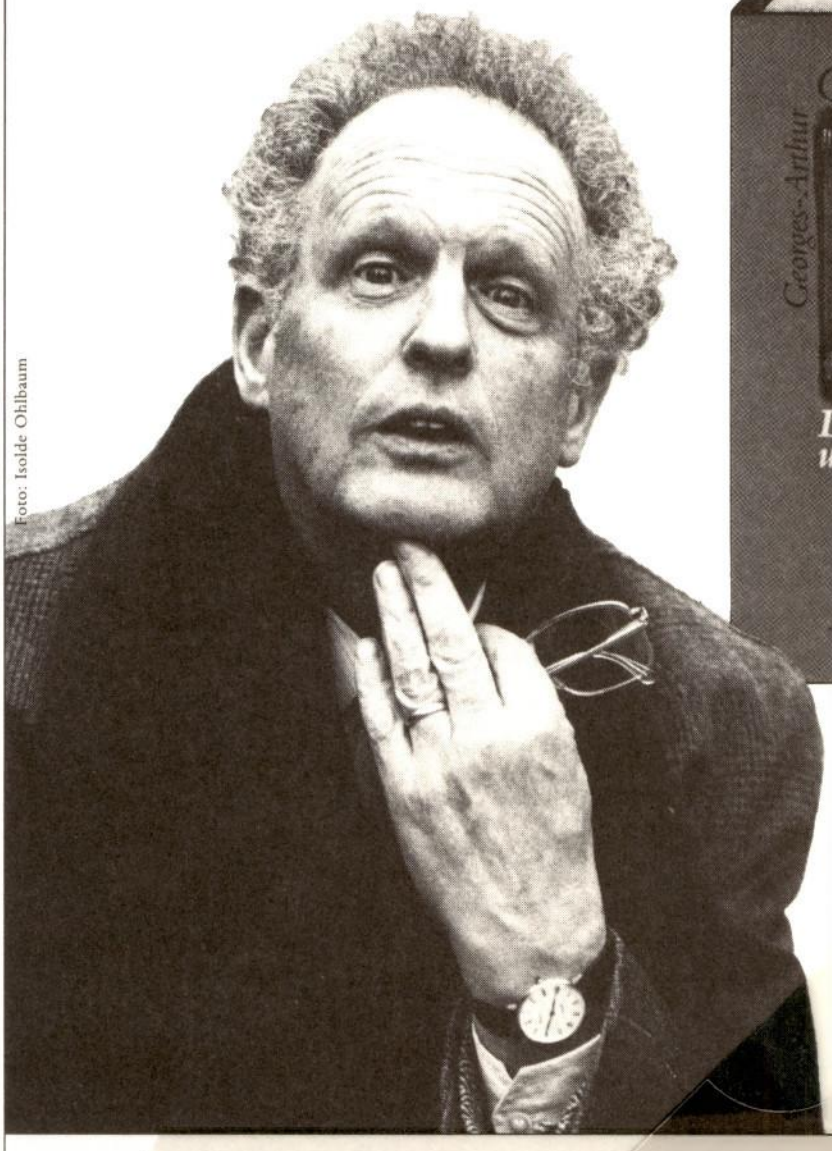


Foto: Isolde Ohlbaum

176 Seiten
Gebunden
DM 34.–
3-250-10176-6

Ammann Verlag

ROWOHLT
BERLIN

«Ein glänzendes Buch»

(Hellmuth Karasek)

352 Seiten.
Gebunden. DM 38,-

Wie hält es die Generation, die '68 mit den Vätern abrechnete, mit der Liebe? Peter Schneider beschreibt eine verrückte Situation in einer verrückten Stadt: Berlin vor dem Fall der Mauer. «Fabelhaft!» M. Reich-Ranicki

Foto: Sabine Sauer